Propyläen-Ausgabe

von

Goethes Sämtlichen Werken

Dritter Ergänzungsband:

Goethe als Persönlichkeit

Dritter Band

Goethe als Persönlichkeit

Berichte und Briefe von Zeitgenossen

gesammelt von

Heinz Amelung

3

Dritter Band: 1823—1832

1925

Im Propyläen-Verlag / Berlin

PT
1891
C09
Eng-Z.
Bd. 3

LIBRARY
JUL 19 1963

849798

Inhalt.

Seite

XVI. Von Eckermanns Ankunft bis zur goldenen Jubelfeier. 10. Juni 1823 bis 7. November 1825 3

XVII. Vom goldenen Jubeltage bis zum 80. Geburtstage. 7. November 1825 bis 28. Auguſt 1829 71

XVIII. Vom 80. Geburtstage bis zum Hinſcheiden. 28. Auguſt 1829 bis 22. März 1832 187

PRINTED IN GERMANY
Im Ullsteinhaus, Berlin

Goethe als Persönlichkeit.

XVI.

Von Eckermanns Ankunft bis zur goldenen Jubelfeier.

10. Juni 1823 bis 7. November 1825.

748. Johann Peter Eckermann:

Weimar, Dienstag den 10. Juni 1823.

Vor wenigen Tagen bin ich hier angekommen, heute war ich zuerst bei Goethe. Der Eindruck seinerseits war überaus herzlich und der Eindruck seiner Person auf mich derart, daß ich diesen Tag zu den glücklichsten meines Lebens rechne.

Er hatte mir gestern, als ich anfragen ließ, diesen Mittag zwölf Uhr als die Zeit bestimmt, wo ich ihm willkommen sein würde. Ich ging also zur gedachten Stunde hin und fand den Bedienten auch bereits meiner wartend und sich anschickend, mich hinaufzuführen.

Das Innere des Hauses machte auf mich einen sehr angenehmen Eindruck; ohne glänzend zu sein, war alles höchst edel und einfach; auch deuteten verschiedene an der Treppe stehende Abgüsse antiker Statuen auf Goethes besondere Neigung zur bildenden Kunst und dem griechischen Altertum. Ich sah verschiedene Frauenzimmer, die unten im Hause geschäftig hin und wieder gingen, auch einen der schönen Knaben Ottiliens, der zutraulich zu mir heran kam und mich mit großen Augen anblickte.

Nachdem ich mich ein wenig umgesehen, ging ich sodann mit dem sehr gesprächigen Bedienten die Treppe hinauf zur ersten Etage. Er öffnete ein Zimmer, vor dessen Schwelle man die Zeichen SALVE als gute Vorbedeutung eines freundlichen Willkommenseins überschritt. Er führte mich durch dieses Zimmer hindurch und öffnete ein zweites, etwas geräumigeres, wo er mich zu verweilen bat, indem er ging, mich seinem Herrn zu melden. Hier war die kühlste, erquicklichste Luft, auf dem Boden lag ein Teppich gebreitet, auch war es durch ein rotes Kanapee und Stühle von gleicher Farbe überaus heiter möbliert; gleich zur Seite stand ein Flügel, und an den Wänden sah man Handzeichnungen und Gemälde verschiedener Art und Größe.

Durch eine offene Tür gegenüber blickte man sodann in ein ferneres Zimmer, gleichfalls mit Gemälden verziert, durch welches der Bediente gegangen war, mich zu melden.

Es währte nicht lange, so kam Goethe, in einem blauen Oberrock und in Schuhen; eine erhabene Gestalt! Der Eindruck war überraschend. Doch verscheuchte er sogleich jede Befangenheit durch die freundlichsten Worte. Wir setzten uns auf das Sopha. Ich war glücklich verwirrt in seinem Anblick und seiner Nähe, ich wußte ihm wenig oder nichts zu sagen.

Er fing sogleich an von meinem Manuskript zu reden. „Ich komme eben von Ihnen her," sagt er; „ich habe den ganzen Morgen in Ihrer Schrift gelesen; sie bedarf keiner Empfehlung, sie empfiehlt sich selber." Er lobte darauf die Klarheit der Darstellung und den Fluß der Gedanken, und daß alles auf gutem Fundament ruhe und wohl durchdacht sei. „Ich will es schnell befördern," fügte er hinzu; „heute noch schreibe ich an Cotta mit der reitenden Post, und morgen schicke ich das Paket mit der fahrenden nach." Ich dankte ihm dafür mit Worten und Blicken.

Wir sprachen darauf über meine fernere Reise. Ich sagte ihm, daß mein eigentliches Ziel die Rheingegend sei, wo ich an einem passenden Ort zu verweilen und etwas Neues zu schreiben gedenke. Zunächst jedoch wolle ich von hier nach Jena gehen, um dort die Antwort des Herrn von Cotta zu erwarten.

Goethe fragte mich, ob ich in Jena schon Bekannte habe; ich erwiderte, daß ich mit Herrn von Knebel in Berührung zu kommen hoffe, worauf er versprach, mir einen Brief mitzugeben, damit ich einer desto besseren Aufnahme gewiß sei.

„Nun, nun," sagte er dann, „wenn Sie in Jena sind, so sind wir ja nahe beieinander und können zueinander und können uns schreiben, wenn etwas vorfällt."

Wir saßen lange beisammen, in ruhiger liebevoller Stimmung. Ich drückte seine Knie, ich vergaß das Reden über seinem Anblick, ich konnte mich an ihm nicht satt sehen. Das Gesicht so kräftig und braun und voller Falten, und jede Falte voller Ausdruck. Und in allem solche Biederkeit und Festigkeit und solche Ruhe und Größe! Er sprach langsam und bequem, so wie man sich wohl einen befahrten Monarchen denkt, wenn er redet. Man sah ihm an, daß er in sich selber ruhet und über Lob und Tadel erhaben ist. Es war mir bei ihm unbeschreiblich wohl; ich fühlte mich beruhigt, so wie es jemandem

sein mag, der nach vieler Mühe und langem Hoffen endlich seine liebsten Wünsche befriedigt sieht.

Er kam sodann auf meinen Brief, und daß ich recht habe, daß, wenn man eine Sache mit Klarheit zu behandeln vermöge, man auch zu vielen anderen Dingen tauglich sei.

„Man kann nicht wissen, wie sich das drehet und wendet," sagte er dann; „ich habe manchen hübschen Freund in Berlin, da habe ich denn dieser Tage Ihrer gedacht."

Dabei lächelte er liebevoll in sich. Er machte mich sodann aufmerksam, was ich in diesen Tagen in Weimar alles noch sehen müsse, und daß er den Herrn Sekretär Kräuter bitten wolle, mich herumzuführen. Vor allen aber solle ich ja nicht versäumen, das Theater zu besuchen. Er fragte mich darauf, wo ich logiere, und sagte, daß er mich noch einmal zu sehen wünsche und zu einer passenden Stunde senden wolle.

Mit Liebe schieden wir auseinander; ich im hohen Grade glücklich, denn aus jedem seiner Worte sprach Wohlwollen, und ich fühlte, daß er es überaus gut mit mir im Sinne habe.

Mittwoch den 11. Juni 1823.

Diesen Morgen erhielt ich abermals eine Einladung zu Goethe, und zwar mittelst einer von ihm beschriebenen Karte. Ich war darauf wieder ein Stündchen bei ihm. Er erschien mir heute ganz ein anderer als gestern, er zeigte sich in allen Dingen rasch und entschieden wie ein Jüngling. . . .

Als ich ging, war er besonders liebevoll; auch bestimmte er auf übermorgen eine abermalige Stunde zu einer ferneren Unterredung.

749. Aufzeichnung des Rats Joseph Sebastian Grüner:

[Eger,] Montag, den 29. Juni 1823.

Goethe ging mir liebevoll, mich herzlich grüßend, entgegen. Auf die verschiedenen Fragen, was ich Neues im Gebiete wahrgenommen, aufgefunden und allenfalls getauscht habe, antwortete ich:

Wenn Eure Exzellenz erlauben, so werde ich morgen Rechenschaft hierüber ablegen, worauf ich mich so sehr gefreut habe. Eure Exzellenz haben uns aber während der schweren Krankheit in außerordentliche

Ängsten versetzt, und wir können es dem Herrn Sohne nicht genug danken, daß er uns von der eintretenden Genesung in Kenntnis gesetzt hat.

Darauf Goethe: Ich habe meinem Sohn ausdrücklich dazu den Auftrag gegeben, weil ich von Ihrer Teilnahme überzeugt war. Übrigens muß ich Ihnen sagen, daß ich seit dreißig Jahren mit niemandem auf einem so vertraulichen Fuße stehe, als mit Ihnen. In Weimar bin ich nicht für jeden zugänglich, ich kann mir die Zeit nicht rauben lassen, und man mag mich für stolz gehalten haben! Gerne aber lasse ich jene vor, welche ein Kränzchen aus Italien und Sizilien mitbringen, um wahrzunehmen, was seit meinem dortigen Aufenthalte sich geändert hat.

750. Aufzeichnung des Legationsrat Franz von Elsholtz:

Marienbad, Mitte Juli 1823.

Doch ein neues größeres Interesse hatte zugleich der Zufall — diesmal ein treuer Bundesgenosse der Natur — dem merkwürdigen Orte verliehen! Goethe war da, um durch den Gebrauch des Kreuzbrunnens, der ihm sonst schon erhebliche Dienste geleistet, seine Genesung von einer schweren Krankheit zu vollenden; und mich traf das Glück, unter einem Dache mit ihm zu wohnen, an seiner näheren Unterhaltung vielfach teilnehmen zu dürfen. Wie zeigte alles, was er tat und sagte, den großen Mann und liebenswürdigen Menschen zugleich, wie zauberhaft wirkte die milde Klarheit, die großartige Ruhe, die Sicherheit und gemütliche Heiterkeit seines Wesens auf die Umgebung, wie glücklich ergänzte sein Anblick das hohe Bild, welches man aus seinen Werken sich von ihm zu erschaffen versucht. — Wenn er, nach beendigtem Spaziergange, wovon man ihn selten ohne eine Ladung Mineralien, auf den umgebenden Bergen gesammelt, zurückkehren sah, wenn er dann vor der Wohnung seines erhabenen Gebieters und Freundes, des zugleich anwesenden Großherzogs von Weimar, Carl August, sein Hauptquartier aufschlug und, wie sich's fügte, bald vor vielen Zuhörern, bald vor einem, sich in gemütlicher Mitteilung erschloß, da schien das Licht seines Geistes alles, was ihn umgab, zu verklären, da öffnete sich ihm jedes Herz, und jedes Auge widerstrahlte das Feuer des seinigen; da war es, wo das Seelenvollste von allen, begierig an seinen Lippen hangend, die unwiderstehliche Gewalt kund-

gab, welche der edle Sänger noch jetzt, wie in den Tagen der Jugend, über die Schönheit auszuüben verstand. Fräulein Ulrike von Levetzow, durch ihre eigene jungfräuliche Neigung gegen den schönen Greis, noch mehr aber durch den feurigen Anteil bekannt, den ihr Liebreiz auch ihm abzugewinnen wußte, sie, die Zierde des kleinen Kreises, welcher dem merkwürdigen Schauspiel einer zärtlichen Annäherung zwischen 17 und 70 Jahren zum Zeugen diente, Fräulein von L. also, Goethes unzertrennliche Gefährtin, seine Führerin und Stütze auf allen Wegen und Stegen, — sie war auch die eifrigste seiner Zuhörerinnen und der Gegenstand, an welchen der heitere und galante Teil der Unterhaltung sich zu richten pflegte.

Nächst ihr aber zeigte niemand sich fleißiger dabei als ich selbst, und so wurde denn auch mir von jenem aufmerksamen Wohlwollen mein Teil, womit Goethe alle Erscheinungen der lebendigen und leblosen Natur um sich her zu betrachten pflegt, ein Wohlwollen, wodurch ich schon damals mit dankbarem Stolz erfüllt wurde, ohne zu ahnen, daß noch schönere Zeichen desselben einst mir sollten zuteil werden, daß eine meiner jugendlichen Arbeiten . . . Jahr und Tag lang der Gunst seines Rates und Anteils sich würde zu erfreuen haben! — Von den Gesprächen, welche den Eindruck jener Stunden und seiner Nähe mir so unauslöschlich machten, hat mein Gedächtnis unter anderem eines über die Werke Shakespeares festgehalten und über die Bedingungen, unter welchen die Darstellung derselben auf der deutschen Bühne mit Erfolg zu bewerkstelligen sei, wobei Goethe die merkwürdige Äußerung fallen ließ, daß er, in Gemeinschaft mit Schiller, es vielfach, wiewohl fruchtlos versucht habe, den Julius Cäsar für unser Theater zu bearbeiten, dessen Schluß, wie passend er den Bewunderern Shakespeares auch vorkomme, eine den jetzigen dramatischen Forderungen und dem deutschen Genius genügende Gestalt nicht habe annehmen wollen. Welche Lehre für unsere neueren, unerschrockenen Bearbeiter, die da nicht einmal Schwierigkeiten zu sehen pflegen, wo die ersten Geister unserer Nation bescheiden zurücktraten!

Ein andermal sprach Goethe mit großem Anteil über Delavigne und namentlich über dessen Paria, indem er der trefflichen Ausführung der Fabel und größtenteils auch der Charakterzeichnung alles Lob beilegte, ja sogar über die allerdings grelle Figur der älteren Paria die Meinung aussprach, daß, wenn man diesen Charakter einmal zugebe, derselbe in sich gut und konsequent durchgeführt sei. So gütig urteilte der

große Mann über fremdes Talent, über eine Arbeit, welcher in Deutschland wenig von der Anerkennung zuteil geworden ist, deren sie, jenem Ausspruch nach, wohl würdig gewesen wäre. Und so zeigte der edle Meister überall neben der Größe die Milde, eine Milde, die nur der Größe angehört. Dennoch hielt eine natürliche und gewiß nur allzu passende Scheu mich selbst von Ablegung meines schriftstellerischen Inkognito zurück, wie sehr auch ein ebenso anmutiges als geistreiches Wort von ihm dazu hätte ermuntern können. Denn als eine Dame aus der Gesellschaft die Indiskretion einer andern tadelte, welche Goethen allerlei Gedichte zur Beurteilung mitgeteilt hatte, sagte er lächelnd: Dreierlei Dinge kann niemand bei sich behalten: Feuer nämlich, Liebe und Verse.

751. Aufzeichnung des Ritters Karl Johann Braun v. Braunthal:

Marienbad, den 7. Juli 1823.

In Marienbad angekommen und in Klingers Hotel mit Wagen und Pferd eingestellt, machte ich sofort ein wenig Toilette und begab mich auf den Weg. Ich stieg wallenden Blutes die Höhe — gradus ad Parnassum — hinan, wo Göthe thronte, wie überall, wo er wohnte. Von meinen Werken hatte ich nichts bei mir, als mein Tagebuch, ein Heft von zwölf Bogen, dessen Hälfte meine seltsame Autobiographie enthielt, während das übrige aus Aphorismen über Göthe, Shakespeare u. a. bestand. Dieses Tagebuch sollte meine Visitkarte vorstellen. Und so geschah es auch.

Ich trat mit heiliger Scheu in das kleine, von dem großen Manne bewohnte Haus ein und präsentierte mich seinem Sekretär. Er ließ mich freundlich an, nahm mein Tagebuch ohne zu lächeln entgegen, bestellte mich auf den nächsten Tag um dieselbe Stunde (zwölf) und wünschte mir einen Guten-Morgen. . . .

Gegen zwölf stand ich im Vorzimmer von Göthes Wohnung . . . . Eine Viertelstunde mochte so hingeschwunden sein, als der Sekretär eintrat und mich mit den Worten begrüßte: Wollen Sie in den Salon sich begeben! Der Herr Geheimrat wünscht Sie zu sprechen. In dem Moment dieser freien Stimmung tat sich die eine der zwei Seitentüren auf, und ich befand mich nur ein paar Schritte weit vor dem leibhaftigen Jupiter Olympicus in einem weißflanellenen Schlafrocke. Vor Göthe, besser gesagt, er vor mir! Göthe im

Schlafrock! Nicht figürlich, nicht metaphysisch, nicht symbolisch, nein, im buchstäblichen Schlafrock, und zwar in einem, der, man sah es ihm an, unzählige Buchstaben(?) des Dichters schon mitgemacht hatte. In jenem Augenblick aber war mir das nicht die banale Hülle eines Zivilisationsmenschen. G. erschien mir da, indem er eine Sekunde lang bei der Türe anhielt und mich ins Auge faßte, wirklich wie ein Standbild des Zeus aus parischem Marmor. Dieses Haupt! diese Gestalt! diese Haltung! Schönheit! Adel! Hoheit! Bereits ein Greis von 75 Jahren, das wellenförmig um den starken Nacken fallende Haar weiß wie frischgefallener Schnee, die edlen Züge noch fest, die Muskeln noch stramm, die hochgewölbte Stirne glatt und rein wie von Alabaster, die Lippen mit dem unbekümmerten Ausdruck von Selbstgefühl, Würde und Milde zugleich, das kraftkündende Kinn noch ungesenkt, und endlich diese Augen, diese herrlichen himmelspiegelnden reinen blauen Miniatur-Bergseen!

Von allen seinen Abbildungen, die mir bis dahin zu Gesicht gekommen, entsprach auch nicht eine dieser bewundernswerten Gesamtheit von Größe, Schönheit und Kraft, man konnte, im höchsten Aufwande von Kunst, solchen Verein wohl, wie es auch geschehen, plastisch gestalten, aber nie in einem Farbenbilde wiedergeben; dies ebensowenig, als man den Monte Rosa oder Montblanc, verklärt von den Strahlen der untergehenden Sonne zu malen vermag.

So erschien mir Göthe, und mein Geist huldigte ihm. Wie pries ich mich glücklich, ein noch nicht bedeutender, ein angehender Mensch zu sein, wußte ich ja doch, daß er vielsagenden Männern, ganz fertigen Menschen bisweilen den Zutritt verweigerte, und sah ich ja an seinem Negligée, daß er bei mir entweder eine Ausnahme oder mit mir wenig Umstände machte.

Er faßte mich ins Auge wie die königliche Boa Constrictor ein Reh; nur zermalmte er mich nicht, sondern schritt langsam dem Diwan zu, dem „west-östlichen", mich mit sanfter Handbewegung einladend, ihm zu folgen und dann, — o Wonne! an seiner Seite mich niederzulassen. Ich tat es mit gemischter, nordsüdlicher Stimmung, „tief am Stamm vom Nord erkältet, hoch im Laub vom Süd entflammt", wie Graf Oerindur, jedoch, dem Fatum Dank! ohne „Schuld!" Und nun an seiner, an Göthes Seite vernahm ich, immer noch halb träumend, mit einmal kräftige und zugleich melodische Töne wie Orgelklänge. Er begann mild-ernst das Gespräch, und dabei empfand ich durch alle Glieder einen wohltätig erschütternden

elektrischen Schlag, der davon herrührte, daß der herrliche Dichtergreis meine Hand, meine vor Entzücken und Verehrung zitternde Hand sanft erfaßte und mit seinen beiden Händen weich umrahmte, wobei er, den Blick auf mir ruhen lassend, also sprach:

Ich habe Ihr Tagebuch durchblättert und werde noch bis zu Ihrer Abreise von Marienbad darin weiter lesen; ich fand des Annehmlichen und Zukunftsverheißenden bereits manches. Ihren da und dort ausgesprochenen Vorsatz, die Heimat zu verlassen, will ich nicht gutheißen. Sie haben ein schönes, ein großes Vaterland, wo sich viel des Fördernden für Phantasie und Gemüt findet, vieles, das, richtig geschätzt und mit Eifer verwendet, zu erfreulichem Gedeihen, zu allseitig Wünschenswertem zu führen vermag. Die scharfe Denkerluft Deutschlands dürfte wenigstens in Ihrer jetzigen Blütezeit auf Ihr reizbares Wesen nachteilig wirken, Versprechendes im Keime vernichten. Und so meine ich denn, mein junger Freund! Sie kehren heim, nehmen vielverheißend Begonnenes mit Besonnenheit auf, setzen fort und streben, Jugendliches zu Mannhaftem zu steigern, sich in sich selbst ergänzend. Haben Sie dann das eine oder das andere Werk zum Abschluß gebracht, so senden Sie es mir nach Weimar. Ich liebe jugendliches Streben auf diesem Gebiete und wende mich nur von dem sich überstürzenden ab.

So sprach Göthe zu mir. Mir waren mittlerweile die Augen feucht geworden, und nun begann ich, mir ein Herz fassend, meinen Entschluß zu begründen. Er hörte mir ruhig zu, ohne mich zu unterbrechen, immer meinen Blick und meine Hand festhaltend; dann aber nahm er wieder das Wort und seine Rede ward zu einem Strom flüssigen Goldes der — Wahrheit. Ich preßte hingerissen meine bebenden Lippen auf seine Rechte, erhob mich und schied von dem Herrlichen mit der feierlichen Zusage, ihm Folge zu leisten. Und ich habe Wort gehalten.

752. Karl Johann Ritter Braun v. Braunthal an Eckermann:

Wien, den 1. Mai 1826.

Meines Namens — ich machte ihm vor drei Jahren in Marienbad wiederholt meine Aufwartung — wird sich Göthe wohl nicht mehr erinnern. Ich saß neben ihm auf dem Sopha, meine Hand in der seinigen, meinen Blick in seinem Auge. Jedes seiner Worte

zu mir war Weisheit; er machte auf meine Phantasie einen bleibenden Eindruck; er war mir damals und ist mir noch der erste Mann.

753. Erinnerungen von Ulrike von Levetzow:

Marienbad, Sommer 1823.

Goethe nannte mich nicht allein sein Töchterchen, sein Kind, er betrachtete mich auch so. Zu meiner Mutter sagte er, er wünschte noch einen Sohn zu besitzen, den er mit Ulriken verheiraten könnte; sie sei noch so bildsam, daß er sie ganz nach seinem Herzen erziehen und bilden könnte. Goethe hat mich stets belehrt und mir viel erzählt. . . .

Es war keine Liebschaft, sondern Goethe fand Gefallen an mir und suchte mich zu belehren, und ich hatte für ihn eine tiefe Verehrung. . . .

Goethe erfreute sich, mit mir und unserm Kreise junger Mädchen zu verkehren. Er lehrte uns Gesellschaftsspiele. Eines Tages saßen wir wieder beisammen, und Goethe schlug folgendes Spiel vor: Ein Mitglied der Gesellschaft muß ein Thema anschlagen und darüber reden. Der Nachbar fährt fort; aber ein anderer hat das Recht, ein Wort einzuwerfen, das in die Erzählung verwoben werden muß, und so geht das Spiel weiter. Ich begann nun von einer schönen Gegend zu reden und spann das Thema aus. Das Spiel ging im Kreise herum, und als ich wieder darankam, warf Goethe das Wort Strumpfband ein. Ich wurde rot und wußte nicht, was ich sagen sollte. Da lachte Goethe und half mir aus der Verlegenheit, indem er selbst die Erzählung fortsetzte, und zwar ging er sogleich auf den Strumpfband-Orden über.

754. Bericht der Frau Marie Rehberg, geb. Höpfner:

30. November 1823.

Gern möchte ich Ihnen und H[allwachs] recht viel vom Gespräch mit Goethe erzählen können, aber es geht aus vielen Gründen nicht. Am Morgen, da ich bei ihm allein war, blieb natürlich die Unterhaltung in der Sphäre der Gewöhnlichkeit; ich hatte mich so gut in meinen Basenmantel eingemummt, daß ihm gar kein Zweifel aufsteigen konnte, als habe ich je eine Zeile von ihm gelesen, ja, ob ich

überhaupt lesen und schreiben könne, blieb ungewiß. „Ach, sage Se mer doch, Ihr Exelenz, ob Se sich wieder recht gut befinde, ach, wie wird sich mein Herr Vetter freie! und viele, viele Leit werde sich freie! Is es denn wahr, daß Sie sich selbst curirt habe? — Die Leit habe saat die Doktor hätte Sie nicht kfund mache könne."

Er kam nicht aus dem Lächeln über die komische Base, zog sie immer wieder aufs Canape und sagte, ob sie denn heute nicht in Marienbad bleiben wolle? „Ach nein, Ihr Ex. sehn Se, ich reis' mit einem alten Herrn, der hat absolut nich herkwollt; aber ich hab'n soviel kbitt, bis ers kthan hatt. — Mer wolle nach Prag, das soll e schöne Stadt sein, und zu Dresde, soviel schöne Bilder" etc. Was war auf solches Zeug zu antworten und was konnte man solch einer Base sagen?

Den Nachmittag hätte ich nun gar zu gern mir meinen Pardon allein geholt, und ihn womöglich in die alte Zeit zurückgeführt, zu meinem Vater und Merk usw., aber Rehberg wollte doch auch sein Teil von ihm haben und blieb „als verwünschter Dritter" dabei sitzen — ich war nach meiner üblen Gewohnheit auf Reisen, halb taub, und so entgieng mir Vieles, was er mit R. über allerley litterarische Gegenstände, und über Göttingen sprach. Er hat eine Herausgabe seiner Correspondenz mit Schiller vor, wovon ihn aber doch noch, wie er sagte, die Furcht abhielte, Manchen unter den Lebendigen zu verletzen und Anstoß zu geben, was ihm Rehberg auszureden und ihn zu bewegen suchte, seine Correspondenz der Welt bald möglichst zu schenken. Die Geschichte seines Lebens, sagte er, sey geschlossen. Ich brachte ihn doch noch auf Darmstadt und Merk, wobey er ein Wort aussprach, was das ganze Leben Rehbergs bezeichnete und mir mit einem Blitzstral den Punkt erleuchtete, um den sich sein ganzes Schicksal gedreht hat. Ach! konnte ich nicht umhin, im Stillen zu seufzen: wer das R. vor 30 Jahren zugerufen hätte! Und wenn ers hätte befolgen können! — Aber hier erkannte ich meinen Dichter, an dem ich vor Allem den gesunden Menschenverstand bewundert habe, womit er immer den Nagel auf den Kopf trifft. Überhaupt ist es nicht möglich, sich etwas Einfacheres, Natürlicheres, als sein Gespräch zu denken. Er ist sich seiner innern Kraft und Vollendung aufs vollkommenste bewußt und läßt sich darum nur so ganz ruhig gehen. Sein Anstand ist vornehm, imposant, ohne eine Spur von Aufgeblasenheit, ohne die Steifheit, deren ihn so manche angeklagt haben. Manchmal geht seine Natürlichkeit in Naivetät über, und das steht

ihm ganz bezaubernd. Im Laufe des Gesprächs erinnerte ich ihn einmal, daß er gesagt habe: Gott segne die Pedanten, da sie soviel nützliches beschicken. „Ja," sagte er freundlich, „das schickt sich wohl für mich, die Partie der Pedanten zu übernehmen, da ich selbst Einer bin." — Wenn man ihm etwas Verbindliches sagt, so zieht sich ein freundliches Lächeln über sein Gesicht, was ohne Worte zu sagen scheint: ich danke für Deine gute Absicht . . . Beim Abschied nahm er noch zwey Steine aus seiner Mineraliensammlung und gab sie mir mit den Worten: „Ich muß Ihnen doch auch ein Andenken schenken, da sind ein paar Steine, aber ich nenne sie Ihnen nicht, denn wir haben auch unsre Geheimnisse. Fragen Sie nur den ersten besten Mineralogen danach."

Auf meine Frage sagte mir Hausmann: der Eine heiße Pyroxéne, der Feuergast, der andere Amphibole, die Zweydeutige. Da hatte ich also meine gnädige Strafe. So endete mein liebes, glückliches Abentheuer. Nur mußte ich leider mit dem Erzvater Jacob beym Camoens ausrufen:

Zu kurzes Leben für so lange Liebe!

Daß er liebenswürdig war, darf man um so weniger bezweifeln, da er zwey Personen zugleich so erschien, wovon die Eine eine alte tiefe Abneigung mitbrachte, die Andre eine alte enthusiastische Liebe. Die Erste ward ausgelöscht; die Liebe — „statt zu sterben, ward der Fuchs erst nur recht lebendig."

755. Tagebuchaufzeichnungen Lili Partheys:

[Marienbad] Mittwoch den 23. July 23.

Welch ein Tag — o dio! Ich muß mich nur aller Ausrufungen enthalten, aber glücklicher war ich gewiß noch nie, und der Culminationspunkt meiner Existenz ist vorüber. — Ich habe ihn gesehen, was will das sagen? — aber 3 mal gesehen, ihn gesprochen, seine Hand gehalten, ihn geküßt, und er hat mir schöne Dinge gesagt! — Ich war und bin in einer Extase wie noch nie, aber da die Momente der Extase selten genug im Leben sind, so habe ich sie nicht vorüber gehen lassen, sondern redlich genutzt. Nun lese ich seine Werke mit ganz anderm Verstand u. Sinn — und Geist, u. verstehe alles viel besser u. kann mir ihn dabei denken — ihn sprechen hören. Er spricht ja gerade so, wie er schreibt — und wie schön ist er noch jetzt — ich

kann mir nicht helfen, es klingt lächerlich — aber nie sah ich einen schöneren Mann. Doch zur Ordnung, wenn es gehen wird, u. zum wie, wo u. wann! — Wir haben ihn 3 mal gesehen. Erst 5 Minuten am Fenster, dann über eine Stunde bei der Fürstinn, und dann — das übertraf alles andere — kam er an den Brunnen, wo er sonst niemals ist, u. ging mit uns im lebhaftesten Gespräch, fünfviertel Stunden auf u. nieder — u. das ist mir geschehen am 23. Was er alles sprach, u. wie er es sagte — wer kann das nachsagen oder schreiben? Auch steht es mir ziemlich fest im Herzen — aber wegen der Zeit, die ja alles mehr oder minder verwischt, will ich mir es doch möglichst genau zu Papier bringen — nach u. nach, u. schlecht genug freilich, aber es wird mir doch einmal Freude machen! — Es vereinigt sich alles zu unsern Gunsten, aber wie vielen Dank sind wir der liebsten Fürstinn schuldig, die überhaupt von einer Güte für uns war — sondergleichen würde Berta sagen. Also gleich am Morgen, wir waren kaum angezogen, klopfte sie an unser Fenster, guten Morgen zu sagen u. daß wir ja an den Brunnen kommen möchten. Das Wetter war schlecht genug u. niemand da. — Dann zum Frühstück zur Fürstinn um $^1/_2$10. Wir mußten an Goethes Wohnung vorüber. Hier wohnt er, sagte die Fürstinn. Die Fenster standen offen, sie stellte sich hin u. rief: Herr v. Goethe! — Er erschien alsobald oben am Fenster in schöner Wäsche und einem Schlafrock (Es soll ein Flausch gewesen seyn) blendend weiß, mit hübschen Entschuldigungen, daß er noch so gar „morgendlich" sey — ich sah hinauf wie nach einem Stern — dann agacirte sie ihn aufs anmuthigste, daß er ihr neulich gutes Wetter prophezeit u. gemacht habe, daß sie ganz naß geworden sey. „Ja damals war ich noch jung, wenigstens ein paar Tage jünger u. folglich grausam!" — Die Fürstinn mit gewohnter Lebendigkeit. — „Jetzt muß ich Sie vorstellen, H. v. Goethe, hier sind Damen aus Berlin, die Ihnen sehr schöne Grüße zu bringen haben, von wem doch schon?" „Von Zelter," — „Ja, v. Zelter, dies ist Lili Parthey, wenn Sie von ihr gehört haben u.s.w." Ich brachte darauf meinen Gruß an — „Da bringen Sie mir nicht nur einen schönen Gruß, sondern auch eine schöne Stimme mit" tönt es von oben herab. — Die Fürstinn trieb darauf zum Frühstück u. sagte ihm, der Caffee riefe: „Ich weiß was das sagen will, u. hoffe die angenehme Bekanntschaft, die ich von einiger Höhe herab angefangen, in der Ebene fortzusetzen." Damit gingen wir schon ziemlich selig, obgleich ich ihn gar nicht recht deutlich, sondern nur le tout gesehen

hatte. Unser Frühstück war ungemein angenehm, wir blieben bis um ½12. — Toilette in unserm sächsischen Hause, dann zur Fürstinn, die uns abermals eingeladen hatte zum Diner. Um 3 kam Karl, wir hatten ihn zu Goethe senden wollen um fragen zu lassen, ob wir nicht zu ihm kommen dürfen, unsre Grüße abzugeben, da wir morgen wieder reisten. Die Fürstinn schickte nun ihren Kammerdiener, was gewiß besser war, u. es kam die Nachricht, er wolle die Damen nicht bemühen, werde aber in einer ¼ od. ½ St. selbst kommen. Mir schlug mein Herz als er eintrat und ich wurde feuerroth, aber mir war garnicht bang, ich habe mir nicht gedacht, daß er noch so aussehe, denn Rauchs Büste ist zu voll, u. ich wurde nur an das gewohnte liebe Bild bei Zelter erinnert. Die Augen sind unendlich schön, Gottlob, daß ich sie und ihn nicht 30 Jahre früher gesehen habe — es ist eine Milde darinn u. ein Feuer, ich habe so etwas noch nie gesehen. Der Mund ist alt, wenn er nicht spricht, aber sobald er ihn bewegt od. freundl. aussieht, was er oft that, so ahnet man seine ganze Schönheit. In der Gestalt hat er viel von Seebeck, im Gange auch — aber er imponirt mir mehr, ich kann das nicht recht begreifen. Er wurde auf den Sopha gesetzt, ich neben ihn auf einen Stuhl, die Tante auf dem Sopha, dann die Mutter, Fürstinn und Gräfin: Es war sehr schön, und ich nahm mir die Freiheit ihn immer anzusehn, denn das geschieht mir doch vielleicht nicht wieder. Meinen Gruß von Zelter mußte ich ihm wiederholen. Ja, sagte er, da schreibt er mir immer so viel von seinen schönen Schülerinnen, u. dieses u. jenes — ich wußte gar nicht recht was es für eine Bewandniß haben möchte, nun verstehe ich denn wohl, was es damit auf sich hat — das war gewiß sehr schön und fein. Die Tante sprach ihm von Langermann, v. Körners, v. Seebecks — er erinnert sich aller freundlichst. Die Fürstinn fragte ihn, ob er denn nie nach Berlin kommen würde. — „Nein, da hüte ich mich wohl." — „Ei mein Gott haben Sie denn solch eine Antipathie dafür?" — „Ach nein im Gegentheil, es ist zu gefährlich, jetzt noch mehr," setzte er mit einem liebenswürdigen Seitenblick hinzu, der mich etwas sehr entzückte. „Und dann bin ich durch meine Kinder dort so sehr zu Haus, als sey ich dort gewesen." — „Was!" rief die Fürstinn, „Sie sind nie da gewesen?" „Nein, ich habe mich immer sehr in Acht genommen. Bei meinen Kindern ist es eine ordentl. Krankheit geworden, u. da hat mein Sohn einen Plan gekauft, den muß ich mit ihm studiren u. durch alle Straßen laufen u. bei jedem Hause wo ein

Freund wohnt wird ein Kreuz gemacht, mit rother Tinte. — Und dann spricht er mir von großen Plätzen, wo das Schloß steht, u. das Opernhaus, u. wie herrl. das alles sey." Die Tante sprach von den Statuen, die Rauch jetzt dorthin gestellt habe. So kamen wir auf Rauch zu sprechen, den er einen liebenswürdigen heiteren Künstler nannte und dann fragte er mich, ob ich seine Büste von ihm ähnlich fände. Ich sagte nach innigster Ueberzeugung: „Nicht ganz" — ich fände das Bild bei Zelter viel ähnlicher. Er fragte, was es für eins sey, ich wußte nicht von wem, u. sagte ihm nur, es wäre sehr schön, u. er hätte einen großen Mantel um u. ich sähe es immer an, beim Singen. Es fand sich, daß es eine Kopie nach Kügelgen sey, u. er lobte sie. — Ueberraschend war es mir, mit welchem lebendigen Interesse er von allem sprach, von allem wußte. Es kam die Rede auf Thorwaldsen, auf einen kleinen Amor von ihm u. endlich auf die Ariadne in Frankfurt, über die die Fürstinn mit gewohnter Lebhaftigkeit herfiel. — „Nicht wahr, gestehen Sie's nur, Ihnen hat sie auch nicht gefallen?" — „Da sieht man wieder, daß niemals Frauen über eine Frau urtheilen können, das ist uns nun einmal vorbehalten, so wie Ihnen, über uns den Stab zu brechen." — „Nun, so urtheilen Sie nur einmal, sie ist gewiß viel zu klein." „Ei nein, es ist ein recht hübsches Kind, ein artiges angenehmes Figürchen, u. sie sitzt so anmuthig auf ihrem Hunde da" — „Da habe ich Sie gefaßt", rief die Fürstinn dazwischen, — „das war eine strenge Kritik, sie sitzt ja auf einem Tiger" „Was gar auf einer Katze nun ich finde es nur bequem, daß sie still steht, u. nicht mit dem artigen Kinde davonläuft, denn das würde die Anschauung sehr stören." Die Tante sprach ihm v. Körners, von Langermanns, er sagte von allen etwas freundliches, hübsches u. wahres, wie er seine Worte [setzt], wie zierlich u. unnachsprechlich alles gestellt ist, das läßt sich nun freilich nicht wiedergeben, aber es erfüllt mich mit Entzücken. Ich war gar nicht in Angst, od. blöde u. erzählte ihm, daß ich die Freude gehabt hätte, Ulricke Pogwisch zu sehn, u. daß es ihr so gut bei uns gefallen habe. Er sagte viel hübsches v. ihr. Auch auf die Humboldts kam die Rede u. bei der Gelegenheit verrieth sich's, daß er in Tegel gewesen sey, u. also auch in Berlin, was die Fürstinn sogleich sehr lebhaft ergriff. — „Ach, da habe ich mich also doch fangen lassen." „Nun müssen wir noch viel betrübter seyn, daß Sie nicht wieder kommen wollen." — „Nein, es geht doch nicht recht, ich würde am Ende den Rückweg nicht zu finden wissen." Vom Theater sprach er mit jugend-

lichstem Antheil. Mad. Neumann, u. ihre Recensenten, die Stich'sche Geschichte, Wolffs, alles wurde berührt u. durchgenommen. Die Fürstinn fragte ihn, ob er das franz. Trauerspiel liebe. „Ei warum denn nicht." „Haben Sie Talma gesehn?" „Ja er war bei uns." Nun ging eine herrl. satyrische Schilderung ihrer Art an, wie der Held immer den Mantel auf der rechten Schulter, u. der Vertraute auf der linken trüge, so daß man sie daran erkennen könne. Dann von dem Brittanikus, einem hübschen soliden Stück, wo der Held mit einem gewissen stehenden Gestus hereingekommen, u. langsam einen schönen Helm von seinem Haupt genommen, u. ihn herumdrehend auf den nebenstehenden Tisch gestellt habe, u. dann eine Scene aus der Zaire. Da war der alte Nerestan — nun der Mann war bei Jahren, u. man konnte ihm das Zittern nicht verargen, der hielt beide Hände in die Höhe, u. zitterte sehr. — Die beiden Liebenden zu seinen Seiten, u. im Feuer der Leidenschaft thaten desgl. und es war ein schöner Anblick diese 6 zitternden Hände in der Luft zu erblicken — (wir lachten über die Maßen) — noch nicht genug, im Hintergrunde stand ein Vertrauter, als der die allgemeine Bewegung sah, erhob auch er seine Hände, u. so waren es denn 8." — Von Wolff sprach er sehr lobend, v. Iffland, u. der Bettina, die in ihrer Kindheit u. Jugend viel in Frankfurt bei seiner Mutter gewesen sey, mit lebhaftem Entzücken. Auch v. Seebecks sagte er viel hübsches, besonders über ihren Aufenthalt in der „alten Reichsstadt" — u. daß er sich freue, wie sie jetzt nun endl. zur Ruhe gekommen wären, u. daß eine Familie wie diese gar nicht auf die Landstr. gehöre. Er war gewiß 1 Stunde da, u. länger, als ein ungeschicktes Kammermädchen hereinkam, u er nun meinte, daß es Zeit sey zu gehen — ich war recht betrübt. Er nahm Abschied v. allen, u. gab mir Grüße für Zelter u. für alle, u. ich möchte an ihn denken — was das überflüssig ist. Ich hatte aber doch nicht das Herz meinen ganzen Auftrag auszurichten, u. seufzte darüber als er fort war. „Was, rief die Fürstinn, das Beste haben Sie vergessen? Gleich laufen Sie ihm nach." Ich hatte keinen Muth dazu — aber die Gräfinn nahm mich beim Arm, u. wir erreichten ihn auf der zweiten Abtheilung der Treppe. „H. von Goethe! rief die Gräfin:, es ist noch etwas vergessen worden." — Er wandte sich zu mir, ich stand ein paar Stufen höher, u. sagte mit bewunderungswürdiger Kühnheit: „Zelter hätte mir nicht nur einen Gruß aufgetragen, sondern auch was sich darauf reimt." — Er verstand das augenbl. u. ich bekam einen sehr schönen —, so daß ich

noch mehr als sonst die arme Friederike bedauerte, u. dann sagte er gar: „Mein schöner Engel, Millionen Dank sage ich Ihnen." — Dabei wollte er mir die Hand küssen, was ich natürlich nicht litt, sondern ihm ebenso natürl. den Mund hinhielt. — „Den dritten müssen Sie nun in Berlin holen", sagte die Gräfinn. — „Würde ich ihn bekommen?" „O gewiß, mehr als einen." Ich kam in bedeutender Extase wieder herein, ganz roth, wie die Fürstinn meinte — u. dankte ihr, gewiß mit vielem Ausdruck, denn ihr allein haben wir doch alle das zu danken. Wir freuten uns noch ein Weilchen seiner Lebendig- u. Liebenswürdigkeit, u. die Fürstinn erzählte uns, wie u. wo sie ihn schon früher gesehen habe, u. wie unvergleichlich schön er gewesen sey. — Aehnlichkeit mit dem Belvederischen Apoll. Um 5 kam der Brunnenarzt Heckler, dem die Tante einen Brief v. Kranichfeld gebracht hatte, ein kleiner angenehmer, einfacher u. recht gescheuter Mann, der uns das Badehaus mit allen Anstalten etc. zeigte. Schlammbäder, Gasbäder, von denen die Fürstinn heute das erste nehmen sollte, — u. führte uns dann nach dem Carolinenbrunnen, der durch eine schöne Allee mit dem Marie-Kreuz-brunnen verbunden ist, der ganz herrl. liegt u. umgeben ist. Hier standen wir die Fürstinn mit d. Gräfinn, u. es geschah uns, was eigentlich dem ganzen Tag, der ganzen Reise die Krone aufsetzte. —

Goethe nehml. trinkt nur des Morgens, aber bei sich u. niemals am Brunnen, wo er erst einmal eine Viertelstunde gewesen ist u. zwar mit der Fürstinn, die uns schon versichert hatte, es habe ungeheure Sensation gemacht. Um $^1/_2$6 versammelt sich abermals die ganze Bade-Gesellschaft am Brunnen, u. so war es auch heute sehr voll u. brillant. Wir waren eben mit den Damen zum Marienbrunnen gelangt, als ein Gemurmel um uns her entstand. „Mein Gott, da ist ja der Geheimerath." Er kam gleich auf uns zu, u. begleitete uns zur Quelle, wo die Fürstinn mit der Tante schon war, u. nöthigte uns den Brunnen zu kosten. Die Fürstinn agacirte ihn auf die hübscheste Weise: „Ei, ei, H. v. G. was ist auf meiner Treppe geschehn? Was habe ich hören müssen?" „Ach erinnern Sie mich doch nur nicht an das, was ich zu vergessen suche." „Wie vergessen wollen Sie es?" „Ja, das war schlimm — sehr schlimm u. gefährl." Die Fürstinn führte die Tante noch irgend wohin, wo die Flaschen verpackt werden: ich hatte aber natürl. viel mehr Lust, seiner Aufforderung noch etwas zu gehen Folge zu leisten, die Gr. u. die Mutter schlossen sich an und nun gingen wir 1$^1/_4$ Stunde auf u. nieder, ich dicht an

seiner Seite u. alle Leute sahen uns an, gewiß nicht ohne Neid. Ich war auch so selig, aber nicht ein bißchen stolz, im Gegentheil rief ich mir immer zu: halt dich fein in der Niedrigkeit! Aber recht innig habe ich das Glück dieser Stunde genossen, ich sagte mir unaufhörlich, jetzt hörst du ihn wirkl. sprechen, jetzt gehst du wirkl. mit ihm auf u. nieder! Und er war auch so unendl. lebhaft u. liebenswürdig u. gesprächig, die Unterhaltung riß keinen Augenblick ab. Zuerst vom Abend, vom Brunnen, vom Wetter. Die Gr. fing an vom Aufenthalte des Königs v. Baiern in Weimar zu sprechen, er hatte ihn noch als Herz. v. Zweibrücken gekannt, bei der Belagerung von Maynz, u. als sie von den Princessinnen sprach, erwiederte er: Ja, ich habe sie gesehen, schöne liebe Kinder; ich war grade etwas immobil, aber sie hatten die Gnade, zu mir zu kommen." Meine Bemerkung, daß die Gnade wohl eigentl. gegenseitig gewesen sey, wurde freundl. angenommen. (Früher hatte er schon, als die Mutter bemerkte, daß er den Brunnen selten besuche, erwiedert, „Heute zum erstenmal. Da sieht man aber was das Verlangen nach guter Gesellschaft thut." — Also wirkl. um unsertwillen war er gekommen. Ich begreife noch nicht, wie ich eigentlich den Mut hergenommen habe mit ihm zu sprechen u. ihm alles zu sagen, was mir in den Mund kam, aber ich war so selig.) Dann sprach er vom Biertrinken des Königs, das alle Dresdner in Aufruhr gebracht hatte. Es grüßten ihn viele Leute u. nicht wenig interessante. Der Herz. u. Erbgroßherzog v. Weimar, Louis Bonaparte, Eugen Beauharnais etc. Er sprach von allen hübsch. Der Herz. sieht aus wie ein Bäcker, er hatte eine ungeheuer breite u. weiße Weste an. G. zeigte mir ihn, wie er auf uns zukam, u. als er gegrüßt hatte, sagte er: „Nun kennen Sie ihn doch auch?" Louis B. ist gerade v. Rom hierhergekommen, er nennt es ein großes Unternehmen, u. meint, es sei „verwunderl. genug", wie weit die Hoffnung den Menschen herumführen könne. Von Eugen B. sprach er viel u. sehr gut. Es sey ein ausgezeichneter Mann, der viel gesehn u. erfahren habe, u. was nicht immer der Fall sey, sich verständig u. interessant darüber auszusprechen wisse; er habe ihn vor einigen Abenden auf einem Ball lange gesprochen. Von seiner Krankheit erzählte er viel interessantes. Sein Arzt ist abwesend gewesen, u. die übrigen haben die ganze Krankheit gerade umgekehrt behandelt, als nun der rechte Arzt zurückgekommen, der augenblickl. die ganze Gefahr eingesehen hat, haben die andern sich lebhaft seiner Meinung u. Ansicht entgegengestellt, u. er hat schon aufgegeben gehabt, sowohl das

Leben und die Rettung des Prinzen als auch, im Kampf gegen 3—4 Mitgenossen zu siegen. Da hat sich die Fürstinn, von der er ungemein lobend sprach, ins Mittel gelegt, u. ihn mit Thränen beschworen, doch ja seiner Ansicht zu folgen, u. nichts zu thun, als was er für das Rechte u. Wahre halte. Auf das äußerste von dieser Scene ergriffen, u. im heftigsten Streite mit sich selbst, leidenschaftlichst aufgeregt, u. nicht wissend, was er zu thun u. zu lassen habe, hat der Arzt erst fortgehen u. sich ausweinen müssen. Dann aber ist er entschlossen herausgetreten, u. hat trotz alles Widerspruchs seine Mittel angewendet u. der Prinz ist gerettet gewesen. „Was muß das für eine Krisis gewesen seyn," rief ich aus. „Gar keine, das ist eben das wunderbare. Bei diesem ganz merkwürdigen Fall ist von Krisis gar nicht die Rede gewesen, sondern ein einziger Moment hat die dringendste Todesgefahr in Gesundheit u. Leben verkehrt." Wir sprachen ihm von seiner eignen Krankheit; ich sagte ihm, in was für Angst er uns damit versetzt habe u. wie das garnicht hübsch gewesen sey. „Hübsch war es freil. nicht, mein hübsches Kind, erwiederte er, indessen man muß schon zufrieden seyn, es kömmt nun wie es kömmt, u. dann ist es auch wieder erfreulich, soviel Beweise v. Liebe u. Anhänglichkeit sich aussprechen zu sehen, als es mir bei dieser Gelegenheit, namentl. von Berlin aus geschehen ist. Das ist denn auch wieder recht stärkend u. die Genesung befördernd. Aber verwunderl. genug war es, daß, als ich mich kaum erholt hatte, die Herzogin, von der ich so vielfache Beweise der Theilname u. Liebe erhalten hatte, uns, als ich kaum etwas genesen war, krank wurde und ganz in dieselbe Krankheit verfiel; zu unserm Glück geht es ihr ganz besser, u. sie lebt in Wilhelmsthal, einem ihr lieb. Aufenthalt, jetzt ein schönes u. friedl. Leben." Von ihrem Verlust sprach er als von einem unersetzl., da sie es doch sey, die alles zusammenhalte, um die sich alles reihe u. ordne. (Er hat eine kleine, ganz liebenswürdige Angewohnheit, im Laufe des Gesprächs „Ach ja!" einzuschieben, das durch Ton und Ausdruck eine ganze Welt von Erinnerung u. Bedeutung erhält. Ich werde es nie vergessen.) Marienbad u. seine schnelle Entstehung verglich er mit einer amerikanischen Stadt, wo jetzt eine z. B. seit 4 Jahren aus dem Nichts entstanden, schon gr. Kupferwerke nach England gesendet habe. Ich fragte ihn nach einem ihn grüßenden. Das ist ein gr. Mann, sein Ur-,ur-,ur-,ur-Altervater ist einmal gen Himmel gefahren u. hat wohl auf alle herabgesehn; er heißt Henoch." „War denn der Mann ein Luftschiffer," fragte ich gewiß recht albern?

„Ei, wenn Sie 30—40 Jahre früher geboren wären, was ich Ihnen übrigens nicht wünschen will, ganz u. gar nicht wünschen will, so würden Sie schon wissen; daß jener Gute nicht im Ballon, sondern in dem Buch Moses zum Himmel aufgehoben wurde.“ „Der, das war ja Elias?“ „Ja später in dem Buch der Könige, da haben Sie auch Recht, aber unser Henoch unternahm dergl. viel früher im ersten Buch Moses.“ Ich schalt mich darauf tüchtig, daß ich nicht besser bestanden u. so wenig bibelfest sey. „Das ist gar nicht so nothwendig, wie kann ein so schönes u. junges Kind schon wissen sollen, was sich alles mit den alten, uralten Erzvätern schon zugetragen hat.“ Die Tante war indeß schon längst wieder zu uns gekommen, u. die Fürstinn mit der Gräfinn ins Gasbad gegangen. Schon zuvor hatte ich mit ihm viel v. Seebecks gesprochen. Ich mußte ihm ihre Wohnung beschreiben u. kam so auch auf seine Stube, worinn tausend Dinge wären, die unser eins nur ansehn u. sich verwundern könne. „Das ist auch wieder gut, u. freil. sind alle diese Dinge verwunderlich genug, denn wenn man nun auch alles kennt u. recht genau zu verstehen meint, so wundert man sich immer mehr u. mehr, um am Ende mit gr. Verwunderung einzugestehen, wie man so wenig, so nichts davon weiß.“ Die Mutter S. lobte er sehr. „Eine liebenswürdige, verständige Frau, u. eine Mutter u. Hausfrau wie es wenige giebt; sie hatte dabei eine Leichtigkeit u. Anmuth des Betragens u. Gesprächs — man mußte ihr gut und innigst zugethan seyn. Ach ja! Wir haben schöne, die besten Zeiten zusammen verlebt, ich kann wohl sagen, lauter gute Zeiten.“ Er sagte das mit viel Bewegung und Innigkeit, wie er auch schon zuvor, als er von seiner Krankheit u. dem allgemeinen Antheil davon sprach, innigst ergriffen u. bewegt war. Es begegnete uns u. A. ein zieml. alter Mann, mit grauen Haaren. „Das ist unser Quartiermeister, der alle Leiden in der Champagne mit uns getheilt hat; wir haben uns nun, wunderl. genug, ganz unvermuthet hier wieder gefunden.“ Ich sagte ihm, wie ich ihn freil. sehr bedauert hätte, aber doch die Leiden gepriesen, denen wir so viele Freuden zu danken hätten. Er lächelte sehr freundl. auf mich herunter, u. meinte: „Nun ja, in der Erinnerung u. auf den Blättern nimmt sich's gut genug aus, aber ich sehe doch wenigstens, daß Sie ein gutes Gemüth haben.“ „Es war ja aber auch gar zu schlimm.“ „Ja freil., bedauerlich genug war es wohl mit uns, und es regnete wirkl. immerfort, Immerfort, 4 Wochen hintereinander, da ging es denn freil. am Ende drunter u. drüber.“

„Aber Sie empfanden nicht viel davon?" „Nun wohl am wenigsten von allen; ich hatte meine Tagebücher, aber man würde es nicht glauben, wenn man es nicht miterlebt hätte." Ich sprach mit vielem Muth zieml. viel dazwischen, u. begreife noch nicht, wie es zuging, aber er war so gut u. freundl., u. ich nicht ein Bischen in Angst; so sagte ich ihm denn auch manches, was ich mir nachher als etwas Dummes vorgehalten habe, indessen ist es nun einmal gesagt, u. da ist nichts zu machen, auch wird er wohl nichts mehr davon wissen. Er sprach von der Gegend, von den Tannen, u. wie es uns denn gefalle. „Wir haben nicht viel davon gesehen u. darum sind wir auch gar nicht hergekommen." „Ei, das ist doch sehr der Mühe werth, was haben ihnen denn die armen Tannen gethan?" „Wissen Sie wohl, warum wir hierher gekommen sind?" „Nun?" Ich wunderte mir über mir selbst, aber ich sagte wirkl.: „Nur bloß um Sie anzusehn". „Ei, ei, das kann ich kaum glauben u. annehmen, u. kann es gewiß mit größerem Rechte sagen." Ich äußerte ihm meine Freude, daß nun unsere kühnsten Hoffnungen so unendl. weit übertroffen wären, u. erzählte ihm sogar, daß ich mir vorgenommen gehabt, als Schüler im Faust vor sein Angesicht zu kommen. „Ich bin allhier erst kurze Zeit pp." Er lachte sehr darüber u. sagte etwas Schönes v. zierlicher Gestalt pp. und wie er mich gleich in allen 4 Fakultäten würde examinirt haben. „Da würde ich gewiß sehr schlecht bestehen; aber wissen Sie wohl, daß ich eigentl. eine sehr alte Bekannte von Ihnen bin?" — (Das war das tollste von mir — indessen ist es nun einmal heraus u. er weiß ja doch kein Wort mehr davon.) Sehr verwundert und mit gar zu hübschen Mienen sah er mich an. „Ei u. wie wäre denn das?" „Ich bin eigentl. die Lili aus Ihrem Park, aber ich habe leider keine Menagerie." Die Tante stimmte ein, u. er lachte u. meinte, die Ankündigung sei ominös genug, u. da könnte man sich wohl leicht eine gar bedenkliche Rolle aussuchen. Dann fragte er, wohin wir von hier gingen, u. sagte viel Hübsches v. Prag, einer wahren Königs- u. klassischen Stadt, u. was sie für eine merkwürdige Geschichte habe. Er verglich sie mit Berlin, die man nur sahe, wenn man mitten drinn sey, u. wie man im Gegentheil in Prag nichts von der Stadt sähe, wenn man drinn sey, sondern nur von außen oder oben herab die herrlichste Ansicht habe. Die Mutter kam noch einmal darauf zurück, ob er denn Berlin nicht beglücken werde. (Er war die ganze Zeit in der liebenswürdigsten Laune u. ich ärgere mich beim Schreiben immerfort, daß ich nicht alles so unendl. hübsch

sagen u. stellen kann, als er es that — es ist wirklich unnachahml. - einzig.) Er zauderte u. umging die Antwort u. sagte, wie er jetzt noch viel mehr angezogen sey, wie aber die Sache immer bedenklicher u. gefährlicher würde, es sey wirkl. nicht mehr zu wagen; er stellte es so hübsch u. so hübsch für mich, daß ich es nicht wiedergeben kann, u. als die Mutter sagte, es würden ihm noch ganz andere und viel schönere Mädchen entgegenkommen als ich, meinte er, es sey schon genug, u. viel zu viel. „Also ein schönes Nein?" „Nun, man kann immer nicht wissen, aber bei meinen Kindern ist es schon ausgemacht, die können keinen Winter mehr durchleben ohne in Berlin gewesen zu seyn, u. da will sich dann meine Schwiegertochter nur den heil. Christ bescheeren lassen, u. dann den Herrlichkeiten des Carnevals nachziehn." Ich sagte ihm, auch wir hätten soviel Schönes von seinen Enkeln gehört. „Ja, es sind liebe Kinder, u. gut u. tüchtig, u. hübsch dazu, was auch recht gut und angenehm ist, wenn man es in den Kauf bekömmt, u. sie vertragen sich gar gut mit dem Großvater, besonders wenn er ihnen Pfeffernüsse giebt, die auch diesesmal wieder angeschafft werden müssen." Von Carlsbad war sehr lange u. viel die Rede. Wie er in früheren Jahren viel u. gern dort gewesen, 5—6 Jahre hintereinander. „Da wohnte ich denn immer in den 3 Mohren, nachher baute man mir aber ein Haus hin, das mir die Aussicht nahm, u. da mochte ich denn nicht mehr dorthin ziehen, auch nicht die guten Leute durch mein Fortbleiben betrüben, u. so blieb ich lieber ganz davon. Dann war es mir auch zuwider, weil ich zuletzt immer u. ohne Aufhören die Pferde der Abreisenden über die Brücke traben hörte." Ich sagte ihm, wie mir das ganze Badeleben wie ein Menschenleben erschienen sey, ein ewiges Kommen und Gehen, auftreten u. verschwinden. „Ja wohl, so war es mir auch; ich war in der Regel 4 ganze Monate dort; im ersten gab es nur gr. Herrlichkeit, die angenehmsten Bekanntschaften wurden gemacht, alles war jugendlich, lebensfroh, die Gegend neu, u. reich, es bildete sich ein Zirkel, der seines gleichen suchte. Im 2ten Monat verwandelte sich die Scene, neue Erscheinungen traten auf, ein ganz anderes Geschlecht, nicht weniger angenehm u. gut, aber die ersten Theilnehmer fehlten, die Lebendigkeit u. Frischheit war abgestumpft, indessen man half sich, wie man konnte u. es ging, nicht wie zu Anfang, aber noch immer gut genug, bis dann zuletzt sich einer nach dem anderen verlor u. davonzog, u. es immer leerer u. einsamer wurde." („Ach ja," sagte er sehr oft, u. ich hatte jedesmal eine wahre Freude daran.) Die

Schilder in Carlsbad haben ihn auch sehr amüsirt, er erkundigte sich, wo wir denn wohnten, u. kannte den W. H. gar wohl. Die Unmöglichkeit nannte er ein liebenswürdiges Schild, u. fand besonders die Bezüglichkeiten sehr gut, die sich oft durch die Bewohner machten; so hatte ein Freund aus ihrem Kreise, ein lustiger Vogel, im lustigen Bauer gewohnt. Schon bei der Fürstinn hatte er eine hübsche Geschichte erzählt, wie nehml. ein Freund einen dummen Bedienten gehabt, dem er eingebildet habe, hinter dem Kreuzberg sey ein großes Feuer, eigentl. das Fegefeuer, wo die bösen Seelen in einem gr. Kessel siedeten, u. daher sey der Sprudel entstanden, u. daher rühre auch der seltsame Geschmack nach Fleischbrühe. Ich fragte ihn, ob er denn gar keinen Lieblingsplatz habe? „Nein, Lieblingsplatz eigentl. nicht, am liebsten ging ich v. der Prager Chaussee herunter, u. freute mich der sich aufthuenden Herrlichkeiten, was denn allerdings für jemand, der selbst am Zeichnen Interesse hat u. lebhaft auf Beleuchtung u. Schattirung achtet, einen besonderen Reiz hat." Das Theater war aus, u. er erzählte uns, daß heute noch ein Conzert sey. „Geht denn irgend jemand ins Theater," fragte die Tante. „Gewiß, man freut sich an der Schlechtigkeit u. am Ende ist doch das schlechteste Theater besser als die beste Langeweil." Am Ende war es schon ganz leer und sehr kühl geworden. Da meinte er dann, es sey wohl nöthig für uns zu Hause zu gehen; denn Gesundheit, wenn man auch noch so gesund sey, müsse man doch immer am höchsten halten. Wir fragten, ob wir ihn denn zu Haus bringen dürften, u. er erbot sich auf die liebenswürdigste Weise von der Welt uns zu geleiten; der Mann muß doch unwiderstehl. gewesen seyn! So gingen wir denn den Berg herauf. Ich sprach ihm noch v. Felix [Mendelssohn], von dem er sagte, es sey nicht abzusehn, wo das hinaus wolle, wie es sich noch steigern könnte. Am Ende standen wir vor der Thüre der Fürstinn, u. der Moment des Abschieds, des letzten war gekommen. Mor[itz] bekam eine Hand u. die Mutter bemerkte, daß ihm mehr Glück geworden, als seinem Bruder, der so weit danach gereist; Goethe machte sein hübsches, verwundertes Gesicht als er: Ägypten hörte. Ich bekam noch eine Hand u. Grüße an alle Freunde, u. bat ihn, mein Andenken bei Ulrike zu erneuern. Er schied mit hübschen Worten über die mit uns verlebten Stunden. Ich stand noch immer u. sah ihm nach u. hatte die Freude, daß er sich noch 2mal nach uns umsah. Ich war in einer Extase, als ich nach Hause kam über diesen ganzen schönen u. einzigen Tag, daß ich die halbe Nacht nicht schlafen konnte, sondern

nur immer nachdachte über alles was mir geschehen war, über alles was er gesagt u. ich gehört u. gesehen hatte. Ich erzählte ihm auch, daß ich die Magnetnadel tanzen gesehn. „Aber ohne Musik; das ist nun wunderlich genug, wie man die Gute jetzt in Bewegung gesetzt hat.“ Von der ältesten weimarischen Prinzeß sprach er viel u. sehr lobend, daß sie so gut u. gescheut sey u. so hübsch als es sich für eine Person gehöre, die sich allen Blicken zu zeigen, berufen sey, u. wie ihr das schöne Köpfchen am rechten Fleck aufgesetzt sey. Die jüngere dagegen sey ein ganz liebenswürdiges u. originelles Geschöpf, das jetzt schon ganz seine eigenthüml. Gedanken u. Einfälle habe. „Da tanzt sie nun mit wahrer Freude u. Lust durchs Leben hin, u. tanzt eben immer, wenn die Neigung sie dazu treibt. Man hat also, um dieses Talent zu fesseln u. auszubilden, ihr einen Tanzmeister gegeben u. ihr bedeutet u. vorgestellt, daß man beim Tanzen auch noch etwas ausstehen müsse; aber da ist man ihr gerade recht gekommen. Sie hat den Leuten ins Gesicht gelacht und gesagt: Ihr seid alle nicht recht gescheut; wenn ich tanze, so thu ich's weil ich Lust u. Vergnügen daran habe, aber plagen will ich mich nicht lassen, mit etwas das mir Freude machen soll.“

Als er von der Tante hörte, daß der Pabst gestorben sey, sahen wir wieder das hübsche verwunderte Gesicht, u. er stand einen Moment still, u. sagte dann: „Nun wohl ihm, er hat lang genug gelebt, um sterben zu können“; setzte aber hinzu, wie von allen Dingen in der Welt, sein Nachfolger zu werden das wenigst wünschenswerthe sey. Da steht nun ungefähr da, was zwischen uns verhandelt worden ist — aber: Ach wie traurig sieht in Lettern, schwarz auf weiß mich alles an, was sein Mund allein vergöttern, was das Herz bezaubern kann! Indessen es ist immer für die Zukunft besser, als gar nichts, u. die Zeit verlöscht mehr als wir denken u. möchten! —

756. Theodor von Bernhardi an den Bildhauer Friedrich Tieck:

1. September 1823.

In Eger erfuhr ich, daß Goethe in Marienbad sei, — wenn ich das früher gewußt hätte, so würde ich Dich von Dresden oder Teplitz aus um ein paar Zeilen für ihn gebeten haben. So muß ich gestehen, daß ich mich einigermaßen vor ihm fürchtete. Nach seinen letzten Werken sowohl, als nach allen Beschreibungen dachte ich mir einen

überaus vornehmen Minister, der alle Worte wie Orakel von sich gibt und sehr unzugänglich ist. Wie angenehm fand ich mich enttäuscht! Ich brachte dem freundlichen Greise einen Gruß von Dir und ward sehr gut von ihm aufgenommen. Wenige Menschen habe ich noch getroffen, mit denen mir der Umgang so leicht geworden, und mehrere Tage verlebten wir ganz miteinander. Es schmeichelte meiner edleren Eitelkeit, . . . daß er mich zuletzt recht herzlich zu sich nach Weimar einlud.

757. Caroline von Humboldt an ihren Gatten Wilhelm:

Marienbad, den 20. August 1823.

Eine große Freude hat es mir gemacht, Goethe noch zu sehn. Heute reist er ab nach Franzensbrunn, wo er noch ein 14 Tage bleiben will. Er treibt dies Leben in den böhmischen Bädern, wie mir vorkommt, mit in geologischer Hinsicht und Beschäftigung. Ich war mit Caroline bei ihm, es schien ihn zu freun, er war ungemein freundlich und beim Abschied sehr weich. Er hängt mit großer Freude an dem Gedanken, Dich im November in Weimar zu sehen, und laßt Dich tausendmal grüßen und versichert, er wolle sich von allem losmachen und nur für Dich leben. Ich fand ihn wohl aussehen, besonders, wenn man seinen Zustand im Winter bedenkt, wohler und etwas voller im Gesicht als im Jahr 17, wo ich ihn zuletzt sah, und wirklich weniger alt und verfallen in den Zügen als in Rauchs Büste. Dennoch fand ich in einer gewissen Weichheit des Ausdrucks, in dem leicht sich mit Feuchtigkeit füllenden Auge, in einer gewissen Unsicherheit der Bewegungen Spuren des sehr vorgeschrittenen Alters, und mir ist's sehr lieb, daß Du nicht länger zögern wirst, ihn noch einmal zu sehen. Wie scheinbar kräftig der schöne Greis auch dastand, es kam mir doch vor, als sei sein irdisch Ziel nicht fern mehr. Sein Auge fand ich sehr verändert, nicht trübe, aber um die Pupille herum einen weiten blaßblauen Kreis — mir war, wie ich hineinschaute, als suche das Auge ein anderes Licht und andere Sonnen. . . .

Goethe sprach, wie ein junger Mann über sein wissenschaftliches Treiben es könnte. „Man muß sich die Erde", sagte er, „wenigstens das Stück, das man abreichen kann, wie einen Kreis denken, in dessen Mittelpunkt man steht, und ein Dreieck nach dem anderen untersuchen."

758. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Tegel, den 31. August 1823.

Was Du über Goethe schreibst, teure Li, hat mich sehr interessiert und ist sehr schön. Diese Tätigkeit und dies Interesse so spät zu behalten, ist wirklich sehr viel und wenigen gegeben, und es ist ihm vor allem zu gönnen, daß er wirklich ein sehr glückliches Alter hat. Wenn ich auch vieles in ihm, und namentlich die Leidenschaft auf die böhmischen Bäder, nicht durch mich selbst begreife, so kann ich es mir doch erklären und finde es zusammenhängend in ihm. Ich freue mich sehr, ihn im Herbst zu sehen.

759. Nicolaus Meyer mit einer Sendung von mehreren vom Bremer Senat gespendeten Flaschen kostbaren Roseweins:

An Goethe

Zur Feier seines Geburtstages und Genesungsfestes, am 28. August 1823

Es hüllten uns der Trauer finstre Tage
Um Dich, an dem wir alle freudig hangen.
Ach! laut von Mund zu Mund erscholl die Sage:
Den Sänger halte Krankheit schwer umfangen.
Kaum wagten wir noch leise eine Frage,
Da uns ergriff der Ungewißheit Bangen: —
„Der Kräft'ge, muß Er endlich unterliegen,
Wie? oder auch in diesem Kampfe siegen?"

Da flog's im hellen Ton' von Mund zu Munde:
„Er wird als Sieger aus dem Kampfe gehen."
Und bald, im laut'sten Ruf, erscholl die Kunde:
„Schon ist's erhört der Sorge liebend Flehen;
Er hat gesiegt! — Natur mit Ihm im Bunde!
Wir werden Ihn, den Theuren, wiedersehn!
Denn aus der schweren Krankheit harten Banden
Ist er, befreit, zum Leben neu erstanden."

Auch zu uns Fernen ist sie bald gekommen,
Die frohe Botschaft neugewonn'nen Lebens;

Wie jugendlich der frische Funk' erglommen,
Und lodr' im Schaffen des gewohnten Strebens.
Wer hätte jubelnd da nicht Theil genommen
An solcher Hoffnung neuen reichern Gebens?
Wer möcht' auch heut am Festestage schweigen
Und Dir nicht freudig Freude laut bezeigen?

Wie trieb mich Sehnsucht, selber zu erscheinen,
Zu schauen Deiner Augen heit'res Licht,
Dem Kreise mich der Frohen zu vereinen;
Doch hält mich fern die, jetzt verhaßte, Pflicht.
— Mag's dennoch jeder noch so redlich meinen
Der heut Dir naht, weich ich dem Besten nicht
An Lieb und Ehrfurcht, die seit frühen Tagen
Ich, sonder Wank, in treuer Brust getragen.

Wenn nun zu Deines Festes Doppelfeier
Der Kreis von Freunden um Dich her sich schlingt,
Wenn dann beim Mahl die laute Freude freier
Den Wieder-Neu-Geborenen umringt,
Und bei der Gläser hellem Klang, der Leier
Geprüftes Lied zu Deinem Preis erklingt,
Dann wär' ich gern auch in der Freunde Mitte,
Und brächte Gaben Dir nach alter Sitte.

Was ich nicht bringen darf, muß ich nun senden,
Und bitte freundlich: „Sieh' es gütig an!"
Gern gäb' ich mehr mit vollen reichen Händen,
Doch Beßres fand ich nicht, wie ich auch sann.
Nur meine Weser kann noch trefflich spenden
Was einst an Deinem Rhein der Fleiß gewann,
Des alten Feuer-Nectars edle Labe.
Die Vaterstadt verlieh mir solche Gabe!

Jahrhunderte geschlummert in dem Zeichen
Der Rose, tritt er geistig nun hervor;
Ihm muß an Kraft die Schaar der Brüder weichen,
Weil alles Ird'sche sich in ihm verlor. —
So mag er nun sein schönstes Ziel erreichen,

Da ich zur Labung ihn für Dich erkor.
Denn wenig Tropfen können Kraft dem Leben,
Und der Gesundheit frische Dauer geben.

Nimm freundlich hin die gutgemeinte Gabe
Damit nun auch mein Wunsch sein Ziel erreicht,
Daß zu der seltnen, köstlich edlen Labe
Sich Deine Lippe, mein gedenkend, neigt. —
Gern brächt' ich mir, das Beste meiner Habe!
Und hab' ich guten Willen nur gezeigt,
So möcht ich gern Dein Doppelfest zu schmücken,
Dir heut' den vollen Kranz der Rose pflücken!

760. Aufzeichnung des Kanzlers Friedrich von Müller:

Weimar, den 17. September 1823.

Um 6 Uhr ging ich mit Riemer zu Goethe, der diesen Mittag aus Jena angelangt war, wo er nach den wundersamen Aufregungen, die sein Aufenthalt in Marienbad ihm gebracht, mehrere Tage gleichsam Quarantäne gehalten hatte. Ich übergab ihm das Geschenk des Stadtrats zu Bremen zu seinem Geburtstage, in einem Dutzend Fläschchen des berühmten alten Roseweins bestehend. . . . Es gelang mir, den Faden des Gesprächs immer lebhaft fortzuspinnen und Goethes Munterkeit stets wieder anzufachen. Seine Gewohnheit, im Sitzen immer das zusammengedrehte Schnupftuch durch die Hand zu ziehen und damit zu spielen, trat dabei wieder hervor.

761. Bericht von Frau Ida Freiligrath geb. Melos:

Als Jugendgespielen der Enkel des Dichters, Wolfgang und Walter, waren die drei Töchter des Melosschen Hauses gar vielfach in Goethes Hause, wie die beiden Knaben fast täglich zu ihnen herüber kamen. Goethe selbst, bis an sein Lebensende ein Kinderfreund, war allezeit gar liebevoll gegen seine Enkel und deren Gespielinnen; wenn ihm das kleine Volk über seinem Haupte zu viel Lärm machte, so schickte er ihnen als einzige Mahnung zur Ruhe eine Schachtel voll köstlicher Frankfurter Süßigkeiten, um welche sie Lotto spielen möchten; öfter auch warf er die Süßigkeiten den Kindern aus den Fenstern

seines Arbeitszimmers in den Garten hinab, wobei Ida die bevorzugte war. Oder er stand, in seinen langen grauen Hausrock gekleidet, die Arme auf dem Rücken, im Garten und sah den spielenden Kindern zu, wobei, schreibt Frau Freiligrath, „die Enkel gar manchmal, wenn unsere Bälle höher flogen oder unsere Reifen einen schöneren Bogen beschrieben, einen kleinen Tadel erhielten, wie: Ei, die Mädchen beschämen euch. Die Mädchen machen's besser. Wolfgang lief sehr viel ungeniert beim Apapa ein und aus, und ich, als damals unzertrennliche Gefährtin mit ihm, doch nie schien dieser über die Störung ungehalten oder ungeduldig, und immer hatte er ein paar freundliche Worte für uns. Einmal, es ist mir unvergeßlich und auch unerklärlich, gab er uns Geld und den Auftrag, von den längsten Zwiebelrespen, die wir finden könnten, einzukaufen und ihm zu bringen. Es war Zwiebelmarkt und eine ungeheure Menge dieser beliebten Südfrucht vor Goethes Hause ausgeboten. Wir durchliefen die Reihen der ländlichen Verkäufer und Verkäuferinnen und wählten die schönsten und längsten der Zwiebelrespen, beluden uns damit und schleppten sie zu Goethe, der uns nun befahl, sie an einer Schnur über seinem Schreibtische zu befestigen. . . . Ein andermal, als Goethe in unserer Gegenwart seinen Rock wechselte und ich mich bemühte, ihm dabei behilflich zu sein, erhielt ich das Kompliment: Von so schönen Händen bin ich lange nicht bedient worden."

762. Aufzeichnung des Kanzlers Friedrich von Müller:

Dienstag, den 23. September 1823.

Ich war kaum gegen 6 Uhr in Goethes Zimmer getreten, zunächst um Professor Umbreit für morgen anzumelden, als der alte Herr seinen leidenschaftlichen Zorn über unser neues Judengesetz, welches die Heirat zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet, ausgoß. . . . Überhaupt geschähen hier so viele Albernheiten, daß er sich bloß durch persönliche Würde im Auslande vor beleidigender Nachfrage schützen könne, daß er sich aber schäme, aus Weimar zu sein, und gern wegzöge, wenn er nur wisse, wohin? Dieser sein Unmut, sich nach dem heitern Aufenthalt in Marienbad wieder hier eingeengt zu befinden, machte sich den ganzen Abend vielfach bemerkbar. Als ich ihn zu täglichen Spazierfahrten antrieb, sagte er: Mit wem soll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Stael hat einst richtig zu mir

gesagt: Il vous faut de la séduction. Und als ich Ottilien und Ulriken anführte, erwiderte er: Wen man täglich von früh bis abend sieht, der kann uns nicht mehr verführen. Ja, ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Interesse zum andern, von einem Magnet zum andern gezogen, fast wie ein Ball hin und her geschaukelt, aber nun ruht der Ball wieder in der Ecke, und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben und zusehen, wie ich mich durchflicke. Wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wiederherstellen läßt ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten. Was in seinem Judeneifer recht merkwürdig war, ist die tiefe Achtung vor der positiven Religion, vor den bestehenden Staatseinrichtungen, die trotz seiner Freidenkerei überall durchblickte: Wollen wir denn überall im Absurden vorausgehen, alles Fratzenhafte zuerst probieren? sagte er unter anderem.

Donnerstag, den 2. Oktober 1823.

Von 5—11 Uhr bei Goethe. Beim Eintreten gleich beschwichtigte er meinen Groll über Nichteinladung zu heutigen Mittag, wo Reinhards Geburtstag bei ihm gefeiert wurde, auf die freundlichste Weise. Dadurch fiel bald das Gespräch auf seine Geselligkeit überhaupt, und ich sprach sehr offen über die desfallsigen Wünsche seiner Freunde und der Fürstlichkeiten. Goethe nahm meine Aufrichtigkeit sehr gut auf und entwickelte seine Gegengründe, die hauptsächlich auf Frau von Heygendorf hinausliefen und die ich nicht zu verkennen vermochte. Seine Äußerungen über Reinhard waren rührend. Ich lasse ihn so bald nicht fort, ich klammere mich an ihn an. Schultz spielte, Ottilie sang, Soret kam, Goethe mineralogisierte mit ihm lange und sprach nachher sehr poetisch darüber. Es gebe wohl verschiedene Ansichten in den Wissenschaften; aber sie würden oft nur durch eine papierne Scheidewand veranlaßt, die leicht mit dem Ellbogen durchzustoßen sei. Bald ließ er mich wieder allein zu ihm in die Ecke des blauen Zimmers setzen und knüpfte das Gespräch über Organisation seiner Wintergeselligkeit wieder an: Seht, wenn es mir wieder wohl unter Euch werden soll diesen Winter, so darf es mir nicht an munterer Gesellschaft, nicht an heiteren Anregungen fehlen, nachdem ich zu

Marienbad deren in so reicher Fülle empfunden habe. Sollte es nicht möglich sein, daß eine ein für allemal gebetene Gesellschaft sich täglich, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl, in meinem Hause zusammenfände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzenslust Gäste mitbringen. Die Zimmer sollten von sieben Uhr an immer geöffnet und erleuchtet, Tee und Zubehör reichlich bereit sein. Man triebe Musik, spielte, läse vor, schwatzte, alles nach Neigung und Gutfinden. Ich selbst erschiene und verschwände wieder, wie der Geist es mir eingäbe. Und bliebe ich auch mitunter ganz weg, so dürfte dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß eine unserer angesehensten Frauen, gleichsam als Patronin dieses geselligen Vereins aufträte, und niemand würde sich besser dazu eignen als Frau von Fritsch. An Ottilie und Ulrike gebe ich Freibriefe für ihre Theaterlust, sie könnten dableiben oder hingehen, das änderte nichts. So wäre denn ein ewiger Tee organisiert, wie die ewige Lampe in gewissen Kapellen brennt. Helft mir, ich bitte Euch, diese vorläufigen Ideen und Pläne fördern und ausbilden.

Hierauf erfolgte vertraulichste Mitteilung seiner Verhältnisse zu Levetzows: Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzuheftig liebt. . . . Dann zeigte er mir eine Menge Landschaftszeichnungen von 1810 aus seinem Jenaischen Aufenthalte vor und klagte, daß er seitdem nichts mehr zu zeichnen vermocht und dadurch unendlich an Selbstbefriedigung verloren habe. Je schwerer die Zunge ihm wurde, je geistreichere und humoristischere Ideen drängten sich hervor. Wir gingen ins Eßzimmer, wo die andern sehr lustig waren. Er machte allerliebste Scherze über Ottilie, die ihre Mützenbänder zu seinem großen Skandal ungeknüpft herabhängen ließ. Dann kam er auf Byron, pries seinen Kain und vorzüglich die Totschlagszene: Byron allein lasse ich neben mir gelten! Walter Scott ist nichts neben ihm. Die Perser hatten in fünf Jahrhunderten nur sieben Dichter, die sie gelten ließen, und unter den verworfenen waren mehrere Kanaillen, die besser als ich waren.

Als er merkte, daß Ulrike schläfrig war, ergrimmte er scherzhaft, daß seine persische Literaturgeschichte an ihr und dem übrigen jungen Volke verschwendet sei, und jagte sie mit komischer Heftigkeit alle fort. Den Sohn hatte er oft trefflich persifliert über seine indolente Sinnlichkeit, doch hatte dieser auch öfters dagegen angeknurrt.

Seit lange hatte ich Goethe nicht so überreich an Witz, Humor, Gemütlichkeit und Phantasie gefunden.

Dienstag, den 7. Oktober 1823.

Diesen Mittag war Goethe, der mit Reinhard in Belvedere gewesen, sehr heiter und lustig. . . . Abends zeigte uns Goethe eine Unzahl seiner eigenen Zeichnungen und die herrliche Tischbeinsche Mappe mit dem sinnreichen Katalog; Goethes Zimmer zu Rom, Büste der Juno Ludovisi. Sind Sie denn ein Dutzend, statt einer, daß Sie so unglaublich vieles machen konnten? sagte Reinhard zu Goethe.

Sonnabend, den 11. Oktober 1823.

Von 7½—9 Uhr abends war ich ganz allein bei Goethe. . . . Über seine schnelle, nur achttägige Bearbeitung des Clavigo, über Stella, deren früherer Schluß durchaus keiner gewesen, nicht konsequent, nicht haltbar, eigentlich nur ein Niederfallen des Vorhangs. Goethe war zwar herzlich und mitteilend, jedoch innerlich gedrückt, sichtbar leidend. Seine ganze Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten großartigen Strebens, einer gewissen inneren Desperation.

763. Eckermann:

Dienstag, den 14. Oktober 1823.

Diesen Abend war ich bei Goethe das erstemal zu einem großen Tee. Ich war der erste am Platz und freute mich über die hellerleuchteten Zimmer, die bei offenen Türen eins ins andere führten. In einem der letzten fand ich Goethe, der mir sehr heiter entgegenkam. Er trug auf schwarzem Anzug seinen Stern, welches ihn so wohl kleidete. Wir waren noch eine Weile allein und gingen in das sogenannte Deckenzimmer, wo das über einem roten Kanapee hängende Gemälde der Aldobrandinischen Hochzeit mich besonders anzog. Das Bild war, bei zur Seite geschobenen grünen Vorhängen, in voller Beleuchtung mir vor Augen, und ich freute mich, es in Ruhe zu betrachten. . . .

Goethe selbst erschien in der Gesellschaft sehr liebenswürdig. Er ging bald zu diesem und bald zu jenem und schien immer lieber zu hören und seine Gäste reden zu lassen, als selber viel zu reden. Frau

von Goethe kam oft und hängte und schmiegte sich an ihn und küßte ihn.

Sonntag, den 19. Oktober 1823.

Diesen Mittag war ich das erstemal bei Goethe zu Tisch. Es waren außer ihm nur Frau von Goethe, Fräulein Ulrike und der kleine Walter gegenwärtig und wir waren also bequem unter uns. Goethe zeigte sich ganz als Familienvater, er legte alle Gerichte vor, tranchierte gebratenes Geflügel, und zwar mit besonderm Geschick, und verfehlte auch nicht mitunter einzuschenken. Wir andern schwatzten munteres Zeug über Theater, junge Engländer und andere Vorkommnisse des Tages; besonders war Fräulein Ulrike sehr heiter und im hohen Grade unterhaltend. Goethe war im ganzen still, indem er nur von Zeit zu Zeit als Zwischenbemerkung mit etwas Bedeutendem hervorkam. Dabei blickte er hin und wieder in die Zeitungen und teilte uns einige Stellen mit, besonders über die Fortschritte der Griechen.

764. Kanzler von Müller:

Freitag, den 24. Oktober 1823.

Goethe gab eine große Abendgesellschaft jener interessanten polnischen Virtuosin, Mad. Marie Szymanowska zu Ehren, von der er uns schon so viel erzählt hatte und die gestern mit ihrer Schwester Casimira Wolowska hier angelangt war. Auf sie hat er zu Marienbad die schönen gemütvollen Stanzen gedichtet, die er uns kürzlich vorgelesen und die seinen Dank dafür aussprechen, daß ihr seelenvolles Klavierspiel seinem Gemüte zuerst wieder Beruhigung schaffte, als die Trennung von Levetzows ihm eine so tiefe Wunde schlug. Goethe war den ganzen Abend hindurch sehr heiter und galant, er weidete sich an dem allgemeinen Beifall, den Mad. Szymanowska ebenso sehr durch ihre Persönlichkeit als durch ihr seelenvolles Spiel fand.

765. Eckermann:

Sonnabend, den 25. Oktober 1823.

In der Dämmerung war ich ein halbes Stündchen bei Goethe. Er saß auf einem hölzernen Lehnstuhl vor seinem Arbeitstische; ich

fand ihn in einer wunderbar sanften Stimmung, wie einer, der von himmlischem Frieden ganz erfüllt ist, oder wie einer, der an ein süßes Glück denkt, das er genossen hat und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele schwebt.

Montag, den 27. Oktober 1823.

Heute früh wurde ich bei Goethe auf diesen Abend zum Tee und Konzert eingeladen. Der Bediente zeigte mir die Liste der zu invitierenden Personen, woraus ich sah, daß die Gesellschaft sehr zahlreich und glänzend sein würde. Er sagte, es sei eine junge Polin angekommen, die etwas auf dem Flügel spielen werde. Ich nahm die Einladung mit Freuden an.

Nachher wurde der Theaterzettel gebracht, „Die Schachmaschine" sollte gegeben werden. Das Stück war mir unbekannt, meine Wirtin aber ergoß sich darüber in ein solches Lob, daß ein großes Verlangen sich meiner bemächtigte, es zu sehen. Überdies befand ich mich den Tag über nicht zum besten, und es ward mir immer mehr, als passe ich besser in eine lustige Komödie als in eine so gute Gesellschaft.

Gegen Abend, eine Stunde vor dem Theater, ging ich zu Goethe. Es war im Hause schon alles lebendig; ich hörte im Vorbeigehen in dem größeren Zimmer den Flügel stimmen, als Vorbereitung zu der musikalischen Unterhaltung.

Ich traf Goethe in seinem Zimmer allein; er war bereits festlich angezogen, ich schien ihm gelegen. „Nun bleiben Sie gleich hier," sagte er, „wir wollen uns so lange unterhalten, bis die übrigen auch kommen." Ich dachte, da kommst du doch nicht los, da wirst du doch bleiben müssen; es ist dir zwar jetzt mit Goethen allein sehr angenehm, doch wenn erst die vielen fremden Herren und Damen erscheinen, da wirst du dich nicht in deinem Elemente fühlen.

Ich ging mit Goethe im Zimmer auf und ab. Es dauerte nicht lange, so war das Theater der Gegenstand unseres Gesprächs, und ich hatte Gelegenheit zu wiederholen, daß es mir die Quelle eines immer neuen Vergnügens sei, zumal da ich in früherer Zeit so gut wie gar nichts gesehen und jetzt fast alle Stücke auf mich eine ganz frische Wirkung ausübten. „Ja," fügte ich hinzu, „es ist mit mir so arg, daß es mich heute sogar in Unruhe und Zwiespalt gebracht hat, obgleich mir bei Ihnen eine so bedeutende Abendunterhaltung bevorsteht."

„Wissen Sie was?" sagte Goethe darauf, indem er stille stand und mich groß und freundlich ansah, „gehen Sie hin! genieren Sie

ſich nicht! iſt ihnen das heitere Stück dieſen Abend vielleicht bequemer, Ihren Zuſtänden angemeſſener, ſo gehen Sie hin. Bei mir haben Sie Muſik, das werden Sie noch öfter haben." — „Ja," ſagte ich, „ſo will ich hingehen; es wird mir überdies vielleicht beſſer ſein, daß ich lache." — „Nun," ſagte Goethe, „ſo bleiben Sie bis gegen ſechs Uhr bei mir, da können wir noch ein Wörtchen reden."

Stadelmann brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethes Arbeitstiſch ſtellte. Goethe erſuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu leſen geben. Und was legte er mir vor? Sein neueſtes, liebſtes Gedicht, ſeine Elegie von Marienbad.

Als ich ausgeleſen, trat Goethe wieder zu mir heran. „Gelt," ſagte er, „da habe ich euch etwas Gutes gezeigt? In einigen Tagen ſollen Sie mir darüber weisſagen." Es war mir ſehr lieb, daß Goethe durch dieſe Worte ein augenblickliches Urteil meinerſeits ablehnte, denn ohnehin war der Eindruck zu neu und zu ſchnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte ſagen können.

Goethe verſprach, bei ruhiger Stunde es mir abermals vorzulegen. Es war indes die Zeit des Theaters herangekommen, und ich ſchied unter herzlichem Händedrücken.

Die „Schachmaſchine" mochte ein ſehr gutes Stück ſein und auch ebenſogut geſpielt werden, allein ich war nicht dabei, meine Gedanken waren bei Goethe.

Nach dem Theater ging ich an ſeinem Hauſe vorüber, es glänzte alles von Lichtern, ich hörte, daß geſpielt wurde, und ich bereute, daß ich nicht dort geblieben.

Ich muß hier in bezug auf den Inhalt dieſes Gedichts einiges nachholen. Gleich nach Goethes diesmaliger Zurückkunft aus genanntem Badeort verbreitete ſich hier die Sage, er habe dort die Bekanntſchaft einer an Körper und Geiſt gleich liebenswürdigen jungen Dame gemacht und zu ihr eine leidenſchaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnenallee ihre Stimme gehört, habe er immer raſch ſeinen Hut genommen und ſei zu ihr hinuntergeeilt. Er habe keine Stunde verſäumt, bei ihr zu ſein, er habe glückliche Tage gelebt; ſodann die Trennung ſei ihm ſehr ſchwer geworden, und er habe in ſolchem leidenſchaftlichen Zuſtande ein überaus ſchönes Gedicht gemacht, das er jedoch wie eine Art Heiligtum anſehe und geheim halte.

Ich glaubte dieſer Sage, weil ſie nicht allein ſeiner körperlichen Rüſtigkeit, ſondern auch der produktiven Kraft ſeines Geiſtes und der geſunden Friſche ſeines Herzens vollkommen entſprach. Nach dem

Gedicht selbst hatte ich längst ein großes Verlangen getragen, doch mit Recht Abstand genommen, Goethe darum zu bitten. Ich hatte daher die Gunst des Augenblickes zu preisen, wodurch es mir nun vor Augen lag.

Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rotem Maroquin befestigt, und es trug also schon im Äußern, daß er dieses Manuskript vor allen seinen übrigen besonders wert halte.

Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Bestätigung der allgemeinen Sage. Doch deuteten gleich die ersten Verse darauf, daß die Bekanntschaft nicht dieses Mal erst gemacht, sondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte sich stets um seine eigene Achse und schien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgerissen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend.

Mittwoch, den 29. Oktober 1823.

Diesen Abend zur Zeit des Lichtanzündens ging ich zu Goethe. Ich fand ihn sehr frischen aufgeweckten Geistes, seine Augen funkelten im Wiederschein des Lichtes, sein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft und Jugend.

Er fing sogleich von den Gedichten, die ich ihm gestern zugeschickt, zu reden an, indem er mit mir in seinem Zimmer auf und ab ging.

766. Aufzeichnung Ludwig Rellstabs:

Weimar, Herbst 1823.

Auch sah ich Goethe wieder und hatte das ausführlichste Gespräch mit ihm, was ich überhaupt gehabt. Es mochte ihm zu bequemer Zeit fallen; denn er wollte eben ein wenig ausfahren und erwartete im Zimmer den Wagen. Ich sehe ihn noch vor mir im grauen großen Mantel, das weiße, schneeig gekrönte Haupt, die ernste und doch wohlwollende Miene. Er fragte nach meinen Studien, was ich zunächst vorzunehmen gedenke, erkundigte sich nach den Koryphäen in Bonn, in Heidelberg, behandelte alle Verhältnisse frisch, in kurzer Munterkeit, und schied endlich, indem er mir die besten Grüße an Zelter und die sonstigen Berliner Freunde auftrug.

767. Caroline von Humboldt an ihren Gatten Wilhelm:

Berlin, den 8. November 1823.

Ich lese Goethens Morphologie, es interessiert mich sehr. Er und seine Individualität am meisten. Denn er ist im kleinen, was die Natur im großen. Das Höchste und das Gewöhnlichste lebt und webt in ihm, — und mit ihm, ach, legt man doch eine Welt ins Grab!

768. Kanzler von Müller:

Mittwoch, den 5. November 1823.

Als ich nachmittags zu Goethe kam, traf ich ihn noch mit Mad. Szymanowska zu Tische sitzend; sie hatte eben an die ganze Familie bis zu dem kleinen Wolf herab, ihrem Liebling, die zierlichsten kleinen Abschiedsgeschenke, zum Teil eigener Hände Arbeit, ausgeteilt, und der alte Herr war in der wunderbarsten Stimmung. Er wollte heiter und humoristisch sein, und überall blickte der tiefste Schmerz des Abschieds durch.

Unentschiedenes Hinundherziehen nach Tische, Verschwinden, Wiederkommen, Goethes Abschiedsschmerz. . . .

Um 5 Uhr war sie zur Abschiedsaudienz bei der Frau Großfürstin bestellt, wo sie, der Hoftrauer entsprechend, ganz schwarz gekleidet erschien, was für Goethe den Eindruck noch erhöhte. Der Wagen fuhr vor, und ohne daß er es merkte, war sie verschwunden. Es schien zweifelhaft, ob sie noch einmal wiederkäme. Da trat das Menschliche recht unverhüllt hervor; er bat mich aufs dringendste zu bewirken, daß sie nochmals wieder erscheinen, nicht ohne Abschied scheiden möchte. Einige Stunden später führten der Sohn und ich sie und ihre Schwester zu ihm. „Ich scheide reich und getröstet von Ihnen", sagte sie zu ihm. „Sie haben mir den Glauben an mich selbst bestätigt, ich fühle mich besser und würdiger, da Sie mich achten." — „Nichts von Abschied, nichts von Dank; lassen Sie uns vom Wiedersehen träumen." — „O, daß ich doch schon viel älter wäre und hätte einen Enkel bald zu hoffen, er müßte Wolf heißen, und das erste Wort, das ich ihn stammeln lehrte, wäre Ihr teurer Name." — „Comment," erwiderte Goethe, „vos compatriotes ont eu tant de peine à chasser les loups de chez eux, et vous voulez les y reconduire?" Aber alle Anstrengung des Humors half nicht aus, die hervorbrechenden Tränen

zurückzuhalten, sprachlos schloß er sie und ihre Schwester in seine Arme, und sein Blick begleitete sie noch lange, als sie durch die lange offene Reihe der Gemächer entschwunden war. „Dieser holden Frau habe ich viel zu danken," sagte er mir später, „ihre Bekanntschaft und ihr wundervolles Talent haben mich zuerst mir selbst wiedergegeben."

769. Eckermann:

Montag, den 10. November 1823.

Goethe befindet sich seit einigen Tagen nicht zum besten, eine heftige Erkältung scheint in ihm zu stecken. Er hustet viel, obgleich laut und kräftig; doch scheint der Husten schmerzlich zu sein, denn er faßt dabei gewöhnlich mit der Hand nach der Seite des Herzens.

Ich war diesen Abend vor dem Theater ein halbes Stündchen bei ihm. Er saß in einem Lehnstuhl, mit dem Rücken in ein Kissen gesenkt; das Reden schien ihm schwer zu werden.

770. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Schulpforta, den 10. November 1823.

Über Goethe schreibst Du sehr wahr und schön. Wohl begräbt man eine Welt mit ihm. Denn es ist seiner Natur eigen, alle die verknüpfenden Anschauungen und dies Forschen nach dem ganzen und vollen Wesen der Dinge, wie sie über sich und unter sich einander grenzen, zu haben, auf dem auch alle Weltverknüpfung in der Wirklichkeit und Unendlichkeit beruht. Mir ist es oft mit großem Bedauern aufgefallen, wie ich die Stücke las, daß von eigentlichen Naturforschern das wohl wenig geschätzt, ja nur beachtet wird. Selbst Alexander möchte davon nicht Ausnahme machen. Wenigstens hat er mir von dieser Morphologie nie gesprochen noch geschrieben. Sie bedenken nicht, daß ein Mensch die Form der Natur mit innerem und wahrem Genie und sogar erfinderisch auffassen und wie durch eine Inspiration erkennen und in der Kenntnis des Stoffes sehr zurückstehen, wohl auch von diesem manches falsch anwenden kann. Da aber einmal Goethe in dieser Sache sich des Beifalls der ersten in der Wissenschaft schwerlich wird erfreuen können, sollte er den Beifall derer, die man fast die letzten nennen könnte, nur insofern privatim

nicht verschmähen, als er guten Willen, einen unbefangenen Sinn und manchmal Anspruchlosigkeit bewährt, dagegen ihn nicht so öffentlich ausposaunen.

771. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Weimar, den 12. November 1823.

Ich habe Goethen, liebe Li, leider krank gefunden. Er hat seit 10 bis 12 Tagen einen Husten, der ihn sehr mitnimmt. Er wirft nicht aus dabei, hat kein Fieber, obgleich vollen Puls und krampfhaftige Anwandlungen, so daß ihm die Nägel oft blau sind. Er klagt besonders über schlaflose Nächte, die mit dem Husten natürlich verbunden sind. Er schreibt die Verschlimmerung seines Zustandes großenteils einer gefährlichen Krankheit zu, an der sein Arzt, ein Hofrat Rehbein, daniederlag. Jetzt ist dieser, auf den er großes Vertrauen setzt, wiederhergestellt, und so ist er auch mutvoller. Sein Aussehen kann ich demungeachtet nicht sehr verändert finden. Auch spricht er heiter, sobald ihn der Gegenstand belebt. Da es ihm aber unmöglich gut sein kann, viel zu reden, so werde ich mich doch in acht nehmen, ihn nicht zu viel und zu lange zu besuchen. Es ist mir sehr leid, daß es sich gerade so hat fügen müssen. Was ich seinem Zustand unangemessen finde, ist die schreckliche Hitze bei ihm, nach der der Bagration und der meines Bruders verdient sie die dritte im Grade zu heißen. Ich halte sie aus, aber es erfordert eine Gewohnheit wie die meinige. Ich habe mir die Freiheit genommen, in Gegenwart des Arztes darauf aufmerksam zu machen, und der riet sehr einen Thermometer an. Allein Goethe ist in meinen Prinzipien und protestiert gegen einen so gefährlichen Zeugen.

Im Gespräch habe ich ihn wie sonst gefunden, höchst interessant und leicht zu großer Teilnahme zu bringen, aber abgebrochen, so daß man das einzelne zusammenlesen und sich sehr hüten muß, ihn nicht durch ein dazwischengeworfenes Wort aus seinem Ideenzusammenhang zu bringen. Mit mir ist er, man kann nicht freundlicher, er hat mir auch versprochen, mir vorzulesen oder mir zum Lesen zu geben und er muß doch also allerlei bereit haben . . .

Goethes Art, sich zu beschäftigen, ist mir, nachdem ich nun alle seine Hefte gelesen und ihn hier noch darüber höre, sehr klar. Ich fragte ihn nach verschiedenen Sachen, die ihn an sich interessieren

müſſen, Alexanders neueſtem geognoſtiſchen Werk, ſeiner Reiſe uſf. Auf alle Fragen geſtand er, daß er das gar nicht geleſen habe und nicht leſen wolle, bis er in ſeinen eigenen Forſchungen darankomme. Bei dieſer Gelegenheit ſagte er dann deutlich, daß er jetzt gar nicht mehr anders leſe, als indem er gleich auch darüber ſchreibe, und darum hüte er ſich vor neuen Büchern, die ihn nur anregen und auf Unterſuchungen führen würden, die außer ſeinem Weg lägen, und zu denen er jetzt nicht mehr Zeit und Kraft habe. Von mir hatte er die Sprachabhandlung jetzt wiedergeleſen und war ſehr bewandert darin.

772. Wilhelm von Humboldt an ſeine Gattin Caroline:

Weimar, den 17. November 1823.

Heute war der Morgen, den ich zwiſchen Carolinen und Goethe teilte, Ruhe, weil der Großherzog auf der Jagd war. Den Nachmittag beſuchte ich wieder Goethe. Dann mußte ich ins Theater, in die kleine Loge mit dem Großherzog, und hernach zum Souper bei der Großfürſtin. Ich bilde mich hier ordentlich. Ich habe die „Kleinſtädter" geſehen und war ſo vertieft in das Stück, daß es mich ordentlich verdroß, wenn mich der Großherzog unterbrach. Wie wir bei den Jagemann waren, wurde ausgemacht, daß übermorgen, mir zu Ehren, eine Oper, „Figaro", gegeben werden ſollte. Ich laſſe alles geſchehen und rede gar nicht von meiner Abneigung gegen die Muſik. Seitdem ich keinen Tee mehr trinke, iſt alles aus. Ich ſtehe einmal am Rande des Abgrundes, und einen Schritt weiter, ſo ſchwimme ich im Bier. Ach, Gott! liebes Kind, Goethe hat auf nichts Appetit, nicht auf Bouillon, Fleiſch, Gemüſe, er lebt von Bier und Semmel, trinkt große Gläſer am Morgen aus und deliberiert mit dem Bedienten, ob er dunkel- oder hellbraunes Köſtritzer oder Oberweimariſches Bier, oder wie die Greuel alle heißen, trinken ſoll. Doch geht er meiſt in eine andere Stube dazu, wenn ich da bin. Die Scheu geht doch in einer menſchlichen Bruſt nicht ganz aus.

Ueber ſeine Geſundheit war man heute und geſtern bedenklicher als früher, ich glaube aber mit Unrecht. Mir ſchien er eher beſſer. Unmittelbare Gefahr iſt bei dieſem Uebelbefinden nicht, nur die, daß dieſer Huſten Anzeige anfangender Bruſtwaſſerſucht ſei oder Urſach davon werde. Er ſprach heute manchmal ſehr ſchön, er zeigte mir

auch ein Gedicht, das er im Frühjahr gemacht hat und das nun im neuesten Heft von Altertum und Kunst gedruckt wird. Es ist indischen Inhalts, ein Gegenstück zur „Bajadere", und heißt „Der Paria" . . .

Es ist schrecklich, daß die Ursach von Goethes Krankheit höchstwahrscheinlich eine einzige Erkältung ist, von der ich Dir auch mündlich erzählen werde. Er kann nicht genug sagen, wie wohl und tätig er vorher war. Es ist peinlich zu hören, daß er alle Augenblick Ach Gott! ach Gott! sagt. Doch ist das mehr Angewohnheit. Denn er klagt nicht über Schmerzen.

773. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Weimar, den 19. November 1823.

Du wirst, liebe Seele, zuerst von Goethes Gesundheit hören wollen. Ich weiß aber in der Tat nicht, was ich Dir eigentlich davon sagen soll. Das ist leider nur zu gewiß, daß er immer noch einen starken, trockenen Husten hat, daß er nicht arbeiten kann und fast nichts zu essen und zu trinken vermag als Bier und Brot. Die Nächte hatte er bisher so gut als gar nicht geschlafen, die letzte ist besser gewesen, aber aus einer Ursach, die ich wirklich schlimmer als das Uebel finde. Er ist nämlich gar nicht zu Bett gegangen, sondern auf seinem Stuhl, wie bei Tage, sitzen geblieben. Die Unruhe, nicht arbeiten zu können, der Verdruß, aus schöner Stimmung durch eine Erkältung, wie er wenigstens glaubt, in diesen leidenden Zustand versetzt zu sein, die Besorgnis, daß dies noch lange dauern könne, wirken sehr, sein Uebel oder doch die Empfindung davon zu vermehren. Die Aerzte behaupten, daß ich gleichfalls dazu beitrüge, weil es ihn so verdrieße, nicht ordentlich mit mir reden zu können. Andere meinen, ich heitere ihn auf. Ich wünschte, er hätte mir von seinem Uebelbefinden Nachricht gegeben. Ich wäre dann erst nach Burgörner gegangen und hätte ihn dann ordentlich genossen, was freilich jetzt nicht der Fall sein kann. Die wichtigste Frage aber, wie gefährlich oder bedenklich nun sein Uebel eigentlich ist, weiß ich kaum zu beantworten, glaube mich indes nicht zu irren, wenn ich sage, daß es für jetzt zwar nicht gefährlich ist, aber es gewiß werden muß, wenn es noch Wochen hindurch so anhält.

Heute früh habe ich eine himmlische Stunde bei ihm zugebracht, die ein reicher Lohn für die ganze Reise ist. Ich muß Dich aber

sehr bitten, niemandem ein Wort davon zu sagen, weil er äußerst geheim damit tut. Ich habe Dir erzählt, denke ich gewiß, daß er mich neulich hatte den „Paria" lesen lassen. Gestern gab er mir ein Buch des „Divans", zu dem er mehreres neu hinzugedichtet hatte. Es war sehr Hübsches darunter, doch nichts, was einen bei Goethes früheren Sachen verwundern konnte. Heute gab er mir ein eigen gebundenes Gedicht, eine Elegie. Ich sah schon, daß sie sehr zierlich und sorgfältig äußerlich in Band und Papier behandelt war. Sie war ganz von seiner Hand geschrieben, er sagte mir, es sei die einzige Abschrift, die davon existiere, er habe sie noch niemandem, ohne Ausnahme, gezeigt und werde sie noch lange nicht, vielleicht nie drucken lassen. Er habe sich aber auf meine Ankunft gefreut, weil er vorher wisse, ich werde mit ihm fühlen. Er sagte das alles in einem bewegteren und sich mehr erschließenden Ton, als ihm sonst eigen war. So fing ich an zu lesen, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich nicht bloß von dieser Dichtung entzückt, sondern so erstaunt war, daß ich es kaum beschreiben kann. Es erreicht nicht bloß dies Gedicht das Schönste, was er je gemacht hat, sondern übertrifft es vielleicht, weil es die Frische der Phantasie, wie er sie nur je hatte, mit der künstlerischen Vollendung verbindet, die doch nur langer Erfahrung eigen ist. Nach zweimaligem Lesen fragte ich ihn, wann er es gemacht habe. Und als er mir sagte: „Vor nicht gar langer Zeit", war es mir klar, daß es die Frucht seines Marienbader Umganges war. Die Elegie behandelt nichts als die alltäglichen und tausendmal besungenen Gefühle der Nähe der Geliebten und des Schmerzes des Scheidens, aber in einer so auf Goethe passenden Eigentümlichkeit, in einer so hohen, so zarten, so wahrhaft ätherischen und wieder so leidenschaftlich rührenden Weise, daß man schwer dafür Worte findet. Die selige Nähe der Geliebten ist in ihrer ganzen faltenlosen Einfachheit des Glücks geschildert, mit dem Frieden Gottes, mit dem Gefühl frommer Seelen verglichen. Von dem, was eigentlich fromm sein heißt, ist in wenigen Zeilen eine namenlos schöne Beschreibung. Dann ist die Betrachtung der Natur, die Anschauung des Weltalls, also das, was Goethes innerste Beschäftigung ausmacht, der Geliebten gleichsam entgegengesetzt, indem der Dichter sich fragt, warum ihm das alles denn nicht mehr genüge? Und dieser Kontrast hebt das Gefühl der Liebe auf eine wundervolle Weise. Die Geliebte ist nur in einer einzigen Stanze (das Gedicht besteht aus sechszeiligen Stanzen) mehr angedeutet als geschildert. Wie er

nämlich davon spricht, daß ihn Fels und Feld und Wiese nicht mehr ansprechen, sagt er: „auch nicht der Wolken zart Gebilde", und wie er dies Gebilde beschrieben, heißt es, womit sie am ähnlichsten zu vergleichen ist, sie „die lieblichste der lieblichen Gestalten". An dieser Stelle geht er gleich auf sie wieder über, aber gleich wieder vom Sinnlichen ab, indem er sagt: „allein warum suche ich sie da und nicht im inneren Gemüt, wo ihr Bild so tausendfaltig herrscht, daß es als Eins sich zu vielen hinüberneigt." Zuletzt, da nun die Scheidung gewiß ist, wo gesagt ist, daß sie noch ihm nachgeeilt ist, noch nach dem letzten Kuß ihm einen letzteren gegeben, bricht er in die volle Rührung aus: „So fließt denn meine Tränen unaufhaltsam" usf.

Nach der Lesung spann sich nun ein Gespräch darüber an; die Person wurde nie genannt, aber es war eigentlich immer von ihr die Rede, und es sei nun, daß sie noch sehr, wie ich glaube, in seiner Seele herrsche oder nicht, so ist gewiß, daß ohne sie diese wirklich himmlischen Verse nie entstanden wären, und damit hat sie denn ein bleibendes Verdienst. Denn es gibt doch eigentlich nichts Höheres, als ein Gefühl, selbst welches es sei, wahrhaft gelungen in Poesie vorgetragen.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß ich wirklich erstaunt wäre, ihm noch diese Jugendlichkeit des Talents und des Gefühls, da solchem Gedicht ein wirkliches zugrunde liegen müsse, zu finden, und daß diese Geistes- und Phantasiestarke wahrhaft Gewähr leiste, daß, wenn nicht ein Zufall ihn dahinraffe, er noch für lange Jahre Lebenskraft besitze, und wirklich hätte ich nie gedacht, daß er dessen noch fähig sei. Er sagte darauf selbst, daß man wohl damit dem Leser den Geburtstag des Dichters zu raten aufgeben könne. In keiner Silbe des Gedichtes ist des Alters erwähnt, aber es schimmert leise durch; teils darin, daß alles darin so ins völlig Hohe und Reine gezogen ist, teils in der umfassenden Fülle der Naturbetrachtung, auf die hingedeutet ist und die Reife der Jahre fordert.

Goethe wurde über das Gedicht, von dem er selber sehr naiv sagte: „Ich habe nicht aufhören können, es so lange zu lesen, bis ich es nun auswendig weiß; ich habe mir auch darin nachgesehn, warum soll man sich solche Genüsse versagen?" Er wurde, wollte ich sagen, über das Gedicht und meine Freude daran so gehoben, daß er, sein Uebel vergessend, mit ganz ungewöhnlicher Heiterkeit sprach und sicher lange fort gesprochen hätte, wenn nicht der Großherzog plötzlich hereingetreten wäre. Dieser suchte mich auf, um mir bei dem schönen

Sonnenschein, den wir heute hatten, das Palmenhaus in Belvedere zu zeigen, das ich neulich bei dunklem Wetter gesehen hatte.

Es ist mir sehr klar geworden, daß Goethe noch sehr mit den Marienbader Bildern beschäftigt ist, allein mehr, wie ich ihn kenne, mit der Stimmung, die dadurch in ihm aufgegangen ist, und mit der Poesie, mit der er sie umsponnen hat, als mit dem Gegenstand selbst. Was man also vom Heiraten und selbst von Verliebtheit sagt, ist teils ganz falsch, teils auf die rechte Weise zu verstehen. Nur glaube ich doch, daß die Einförmigkeit, vielleicht sogar die geringe Erfreulichkeit des Familienkreises ihm, nach der lebendigeren Regung in Böhmen, nicht wohltut, und daß ihm dies Gefühl mehr lastet, weil seine Krankheit ihm den gewohnten Trost beständiger Beschäftigung raubt, wozu denn zufällig auch der Mißmut kommt, mir nicht das alles selbst lesen und wahrhaft darüber sprechen zu können.

774. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Rudolstadt, den 21. November 1823.

Goethen fand ich gestern Morgen sehr schwach. Er hatte die Nacht wieder nur im Lehnstuhl zugebracht, und die Augen fielen ihm alle fünf Minuten zu, wobei dann sein Kopf gleich auf seine Brust sank. Dann hob er ihn wieder und öffnete die Augen, und so ging es die ganzen Stunden, die ich da war. Dazwischen sprach er aber wieder mit Lebendigkeit. Er sagte mir auch einiges über seine Lage, wovon mündlich. Er braucht eine außerordentliche Erheiterung, glaube ich, in dieser Einförmigkeit seines Lebens. Eine solche würde, meiner Meinung nach, einen sehr glücklichen Einfluß haben. Ich habe ihm allerlei Vorschläge gemacht, allein es wird wohl beim alten demungeachtet bleiben. Die Aerzte behaupten, daß es mit seiner Krankheit nichts zu sagen habe. Ich kann leider diese Meinung nicht teilen. Sein Leib ist offenbar geschwollen. Er nimmt fast lauter flüssige Nahrung zu sich. Die schlaflosen Nächte und der Husten matten ihn außerordentlich ab. Man erwartet jetzt sehr gute Wirkung von Blutegeln, die man ihm in der Nierengegend gesetzt hat. Ich konnte ihn deshalb gestern Nachmittag nicht mehr sehen und habe nicht von ihm Abschied genommen. Ich werde aber, wenn ich übermorgen von hier abreise, wieder über Weimar gehen, weil der Weg über Jena gar zu schlecht sein soll, und dann nur Goethen und Carolinen besuchen.

775. Caroline von Humboldt an ihren Gatten Wilhelm:

Berlin den 22. November 1823.

Mit Goethens Uebelbefinden ist es doch sehr schlimm. Einmal bringt es Dich sehr um die reine Freude und Genuß des Gesprächs, tausend Rücksichten wegen seines Alters und der Folgen, die auch nur ein zu aufgeregtes Gespräch haben könnten, treten ein und verkümmern die Freude der gegenwärtigen Stunde. Aber mir ist auch bange, daß es mit dem großen Mann ernstlich zu Ende geht. Eine so bedeutende Krankheit, wie die seinige im Februar und März d. J. war, bleibt im 73. und 74. Jahre selten ohne Folgen. Wenn er geschieden sein wird aus dem Leben, wird es doch für das Leben selbst gleichsam wie eine ungeheure Lücke sein und eine Leere in der eigenen Brust für jeden, der ihn empfunden hat.

776. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Schulpforta, den 25. November 1823.

In Weimar habe ich bei meiner Rückkunft aus Rudolstadt nur Carolinen und Goethe gesehen. Mit Goethe war es ungefähr, wie ich ihn verlassen hatte. Er muß immer die Nächte auf dem Stuhl bleiben, ist daher matt, hat keinen Appetit und hustet noch viel. Einige Besserung aber fand ich darin, daß er wenigstens auf dem Stuhl die Nächte geschlafen und nur abends und morgens gehustet hatte, daß er auf die Blutegel Erleichterung im Unterleib verspürte, daß er wenigstens die „Tausend und eine Nacht" las und weniger Bier trank, wie mir auch sein Bedienter mit Freuden erzählte, der dies Unwesen auch mit Bedauern sah. Auf diese Weise ließe sich wohl Besserung hoffen. Dagegen hat der Geheime Hofrat Herscher, der aber nicht sein eigentlicher Arzt ist, Carolinen gesagt, daß das Hauptübel in den Nieren sitze, daß eine bereits ganz zerstört und die andere auf dem Wege dahin sei, daß Wassersucht mithin die unfehlbare Folge sei. Er glaube nicht, daß er länger als ein Jahr leben könne. Was soll man nun für wahr halten? Prophezeiungen dieser Art sind doch oft falsch, und wie will man wissen, daß eine Niere ganz zerstört ist? Ich bleibe dabei, daß, wenn wir heute den 25. April schrieben, Goethe bald besser sein würde, und daß Aufheiterung, mannigfaltigerer und seiner Individualität mehr zusagender Umgang ihre Wirkung nicht verfehlen könnten.

Ich kann nicht leugnen, daß ich mit wahrer Wehmut von ihm geschieden bin. Ich habe seine noch immer sehr schöne Stirn, die so das Bild seines freien, weiten, unbegrenzten Geistes entfaltet, mehrere Male, da er eben saß und ich ihn nicht aufstehen lassen wollte, geküßt, und ich zweifle, daß ich ihn je wiedersehe. Es geht unendlich viel mit ihm dahin, meinem Glauben nach mehr, als je wieder in deutscher Sprache aufstehen wird.

Mir hat er in diesen Tagen, wie zerstreut und durch seine Krankheit unser Umgang war, viel Freundschaft und wahres altes Vertrauen bezeigt, und wohltätig ist gewiß mein Wiedersehen, mein Eingehen in die Sachen, die er mir wies, meine große Freude an der, die ihm die liebste ist, auch gewesen. Ich möchte es für vieles nicht hingeben, die Reise gemacht zu haben.

777. Aus Zelters Tagebuch:

24. November 1823.

Mein Geschäft in Erfurt war in zwei halben Tagen abgemacht. Nun wasche mich, putze mich, freue mich, nehme Extrapost, komme nach Weimar, fahre vor. Ich bleibe eine Minute im Wagen, niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Tür, ein weibliches Gesicht guckt zur Küche heraus, sieht mich, zieht sich wieder zurück. Stadelmann kommt und hängt das Haupt und zuckt die Schultern. Ich frage — keine Antwort. Ich stehe noch an der Haustür: soll man wieder gehen? Wohnt hier der Tod? Wo ist der Herr? — Trübe Augen. — Wo ist Ottilie? — Nach Dessau. — Wo ist Ulrike? — Im Bette. Mein, Traum fällt mir ein, ich erschrecke. Der Kammerrat kommt: Vater ist nicht wohl, krank, recht krank. — Er ist tot? — Nein nicht tot, aber sehr krank. Ich trete näher und Marmorbilder stehn und sehn mich an. So steig ich auf. Die bequemen Stufen scheinen sich zurückzuziehen. Was werde ich finden? Was finde ich? Einen, der aussieht, als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun wenn das ist, er soll davon kommen! Nein! er soll sie behalten, er soll glühen wie Auſternkalk; aber Schmerzen soll er haben wie mein Herkules auf dem Oeta. Kein Mittel soll helfen, die Pein allein soll Stärkung und Mittel sein. Und so geschah's, es war geschehen! Von einem Götterkinde, frisch und schön, war das liebende Herz entbunden. Es

war schwer hergegangen, doch die göttliche Frucht war da, und lebt und wird leben und ihres Geistes Namen über Zonen und Äonen hinaustragen und wird genannt werden: Liebe, ewige allmächtige Liebe . . .

Schon zweimal hatte ich den Freund in ähnlichem, dem Tode nahen Zustande angetroffen, und ihn unter meinen Augen gleichsam wieder aufleben sehen. Diesmal, seine Genesung sozusagen befehligend, sah ich ihn von Stund' an, zur Verwunderung der Ärzte so schnell sich erheben, daß ich ihn in der Mitte des Dezembers in völliger Munterkeit verlassen durfte.

778. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Burgörner, den 1. Dezember 1823.

Es fällt mir dabei oft ein, daß es doch eigentlich sonderbar ist, daß Goethe so fast ausschließend in den Produkten der Zeit lebt und an dem hängt, was er seine Arbeit in seinen Heften nennt, was doch wieder nur eine für die neueste Zeit ist. Wenn ich mich meinem Hinscheiden so nahe glauben müßte wie er, seinem Alter und seiner Gesundheit nach, wäre mir das unmöglich. Ich ginge vielmehr dann nur in die Vorzeit zurück und suchte dasjenige um mich zu sammeln, worin sich die menschliche Natur am reinsten und einfachsten ausgesprochen hat.

779. Caroline von Humboldt an ihren Gatten Wilhelm:

Berlin, den 6. Dezember 1823.

Was Du über Goethe sagst, ist sehr wahr, und beim ersten Denken daran scheint es einem gleichsam unerklärbar, wie er eigentlich nur allein in seinem Alter, so nah dem Abend, so tief eigentlich schon hineingelebt, nur mit der Gegenwart sich beschäftigt. Allein ahnden kann ich doch, wie sie für ihn eine gewaltigere Göttin ist wie für viele andere Naturen, und wie das gerade zusammenhängt mit dem Menschlichen in ihm, wodurch er die tiefen, rührenden, ergreifenden Anklänge in anderer Menschenbrust nicht verfehlt.

780. Joseph Zeuper an Eckermann:

12. Dezember 1823.

Um die Stunden bey und um Goethe beneide ich Sie in der That, mein Theurer; man lernt so viel mit wenigen, und seine Nähe ist so ungemein wohlthätig; ich wiederhole gern, daß mein Leben durch ihn erst Bedeutung gewonnen, daß seine Schriften durch seinen Anblick in eine andre Verständlichkeit bey mir getreten, daß ich jederzeit mit besseren Gefühlen und Entschlüssen ihn verlassen, daß — doch wo nähme das ein Ende, wenn ich von Ihm rede!

781. Peucer an Böttiger:

Weimar, den 14. Dezember 1823.

Göthe's Gesundheit schien wieder zu schwanken. Er konnte nicht liegen, schlief wenig und meist im Lehnstuhl, so daß man die Brustwassersucht fürchtete. Jetzt geht es wieder besser, doch ist kein gutes Zeichen, daß die Füße, die bisher angelaufen oder wohl gar geschwollen waren, sich wieder gesetzt haben. Das Heirathsgerücht verschwindet unter solchen Umständen von selbst. Diejenigen, die um ihn sind, haben viel zu leiden; er ist sehr grillig, übelnehmend, auffahrend; selbst sein Arzt, Dr. Rehbein, muß sich viel gefallen lassen. Meyer besucht ihn wieder häufig, da es auch mit Meyer's Gesundheit jetzt wieder gut geht. Gesprochen wird aber dabei eben nicht viel; die Unterhaltung ist ziemlich eintönig. Dann und wann ist noch Riemer dort, als Dritter; der gibt aber auch nicht viel von sich und macht gegen Se. Excellenz den unterthänigen Diener.

782. Erinnerungen der Bildhauerin Angelica Facius:

Weimar, den 8. April 1860.

Als ich mein siebenzehntes Jahr angetreten hatte, führte mich Kaufmann bei Göthe ein, wo ich mit einer so huldreichen Güte empfangen wurde, daß die Scheu vor seiner Größe, welche mich anfangs befangen machte, bald in innige Verehrung und herzliches Vertrauen überging. Mit väterlicher Teilnahme und Sorgfalt beobachtete er alle meine Leistungen, verlangte jede Arbeit zu sehen, und ich durfte zu allen Zeiten bei ihm vorkommen, wenn ich seines Rathes bedurfte;

sehr häufig genoß ich im Zusammensein mit ihm Belehrungen, bei welchen ich mir den Verstand der späteren Jahre gewünscht hätte. Diese höchst genußreiche Periode meines Lebens dauerte bis zu meiner Abreise nach Berlin im Jahr 1827 ununterbrochen fort.

783. Eckermann:

30. März 1824.

Goethe war diesen Abend besonders kräftig, heiter und aufgelegt. Er holte ein Manuskript ungedruckter Gedichte herbei, woraus er mir vorlas. Es war ein Genuß ganz einziger Art, ihm zuzuhören, denn nicht allein, daß die originelle Kraft und Frische der Gedichte mich in hohem Grade anregte, sondern Goethe zeigte sich auch beim Vorlesen von einer mir bisher unbekannten, höchst bedeutenden Seite. Welche Mannigfaltigkeit der Stimme! welcher Ausdruck und welches Leben des großen Gesichts voller Falten! und welche Augen!

784. Kanzler von Müller:

Mittwoch, den 31. März 1824.

Heute war ich von 6—9¼ Uhr bei ihm mit Riemer, anfangs auch mit Meyer. Einer der interessantesten, behaglichsten und gemütlichsten Abende unter vielen! Goethe war durchaus heiter, gemäßigt, mitteilend, lehrreich, keine Piken, keine Ironie, nichts Leidenschaftliches oder Abstoßendes! . . .

Riemer sagte: „Ach, wie glücklich sind Sie, daß Sie immer so real im Leben stehen konnten; ich komme mit aller Anstrengung nie hinein ins Leben, geschweige durch.“

785. Friedrich von Matthisson an C. V. von Bonstetten:

Wörlitz, d. 14. Jun. 1824.

In Weimar (d. 15. May) war mein erster Gang zu Göthe, der soeben von Jena zurückkam, wo er seinen ältesten und besten Freund Knebel (den trefflichen Uebersetzer des Lukrez) besucht hatte.

Kräftig und mit völlig gerader Haltung trat mir der alte Dichterkönig entgegen. Jede Spur der schweren Krankheit war verschwunden. Selten schuff die Natur wol ein Auge aus gediegenerem Feuerstoff,

als das Auge Göthe's, das trotz der schwarzen Schatten des Alters seinen Glanz eben so klar und ungetrübt erhalten hat, wie das Deine. . . . Unser Gespräch begann mit Dir, dann ging es über auf die verschiedenen Epochen, in welchen Göthe und ich seit 1783 einander begegnet waren. Auf meine Frage, ob er nichts weiter für den Faust thun werde? war die Antwort: „Das ist größtentheils schon geschehen." Schon hatte ich Abschied genommen, als ihm plötzlich noch etwas einzufallen schien. „O warten Sie noch einen Augenblick! Ich muß Sie noch einem alten Freunde vorführen." Nun ging er einen Schlüssel zu holen und öffnete ein Zimmer, wo mir Knebels ähnliches Bild ein gar freundliches: Willkommen! zulächelte. Lieber, lieber Knebel! rief ich aus, und Göthe schien sich meiner Ueberraschung zu freuen.

786. Albertine von Boguslawski an ihren Bruder Wilhelm:

Hamburg, den 23. Mai 1824.

Ich fuhr darum gleich nach Tisch zu Goethe mit einer sonderbaren Empfindung, die du mir nachfühlst. — Vor dem Haus, vor dem wir damals im Mondschein gestanden, und von dem du ein Stück mitnahmst, hielt ich nun still und ward in der geöffneten Thür von einem Bedienten die Treppe hinaufgewiesen, die bequem und hell genug ist, um verschiedene Büsten und Figuren gehörig zu beleuchten, die in den Nischen der Absätze angebracht sind. Oben an der Thür Castor und Pollux und ein Salve auf einer Steinplatte der Türschwelle.

Frau von Goethe kam mir entgegen mit ihrem Sohn von fünf Jahren, führte mich in ein zweites Zimmer und sagte mir mit einer freundlichen Begrüßung, daß sie mir unterdessen den Enkel vorstelle.

Wir setzten uns auf ein Sopha in diesem Zimmer mit drei Fenstern, das ganz einfach, aber bequem eingerichtet war, und wo sich außer wenigen Anderen an der Seite des ersten Fensters der Kopf der großen Juno befand, die Du wohl kennst.

Der Kleine ist ein munteres, schönes Kind, und ich betrachtete eben seine außerordentlich großen schwarzen Augen, in denen etwas vom Großvater sein mußte, als dieser eintrat — die Thür schloß, mich freundlich zum Niedersitzen nöthigte, einen Stuhl nahm — und neben Deiner Schwester saß! Es waren keine Flügelthüren aufgegangen,

damit der berühmte Mann eintrete und die große Minute vergönne. Er war da und sprach und dankte freundlich für das Mitgebrachte und fragte und nahm alles freundlich auf. Ich betrachtete diese Züge, während er sich in Rösells Lob aussprach — ich dachte daneben an seine schönsten Stellen, in denen einfach der hohe Genius sich ausspricht — und ich war mir jetzt an diesem Goethe keines anderen Gefühles als nur des Dankes bewußt, daß der Himmel uns, seinen Menschen, soviel gewährt. Jeder Schmerz ist Seelenohnmacht, da wir im Geist über der Erde und über dem Schmerze leben können.

Bin ich Dir ungenügend und unverständlich mit diesem meinen Eindruck von dem großen Manne, Wilhelm? Ich habe ungefähr alles aufzufassen und zu bewahren gesucht, was er dann sagte, aber Wehmut mischt sich gewöhnlich zuerst in jene Erhebung, die das Schöne und Große in mir hervorbringt. . . .

Er sprach dann auch von Schlesien, von Fischbach, daß er niemals im Gebirge gewesen sei, und als sein kleiner Enkel zu der Mutter sagte, er wolle zu mir kommen, uns dort besuchen, sagte Goethe zu diesem: „Da bitte doch, daß dein Großpapa auch mitkommen darf.“ Das war doch artig! — Als ich endlich, gewiß nach einer Stunde, aufstand um wegzugehen, gab er mir die Hand; ich war wirklich recht bewegt und bat ihn, ihm nun zuletzt danken zu dürfen für alles, was er uns gegeben habe. Da schüttelte er meine beiden Hände und sagte: „Nun! das freut mich, wenn Ihnen etwas davon wohlgetan hat.“ Ich weinte recht von Herzen und freudig vor ihm, sagte, „daß ich einen Bruder hätte und daß ich ihm den schicken würde.“ Darauf sah er mich bejahend an, sagte: „Adieu!“ und noch ein recht freundliches Wort und ging, und ich von der andern Seite mit der Tochter. Der Kleine meinte, ich sei traurig, und ich war doch recht erhoben und stark in der Minute. — Seine schönsten Gedanken waren lebendiger als je in meiner Seele, mir war, als sei alles gut und alles ausgeglichen im Leben, es war ein Blick in die Unsterblichkeit.

787. Aus Christian Rauchs Tagebuch:

19. Junius 1824.

Seit dem beinahe dreijährigem Nichtsehen Goethes fand ich ihn unverändert, geistig lebendig, heiter in fast ununterbrochener ausdaurenden Thätigkeit, körperlich wohl, in bewunderungswürdiger Gradehaltung

des Körpers, beweglich, das Auge lebendiger im Ausdruck als vor drei Jahren in Jena ich's fand, die Farbe des Gesichts fast jugendlich blühend geröthet, daß ich mich der Büste schämte, vor drei Jahren modellirt, welche mir gegen die Natur veraltet vorkam.

788. Staatsrat Schultz an Goethe:

10. Juli 1824.

Rauch war einen Abend bei mir, in einem gewissen höheren Gefühle, welches ich auch an Anderen, die von Ihnen kamen, bemerkt habe, ja selbst mir persönlich bewußt geworden bin. Es ist etwas Ähnliches von Verklärung und Standeserhöhung, oder vielmehr Heiligung. Damit mag es nun sein, wie es will; mir that es sehr wohl, daß er mir die Objectivität dieses Zustandes von Neuem bestätigte, und ihn auch in mir von Neuem erregte.

789. Bettine von Savigny an ihre Tante Bettine von Arnim:

Berlin d. 30ten Jul: 1824.

Am Dienstag war großes Zauberfest bey uns, wozu Steffens und Pistors eingeladen waren; letztere kamen nicht. H. Grüneisen wurde an demselben Tage gefährlich krank, konnte also auch nicht kommen. Ida Piautaz sang ganz ausgezeichnet schön, und verschaffte auf diese Weise der Gesellschaft einen hörbaren Kunstgenuß. Auch ein sichtbarer war ihr bereitet indem dein Göthe von Blumen und Wachslichtern umgeben aufgestellt war.

790. Ernst Freiherr von Malsburg an Ludwig Tieck:

Escheberg, 8. August 1824.

In Weimar empfing Goethe mich und mein Buch, ja selbst meinen kleinen, mich ihn mitzunehmen peinigenden Neffen sehr holdselig und väterlich; ich fand den alten Herrn schöner und größer (an Leibesstatur) als vor zwei Jahren, keine Spur von Krankheit, warme und schalkhafte Augen. Er sprach schön über Sie, über Shakespeare, über Calderon, und ich verließ ihn nach einer Stunde, viel zufriedener über ihn als über mich, denn ich weiß nicht, was für ein Dämon in

mich gefahren war, ihm tausend Dinge sagen, ich glaube gar ihm gefallen zu wollen, worüber ich, bald dies bald jenes vergessend, bald manches im bewegten Gespräch nicht anbringen konnend, mir in holdem Wechsel bald ein zerstreutes, bald ein albernes Aussehen anfühlte.

791. Maler Georg Friedrich Kersting an seine Frau:

Gotha, den 19. August 1824.

Jetzt bin ich also in Jena Weymar und Erfurt gewesen wonach ich so lange gestrebt habe, o! könnte ich Dir gute Agnes nur alles so mitteilen wie ich hier empfunden.

Zuerst besuchte ich die Familie Frommann in Jena, die auch Friedrich als rechtliche gute Menschen kennt, diese Familie war 1811 in Dresden wo ich sie damals Mutter, und zweien Kinder Unterricht im Zeichnen gab, ich fand recht freundliche Aufnahme. sie zeichnen jetzt Teufelszeug durch einander, vergnügen sich aber dabey so, daß ich mich auch freue ihnen Unterricht ertheilt zu haben.

Hier hat Göthe immer wen er in Jena ist sein Stand Quartier, diese guten Menschen nun von Göthen erzählen zu hören wie ers Treibt und Lebt ist höchst ergötzlich. ich mußte bei ihnen den Mittag (den 16n August) essen und haben auch Deiner und den Kindern liebend gedacht und oft Deine Gesundheit in Rheinwein getrunken. . . .

Um 10 Uhr trafen wir in Weymar ein, früh um 6 gingen wir zum Park der außerordentlich schön angelegt ist, ein Vergnügungs Garten für die Stadt, die auch zum theil schön und Prächtig gebauet ist, in diesen Park fand ich schon Göthens und Schillers Geist wirkend, er ist eine Stunde Lang und befindet sich hinter dem Schlosse, am Ende desselben ist das so genannt Bellwedere wo die Großfürstinn ihren Sommersitz hat, welches auch in eine herliche Gegen liegt. Um 9 Uhr ging ich zu den Hoffrath Mayer (ein guter herzlicher alter offner Schweitzer von den Graubündnern einer) der mich mit Herzlichkeit empfing so wie ich vermuthet hatte, er der innigste Freundt Göthens ließ mich sogleich bey ihm Melden, und erhielt durch rückkommenden Diener die gütige Einladung, ihn den lieben herrlichen Mann um 12 Uhr zu besuchen.

Ich fand Göthen zwar sehr gealtert auch etwas Zittrich an den Armen aber am Geiste Stark und Jung, er both mir freundlich guten Tag, und mußte mich zu ihm auf den Sopha setzen, war

herzlich und sprach ohngefehr ½ Stunde mit mir über meine Verhältnisse auch Weib und Kinder wurden freundlich gedacht. gute Seele hettest Du doch in diesen Augenblicken den herrlichen Greiß sehen können, der mich so freundlich mit seinen gewaltigen Augen fortwehrend ansah, und wie er mich beym fortgang so herzlich noch die Hand drückte und mir ferner Glück und Zufriedenheit wünschte, Du würdest gewiß auch freudenthränen geweint haben so wie ich.

792. Ottilie von Goethe an Rahel:

Weimar, den 30. August 1824.

Des Vaters Geburtstag ist sehr, sehr heiter vorübergegangen: seit vielen Jahren war er zum ersten Male wieder in Weimars Mitte und was von Liebe und herzlichen Wünschen eine Stimme suchte, es auszusprechen im Einzelnen, fand sich wie in einem Brennpunkt in der Feier vereint, die der Großherzog im Theater veranstaltet.

793. Aufzeichnung von Willibald Alexis:

Weimar, den 13. September 1824.

Ich war nicht mehr Student und was already printed, als ich das zweitemal nach Weimar reiste, um Goethe zu sehen. Ein werter Freund aus Württemberg, — er war auch already printed — begleitete mich; er hatte denselben Zweck. . . . Mein Freund, obgleich Dichter, war doch auch Theologe, — und er ist jetzt ein sehr würdiger Geistlicher — und als Theologe mochte er nicht dulden, daß der Mensch noch Götter habe neben dem Einen. Er lächelte über meinen Enthusiasmus, er meinte: Goethe sei zwar ein großer Poet, aber doch immer ein Mensch mit sehr vielen Schwächen, und wenn zwar das Verlangen, ihn zu sehen, löblich sei, müsse man doch nicht zittern und beben. . . .

Wir sandten, in Weimar angelangt, unsere Empfehlungsbriefe in das Goethesche Haus und wurden auf den Nachmittag um 5 Uhr wie man uns vorausgesagt, beschieden. . . . Es schlug fünf! — Die Pforte öffnete sich . . . Exzellenz werden alsbald erscheinen! sagte der Kammerdiener auf die für uns bereitgestellten Stühle weisend, und wenige Sekunden darauf, als habe sie schon hinter der Tür bereit gestanden, trat die Exzellenz ein. Von Kopf bis Fuß in glänzendem Schwarz, den großen blitzenden Stern auf der Brust. Wir verbeugten

uns tief, wir stammelten einige Silben, die Exzellenz erwiderte andere und deutete einladend auf die Stuhle, in der nächsten Sekunde saßen wir, den Rücken gegen das Licht, dessen voller Glanz auf die auch sitzende Exzellenz spielte, die Hände halb vor sich auf dem Schoße gefaltet, mit den Daumen ein Rad schlagend. Wir saßen ehrfurchtsvoll übergebeugt, um keinen Laut zu verlieren. Unsere Empfehlungsbriefe waren vollgewichtig, die Unterhaltung war sofort eingeleitet und floß in dem ebenmäßigen Gleise fort, wie es unter anständigen Leuten Sitte ist, die sich nichts zu sagen haben.

Ich weiß nicht, ob es schon das Wort Exzellenz auf der Lippe des Kammerdieners war, oder der glänzend schwarze Frack, oder der blitzende große Stern, was meinen Zauber mit einem Male verschwinden ließ und mich plötzlich in die bare Wirklichkeit zurückversetzte. Das Herz schlug ganz ruhig, das Fieber war fort; nicht Goethe der Dichter des Werther, Götz, Faust, nicht der Liedersinger war zu uns getreten, sondern Goethe der vornehme Mann gab uns Audienz. . . . Äußere Vornehmheit mag wohl auf den ersten Moment einschüchtern, kann aber nicht fesseln. Die aufgeregten Geister waren auf mehr vorbereitet; sie ließen sich durch das gebotene Weniger nicht einmal frappieren, und ich war im Moment darauf wieder ein ganz freier Mann; statt verlegen zu sein und hinzuhorchen, wohin der Meister die Unterhaltung leiten dürfte, ergriff ich im Gefühl eines gewissen Übermutes das Wort und versuchte Wendungen, damit wir mehr erhielten, als man uns geben wollte.

Aber es fruchtete wenig. Vielleicht war auch der Versuch, insofern er ihn gemerkt hat, Goethen nicht gelegen, und er umwickelte noch mehr seine Meinungen, als es vorhin seine Absicht war. Er erkundigte sich, in welchen Kreisen wir in Stuttgart und Berlin lebten, lobte den Herrn von Cotta und den Herrn von Varnhagen und sagte, daß letzterer ein sehr respektabler Mann sei und sein Zirkel sehr zu empfehlen. Raumers Hohenstaufen waren eben erschienen; Goethe sagte auf mein Anklopfen: Diese werden uns für den Winter viel Beschäftigung geben. Das Theater kam auch an die Reihe; Wolffs Darstellung des König Johann gab zu einem indirekten Komplimente für den Mann, welcher uns den großen Künstler gebildet, Anlaß, und ich hörte von Goethe, daß Wolff ein wohlgebildeter, beachtungswerter Künstler sei. Hinsichts jenes Shakespeareschen Dramas und des Standhaften Prinzen von Calderon schien eine Meinung aus den umwobenen Worten herauszublicken, daß nämlich eine Theaterdirektion

auf die realen Begriffe ihres Publikums Rücksicht zu nehmen habe und fremdartige Vorstellungen erst dann wagen dürfe, wenn die Ansichten dafür geebnet seien. Alsdann — meinte ich — käme König Johann wenigstens nicht zu früh, da Müllner uns bereits mit den ergreifendsten Auftritten daraus in seinem Yngurd handgreiflich genug vertraut gemacht habe. Goethe senkte etwas lächelnd den Blick und meinte: auch dieser Mann habe seine Verdienste, und es sei immer löblich, das Publikum auf diese Art mit wertvollen Werken bekannt zu machen, insofern es noch nicht an der Zeit sei, ihm diese Werke selbst vorzuführen.

Wir gingen, nachdem die Türe hinter uns geschlossen, lange, ohne ein Wort zu sprechen, in derselben Allee auf und ab, die wir vorhin mit bangen Schritten gemessen hatten; von Bangigkeit war nicht mehr die Rede. . . . Also das war Goethe! Ich sprach es aus, oder es stand auf meinem Gesicht zu lesen. Mein Freund lachte laut auf. Ich bat mir seine Meinung aus. — Nun, er hat mir sehr gefallen. Viel mehr, als ich gedacht. Diese herrliche Gestalt, diese offene, mächtige Stirn und vor allem das klare große Auge des alten Mannes! Ich habe ihn ordentlich liebgewonnen und nehme den freundlichsten Eindruck von ihm auf meine Reise mit. — Das Predigen war nun an ihm, und es gab die besten Texte von überspannten Erwartungen, die allemal trügen, vom selbstgezogenen Nimbus, der für die echte Verehrung gefährlich sei und von einem Extrem zum andern führe. . . .

In Wilhelm Hauffs Memoiren des Satans wurde ich in der sarkastischen Schilderung des Besuches bei Goethe lebhaft an meinen eigenen erinnert, und ich fand darin sogar Reminiszenzen, welche mir jetzt entfallen sind. Wilhelm Hauff war nicht in Weimar gewesen; er hatte Goethe nicht gesehen; er komponierte nach mündlichen Mitteilungen seiner Landsleute, und der Freund, mit dem ich die Rolle des Verzückten nach dem Besuche ausgetauscht, stand dem Seligen nahe im Leben.

794. Bettine von Arnim an ihre Nichte Sophie Brentano:

19./20. Oktober 1824.

Abends 6 Uhr in Weimar eingetroffen, Göthe, allein in weißem Schlafrock von mir überrascht bei einer Karlsbader Wasserflasche und einem eisernen Küchenleuchter. Er unterhielt sich sehr gut bei meiner Beschreibung von Rödelheim. . . .

Da ich Goethe erzählte, daß man ihn dies Jahr in Winkel erwartet habe und daß Toni expreß ein Faß Zweiundzwanziger habe anstecken lassen für ihn, wurde er trocken im Halse und beorderte einen ziemlich trinkbaren Rambaß, der seine Wirkung nicht verfehlte. Er trank die Gesundheit meiner sämtlichen wunderlich liebenswürdigen Familie, ich stieß noch einmal apart auf die Burgermeisterschaft Guaitas an. Dieser möge jedoch nicht so seltsamliche Sprünge im Kopfe haben wie Du, sagte er, sonst könnte die gute Stadt Frankfurt eine zu krause Perücke bekommen; — ich bedeutete ihm, daß ich unter der gemäßigten Zuchtrute seiner Kritik mich stets wohlbefunden und daß die Frau Burgemeisterin Meline das schönste Exemplar eines pflichterfüllten Eheweibes sei und, so wie er im Rate der Stadt, sie sich im häuslichen Kreise einzig auszeichne. —

Hiermit befahl er mich zum Clavier, wo ich ihm die Lieder, die ich von ihm componiert, vorspielen sollte; der Kammerjungfer befahl er, ein paar schönste silberne Leuchter, die in seinem Cabinet, wo er mehrere Gipsbüsten hat, stehen, zu holen, allein diese hielt die Büsten für Geisterköpfe, und wir gingen nun alle drei in Prozession, ich mit dem Licht, Göthe mit dem Weinglas und die Kammerjungfer mit den Leuchtern, es wurden Wachslichter aufgesetzt und gesungen. . . .

Den Mittwoch blieb ich noch in Weimar, . . . am Abend war ich wieder bei Göthe allein, wer uns da beobachtete, hätte der Nachwelt was zu erzählen gehabt. Seine Eigentümlichkeit entwickelte sich ganz, erst knurrte er mich an, dann liebkoste er mit den schmeichelhaftesten Worten, um mich wieder gut zu machen. . . . Und so entließ er mich, mit Tränen in den Augen, ich blieb noch vor der Tür im Dunklen stehen, um meine Rührung zu verschlucken, ich überlegte es mir, daß diese Tür, die ich eben mit eigner Hand zugemacht hatte, ihn aller Wahrscheinlichkeit nach auf ewig von mir getrennt habe, wer ihm nahe ist, kann nur bekennen, daß sein Genie sich zum Teil in Güte aufgelöst habe, das Sonnenfeuer seines Geistes hat sich in mildes Purpurlicht beim Untergang verwandelt.

795. Heinrich Heine an R. Christiani:

Gottingen d. 26. May 1825.

Den Herbst machte ich eine Fußreise nach dem Harz, den ich die Kreuz und Quer durchstreifte, besuchte den Brocken, so wie auch

Göthe auf meiner Rückreise über Weimar. Ich reiste nemlich über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurth, Gotha, Eisenach und Kassel hierher wieder zurück. Viel Schönes habe ich auf dieser Reise gesehen, und unvergeßlich bleiben mir die Thäler der Bode und Selke. Wenn ich gut haushalte, kann ich mein ganzes Leben lang meine Gedichte mit Harzbäumen ausstaffieren. —

Über Göthes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht gelb und mumienhaft, der zahnlose Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfälligkeit. Vielleicht Folge seiner Letzten Krankheit. Nur sein Auge war klar und glänzend. Dieses Auge ist die einzige Merkwürdigkeit, die Weimar jetzt besitzt. Rührend war mir Göthes tiefmenschliche Besorgniß wegen meiner Gesundheit. Der seelige Wolf hat ihm davon gesprochen. In vielen Zügen erkannte ich den Göthe, dem das Leben, die Verschönerung und Erhaltung desselben, so wie das praktische überhaupt, das Höchste ist. Da fühlte ich erst ganz klar den Contrast dieser Natur mit der meinigen, welcher alles Praktische unerquicklich ist, die das Leben im Grunde gringschätzt und es trotzig hingeben möchte für die Idee. Das ist ja eben der Zwiespalt in mir, daß meine Vernunft in beständigem Kampf steht mit meiner angeborenen Neigung zur Schwärmerey. Jetzt weiß ich es auch ganz genau, warum die göthischen Schriften im Grund meiner Seele mich immer abstießen, so sehr ich sie in poetischer Hinsicht verehrte und so sehr auch meine gewöhnliche Lebensansicht mit der göthischen Denkweise übereinstimmte. Ich liege also in wahrhaftem Kriege mit Göthe und seinen Schriften, so wie meine Lebensansichten in Krieg liegen mit meinen angeborenen Neigungen und geheimen Gemüthsbewegungen. — Doch seyn Sie unbesorgt, guter Christiany, diese Kriege werden sich nie äußerlich zeigen, ich werde immer zum Göthyschen Freykorps gehören, und was ich schreibe, wird aus der künstlerischen Besonnenheit und nie aus tollem Enthousiasmus entstehen.

So bist du denn der ganzen Welt empfohlen
Das uebrige brauch ich nicht zu wiederholen.

Es ist aber spaßhaft, wie ich immer und überall, und ging ich auch nach der Lüneburger Heide, zu Erzgöthianern komme. Zu diesen gehören auch Sartorius und seine Frau, vulgo geistreiches Wesen genannt, mit denen ich hier am meisten verkehre. Ich brachte ihnen Grüße von Göthe, und seitdem bin ich ihnen doppelt lieb. — Es giebt sogar unter den Studenten Göthianer.

796 Ferdinand Hiller:

Es war im Jahre 1825, als ich nach Weimar geschickt wurde, um bei Hummel meine musicalischen Studien fortzusetzen. Ich war ein vierzehnjähriger, ziemlich ernster, etwas altklüger Knabe, aber voll Enthusiasmus für Kunst und Poesie. Der Unterricht des trefflichen Meisters, an dem ich bald mit ganzer Liebe hing, war mir die größte Freude, — aber ein anderer Name war es, der mir unaufhörlich vor der Seele stand und sich bis in meine Träume senkte, — der Name Goethe. Der Gedanke, in derselben Stadt mit diesem Manne, mit diesem Halbgott zu sein, — die Frage, ob es mir wohl je vergönnt sein würde, ihn zu sprechen, — die Begierde, ihn zu sehen, verfolgten mich auf Schritt und Tritt. Da ich jeden Tag zu Hummel ging und mein Weg mich vor Goethes Haus vorüberführte, trat ich den Gang stets mit jener innern Bewegung an, mit welcher ein Liebender nach der Wohnung der Angebeteten schleicht. Zögernden Schrittes spähte ich, ob sich der alte Herr, wie man ihn nannte, nicht am Fenster zeigen werde, — und wirklich gelang es mir ein paar Mal, seine hohen Züge freilich mehr zu ahnen, als zu schauen.

797. Eckermann:

Montag, den 10. Januar 1825.

Im Nachhausegehen fragte ich Herrn Hutton, wie ihm Goethe gefallen. „Ich habe nie einen Mann gesehen," antwortete dieser, „der bei aller liebevollen Milde so viel angeborene Würde besäße. Er ist immer groß, er mag sich stellen und sich herablassen, wie er wolle."

Dienstag, den 18. Januar 1825.

Goethe war in der besten Laune. Er ließ eine Flasche Wein kommen, wovon er Riemern und mir einschenkte; er selbst trank Marienbader Wasser. Der Abend schien bestimmt zu sein, mit Riemern das Manuskript seiner fortgesetzten Selbstbiographie durchzugehen, um vielleicht hinsichtlich des Ausdruckes hin und wieder noch einiges zu verbessern. „Eckermann bleibt wohl bei uns und hört mit zu," sagte Goethe, welches mir sehr lieb war zu vernehmen, und so legte er denn Riemern das Manuskript vor, der mit dem Jahre 1795 zu lesen anfing. . . .

Riemer war auf den Ausdruck gerichtet, und ich hatte Gelegenheit, seine große Gewandtheit und seinen Reichtum an Worten und Wendungen zu bewundern. In Goethen aber war die geschilderte Lebensepoche rege, er schwelgte in Erinnerungen und ergänzte bei Erwähnung einzelner Personen und Vorfälle das Geschriebene durch detaillierte mündliche Erzählung. — Es war ein köstlicher Abend! der bedeutendsten mitlebenden Männer ward wiederholt gedacht; zu Schillern jedoch, der dieser Epoche von 1795 bis 1800 am engsten verflochten war, kehrte das Gespräch immer von neuem zurück. . . .

Nachdem nun so, von diesen und hundert andern interessanten Äußerungen und Einflechtungen Goethes unterbrochen, das gedachte Manuskript bis zu Ende des Jahres 1800 vorgelesen und besprochen war, legte Goethe die Papiere an die Seite und ließ an einem Ende des großen Tisches, an dem wir saßen, decken und ein kleines Abendessen bringen. Wir ließen es uns wohl sein; Goethe selbst rührte aber keinen Bissen an, wie ich ihn denn nie abends habe essen sehen. Er saß bei uns, schenkte uns ein, putzte die Lichter und erquickte uns überdies geistig mit den herrlichsten Worten. Das Andenken Schillers war in ihm so lebendig, daß die Gespräche dieser letzten Hälfte des Abends nur ihm gewidmet waren.

Dienstag, den 22. März 1825.

Diese Nacht, bald nach zwölf Uhr, wurden wir durch Feuerlärm geweckt; man rief: es brenne im Theater! Ich warf mich sogleich in meine Kleider und eilte an Ort und Stelle. . . . Als der Tag anbrach, sah ich viele bleiche Gesichter. . . . Ich ging nach Hause, um ein wenig zu ruhen, dann im Laufe des Vormittags zu Goethe.

Der Bediente sagte mir, er sei unwohl und im Bette. Doch ließ Goethe mich in seine Nähe rufen. Er streckte mir seine Hand entgegen. „Wir haben alle verloren," sagte er, „allein was ist zu tun! Mein Wölfchen kam diesen Morgen früh an mein Bette. Er faßte meine Hand, und indem er mich mit großen Augen ansah, sagte er: ‚So geht's den Menschen!' Was läßt sich weiter sagen als dieses Wort meines lieben Wolf, womit er mich zu trösten suchte. Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmer. Allein, wie Wolf sagt: so geht's den Menschen! Ich habe die ganze Nacht wenig geschlafen; ich sah aus meinen vordern Fenstern die Flamme unaufhörlich gegen den Himmel

steigen. Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Herankommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin. Ich denke mich daher heute auch ganz weislich zu Bette zu halten."

Ich lobte ihn wegen seiner Vorsicht. Doch schien er mir nicht im geringsten schwach und angegriffen, vielmehr ganz behaglich und heiterer Seele. Es schien mir vielmehr dieses im Bett Liegen eine alte Kriegslist zu sein, die er bei irgendeinem außerordentlichen Ereignis anzuwenden pflegt, wo er den Zudrang vieler Besuche fürchtet.

798. Aus den Erinnerungen des Arztes Louis Stromeyer:

Weimar, um Ostern 1825.

Goethes Haus . . . ist von außen nicht sehr bestechend, schmucklos, durch die Mansarden des zweiten Stocks sogar unschön, dazu liegt es an einem kleinen, wenig belebten Platze, der dem Auge nichts Anziehendes darbietet, und doch gibt es in Deutschland kein Haus, wohin so viele andächtige Pilger aus allen Ländern der Welt gewandert sind.

In einem Wirtshause, dicht neben Goethes Wohnung, hatte Eduard [Gnutschke aus Danzig, Stromeyers Studienfreund, Neffe Johanna Schopenhauers] Zimmer für mich gemietet, wo ich die Stille des Platzes sehr angenehm empfand, denn während der drei Wochen, welche ich dort blieb, war ich oft auf das Haus angewiesen [„es schneite und regnete fast beständig"]. Ohne meinen Freund würde es mir nicht gelungen sein, die Verbindungen zu knüpfen, welche den Reiz dieses Aufenthaltes bildeten, ich überließ mich ganz seiner Führung. . . . Seine Leistungen in der Musik berechtigten ihn in meinen Augen, überall den Vorzug vor mir zu finden, man ließ es mich aber nicht merken, ich wurde mit derselben Güte und Freundlichkeit aufgenommen. Schon am Tage nach meiner Ankunft betrat ich das Goethesche Haus, um der Frau v. Goethe vorgestellt zu werden, welche mit den Damen Schopenhauer im freundschaftlichsten Verhältnisse stand. . . .

Ich würde es nicht gewagt haben, den Wunsch auszudrücken, Goethe selbst vorgestellt zu werden, und hätte ruhig gewartet, bis sich die Gelegenheit, ihn zu sehen, gefunden hätte, ohne ihm beschwerlich

zu werden, aber die Damen-Lenkerinnen unseres Geschickes hatten es anders beschlossen. Einige Tage später mußte mich Eduard Morgens 11 Uhr vorstellen. Wenn man die schöne malerische Treppe bis zum ersten Stock erstiegen hat, sieht man auf dem Vorplatze die Büste der Juno. Im Vorzimmer stand Byrons Kolossalbüste, im Empfangszimmer, zwischen dem Fenster und der Tür, welche in das folgende Zimmer führte, der kolossale Jupiterkopf. Goethe trat bald zu uns ein, ich hatte das Glück, ihm eine halbe Stunde gegenüber zu sitzen, unsere Unterhaltung drehte sich um Göttingen, die dortigen Professoren, namentlich um Blumenbach. Sein Kopf war auf das günstigste beleuchtet, er hatte den Rücken dem Jupiter zugewendet, vom Fenster fiel das volle Licht auf seine linke Seite. Ich habe ihn später öfter gesehen, aber dieser erste Eindruck war bleibend. Er war damals 75 Jahre alt und doch noch von großer, unvergleichlicher Schönheit. Ich konnte nicht umhin, seinen Kopf mit dem des olympischen Zeus zu vergleichen. Wie viel edler ist doch Goethes Haupt!.... Carus, der Goethe 1821 sah, bemerkt über dessen Aussehen: ganz wie uns Rauch ihn dargestellt hat! Ganz wie gemalt! würde Gumpelino gesagt haben. Allen Respekt vor Rauch, aber Goethe war doch schöner, als Rauchs Büste ihn darstellt, er lebte ja und sprach. Man sagt wohl: ein sprechendes Bildnis, aber das sind Redensarten, noch nie hat ein Bild gesprochen. Wie muß er erst ausgesehen haben, ehe ein breiter Altersring einen Teil seiner dunklen Iris versteckte. Er war majestätischer, wenn er saß; wenn er stand, bemerkte man, daß seine Unterextremitäten etwa um einen Zoll zu kurz waren. Carus, der auch schon den Greisenbogen sah, hat dies nicht bemerkt, obgleich er eine Proportionslehre für Maler geschrieben hat. ...

Von den Soiréen, denen ich in seinem Hause beiwohnte, erinnere ich mich vorzüglich der liebenswürdigen Art, wie seine Schwiegertochter mit ihm umging, und wie glücklich ihn dieß zu machen schien. Man irrt sich, wenn man glaubt, sein Alter sei verlassen gewesen, für eine beglückende Hausfrau konnte ihm niemand besseren Ersatz geben, als Frau Ottilie. ...

Wenn man Goethe gesehen hat, wird es begreiflich, daß er es unterlassen konnte, sich die passende Lebensgefährtin zu suchen. Seine Siege wurden ihm zu leicht; weil er selbst nicht genug gequält wurde, quälte er seine Geliebte, bis es mit der Liebe vorbei war. Signor, la donna ognora tempo ha, di dir cosi! singt Susanna in „Figaros

Hochzeit". Aber auch Susanna würde vielleicht zu früh Ja gesagt haben, wenn Goethe um sie geworben hätte.

Nach dem Besuche bei Goethe freute ich mich, daß ich ihm gegenüber nicht verlegen gewesen war, und machte mir auch keine Gewissensbisse darüber, ihm eine halbe Stunde geraubt zu haben. Er klagt ja doch, daß die Zeit nicht immer gut hinzubringen sei, und macht seine Studien bei Besuchen, die er erhält. Sein Urteil über junge Leute, welche ihn damals aufsuchten, lautet nicht günstig. . . . [Hier folgt die bekannte Äußerung Goethes zu Eckermann vom 11. März 1828.]

Glücklicherweise paßte dieses traurige Bild nicht auf uns, Goethe wird sich über uns nicht beschwert haben, denn wir unterhielten uns unter seinem eigenen Dache vortrefflich mit Dingen, die ihm selbst teuer waren, nur eine Treppe höher, denn Frau Ottilie wohnte in der Mansarden-Etage, wo wir täglich einige Stunden zubrachten, während Goethe mit Eckermann beschäftigt war.

Frau Ottilie sang sehr schön, und Eduard begleitete vortrefflich. Wir lernten durch sie die Irish melodies von Thomas Moore zuerst kennen, alles, was darin Patriotisches vorkommt, sang sie mit großem Feuer. Ich höre sie noch singen: O the shamrock, the green immortal shamrock, chosen leaf of bard and chief, old Erins native shamrock! Oder wie sie das Recitativ aus dem „Tancred" vortrug: O patria! dolce, ingrata patria! Das war schön und unvergeßlich, es weckte den Gedanken, auch wir liebten unser Vaterland, aber man müßte doch in der Tat vernagelt sein, wenn man in Goethes Hause nicht auf den Einfall käme, daß man Grund dazu habe. Zu unseren Unterhaltungen im Goetheschen Hause gehörte auch das Besehen von Kupferstichen, welche demselben reichlich zuflossen. Bei dieser Beschäftigung sagte Frau Ottilie einmal: Goethe würde mich gewiß gern um sich haben, weil ich so vorsichtig mit Kunstwerken umgehe. Dieser Ausspruch ist mir wieder eingefallen, als ich so viele zerschossene Glieder zu behandeln hatte.

799. Erinnerungen Victor Cousins:

Weimar, 28 avril. 1825.

Je suis allé à onze heures chez Goethe. On me dit que M. le ministre de Goethe était malade. Je remis au domestique la lettre de M. Hegel, et me retirai. J'avais déja fait la moitié de la rue,

quand je vis accourir le domestique, qui me dit que Goethe désirait me voir. Je repris donc le bel escalier orné de plâtres et de petites statues; quis on m'introduisit dans cette galerie où, il y a huit ans, j'avais eu le plaisir de faire plusieurs tours avec Goethe, et de cette galerie dans le cabinet, où l'on me dit que Goethe allait venir. . . . J'étais assez ému de l'idée de me trouver là dans le cabinet de Goethe, où Goethe allait paraître, quand la porte de la galerie s'ouvrit, et je vis un vieillard, que je reconnus sur-le-champ. Il avait une cravate de couleur nouée négligemment, un pantalon de drap gris, une redingote bleue, et la tête nue. Quelle tête! large, haute, imposante comme celle de Jupiter Olympien. Il s'avança lentement et doucement, me montra un sopha, et s'y assit avec moi.

A chaque mot qu'il prononçait, il toussait, sa voix tremblait. En l'écoutant, je le regardais fixement, et je pus juger des ravages que huit années avaient faits sur cette grande et forte figure. Chaque parole lui coûtait: il avait l'air de souffrir; je le lui dis. „Non; je ne souffre pas trop; mais l'âge! Il faut seulement que je prenne des précautions, que je ne me livre à rien trop longtemps, et me tienne en équilibre pour pouvoir suffire aux occupations dont je suis capable encore“. . . .

Goethe était si fatigué qu'en conscience je ne voulus pas prolonguer l'entretien. Je me levai, et lui demandai ses ordres pour Paris. Il me dit que pour le moment il n'avait aucune commission à me donner. „Mais croyez“, dit-il en me regardant avec ses yeux calmes et pénétrants, „que je m'intéresse bien à vous; et quand vous serez à Paris, donnez-moi de vos nouvelles.“ Là dessus il inclina doucement sa noble tête, et je sortis.

Je soir, quand je dis à Mme de Schwendler, que j'avais vu Goethe le matin, elle en fut bien surprise, et m'apprit que la veille Goethe avait été saigné, et que le médecin lui avait commandé de ne recevoir personne pendant plusieurs jours. M. le chancelier de Muller, l'un des habitués de la maison de Goethe, qui y avait dîné, me dit que Goethe lui avait parlé de moi avec bonté, et qu'il n'avait pas voulu me laisser quitter Weimar sans me voir.

800. Verleger Heinrich Brockhaus:

Der damals 76jährige Dichter machte auf den 21jährigen Verleger den mächtigsten Eindruck, den dieser nie vergessen hat. Goethe war

sehr freundlich und liebenswürdig gegen die beiden Brüder, erkundigte sich nach ihrem verstorbenen Vater, der auch mehrmals persönlich mit ihm verkehrt hatte, sowie nach ihrem Geschäft und lobte mehrmals das „Literarische Conversationsblatt"; auch das „Conversations-Lexikon" benutzte er oft und hatte es auf seinem Arbeitstische stehen. Er schien sehr geneigt zu weiteren Unterhandlungen, teilte den Brüdern mit, daß die neue Ausgabe 40 Bändchen enthalten solle und er noch mit keinem andern Verleger abgeschlossen habe, und forderte sie auf, ihm schriftlich weitere Mitteilung zu machen.

801. Aufzeichnung Karl August Varnhagen von Ense's:

8. Juli 1825.

Nachmittags und abends bei Goethe. Ich fand ihn seit den letzten Jahren bedeutend älter geworden, aber noch rüstig und munter genug. Er war ungemein liebenswürdig, voll heitern Anteils, ganz unbefangen und gütig; seine Blicke waren ernst, aufmerksam und begleiteten lebhaft, was er sprach und was er vernahm.

802. Karl Ludwig von Knebel:

An Goethe.

Zum 28. August 1825.

Die lang verhaltenen Wünsche send' ich dir,
O Freund, zum heutgen Tag; denn er verdient,
Daß man mit Dank und Lobgesang ihn preise.
Du gabst uns manches Glück, und segenreich
Erwuchs durch dich die Fülle der Gedanken:
Du nahmst dem blinden Aug' die Schuppen ab,
Erweitertest das Reich der Wissenschaft
Und schöpftest aus den Quellen der Natur,
Drangst in des Herzens Tiefen und erhobst
Den seltnen, den unsterblichen Gesang,
Mit tausendfachem Reiz und hohem Sinn,
Zum Muster und Ergötzen aller Zeit.
Dies danken wir dir, edler Freund! — und ich,
Wie könnt' ich je vergessen deiner Gunst,

Der Freundschaft Glück und ihren hohen Wert? —
Für dies und alles, was du segnend gabst,
Nimm nun den reinen, unverfälschten Dank.
Die Welt, die jetzt dich preist, preist künftig dich
Und höher noch: denn mit den Jahren wächst
Des seltnen Geistes hochverdienter Ruhm.

Nicht jedem ist vergönnt, des Wortes Sinn,
Des Geistes stille Tat sogleich zu fassen;
Die Nachwelt spricht den Namen heller aus
Und heftet an der Zeiten Fels das Wort.

Nun möge deiner Jahre später Lauf,
Der Abendsonne gleich, noch milde Strahlen spenden,
Dem weiten Reich der Wissenschaft und Kunst
Durch deinen Geist noch lichtre Bahnen öffnen;
Bis spät mit neuem Mut und neuer Kraft
Den schönen Sieg des Lebens du vollendest!

803. Magistratsrat Johann Sebastian Grüner:

Am 1. September 1825 Abend ½8 Uhr langten wir in Weimar an und stiegen bei dem Hofrate und Leibarzte Seiner königlichen Hoheit Dr. Rehbein ab, der uns mit seiner Gemahlin Catharina von Gravenegg sehr liebreich aufnahm und mich sogleich zu Goethe, der mich bei sich wohnen haben wollte, führte. Goethe hatte eine ihm eigene Art, Gäste zu empfangen, sie flößte Zutrauen und Ehrfurcht ein. Mich empfing er äußerst liebreich, küssend, wies mir sein eigenes zweites Zimmer mit der Entschuldigung an, daß, weil er zur Feier des Festes eine Soiree für die fremden Gäste gebe und dazu die ganze Etage bedürfe, ich mich mit seinem Studierzimmer, die Aussicht auf den Garten, begnügen möge, „welche Ihnen", fügte er hinzu, „nicht unangenehm sein dürfte." . . .

2. September 1825.

Nach Tisch fuhr Goethe mit Hofrat Meyer und mir durch alle Straßen der niedlichen, reinlichen, mit Blumengewinden, Fahnen und Inschriften geschmückten Stadt und machte mich auf die Wohnungen

Schillers, Herders und auf andere merkwürdige Gegenstände aufmerksam. Schillers Haus war mit einer Lyra geziert. Der Wagen war aufgeschlagen, damit ich alles besser sehen und mich orientieren könne. Goethe ließ von außen um die Stadt fahren und machte mich auf seinen Garten mit den Worten aufmerksam: „Dort an der Ilm sehen Sie meinen Garten, man hat ihn schöner und angenehmer beschrieben, als er wirklich ist."

804. Kanzler Friedrich von Müller:

Weimar, den 3. September 1825.

Wem schwebt nicht jener heilige Tag von Carl Augusts Jubelfeier vor der Seele, wo er, der ehrwürdige Greis, in frühster Morgenstunde, dort jenem anmutigen Sommerhause seines Fürsten gegenüber, unvermutet aus dem Gebüsche heraustrat und durch die blumen- und lorbeerumschmückten Säulen sich leise hineinschlich, um, wie er der Lebensfreunde des Fürsten Erster und Ältester war, auch nun zuerst dem erhabenen Gefeierten, beredt in stummer Rührung, die Huldigung seines Herzens und jene Denkmünze, die fromme Gabe unserer Treue und Liebe, darzubringen? — In wessen Andenken lebt nicht der unvergeßliche Abend desselben Tages, wo er das eigene festlich bekränzte Haus zahllosen Gästen und Freunden öffnete, sie um sich sammelte, durch heiterste Zusprache erquickte, aufs sinnigste bewirtete und — der Beglückteste unter den Beglückten — im süßen Dank- und Frohgefühl bis tief in die Nacht umherwandelte?

XVII.

Vom goldenen Jubeltage bis zum achtzigsten Geburtstage.

7. November 1825 bis 28. August 1829.

805. Kanzler von Müller über Goethes goldnen Jubeltag:

Am frühesten Morgen des siebenten Novembers im Jahr 1775 war Goethe, kurz nach dem Regierungsantritt und der Vermählung unseres Großherzogs, einer dringenden Einladung des jungen Fürstlichen Paares folgend, zuerst in Weimars Mauern gastlich eingezogen und, von der Huld und dem Vertrauen des Hofes sowie von eigner Neigung und ahnungsvoller Stimmung festgehalten, am 11. Juni 1776 als Geheimer Legationsrat, mit Sitz und Stimme im damaligen geheimen Conseil, als Weimarischer Staatsdiener verpflichtet worden.

Ihm ward das seltne Glück zuteil, demselben geliebten Fürsten, dem sein Herz vom ersten Augenblicke an gehuldigt und geschworen hatte, ein halbes Jahrhundert hindurch unausgesetzt zu dienen und die Treue seiner Gesinnung in tausendfachen, ausgezeichneten Anlässen, in guten und schlimmen Tagen, als Staatsmann, Dichter, Weltweiser, innigster Lebensgenosse und Ratgeber, ja als Freund im höchsten Sinne des Worts, betätigen zu können.

In heitrer Kraftfülle des Geistes und Gemütes konnte er das goldne Jubelfest seines Fürsten am dritten September dieses Jahres sowie den goldnen Tag des dritten Oktobers feiern und dort dem erhabenen Regenten, wie am vierzehnten Oktober seiner über alles verehrten Fürstin, in sinnreich erdachten Denkmünzen ein unvergängliches Denkmal der reinsten Ehrfurcht und Dankbarkeit weihen.

Als nun Goethes eigener Jubeltag herannahte, sann unser Durchlauchtigstes Fürstenpaar auf würdigste Feier desselben und wollte sie nur in dem eignen Reichtume seines Gemütes finden.

Der Großherzog beschloß, daß die funfzigste Wiederkehr des Tages, wo Goethe zuerst in Weimar einging, zugleich als sein Dienstjubiläum angesehen und gefeiert werden sollte, weil der Freund und Vertraute seiner Jugend nicht erst durch förmlichen Diensteid sich ihm auf ewig verpflichtet und verbündet habe.

In tiefster Stille und allen ein Geheimnis ließ der erhabene Fürst durch denselben wackern Künstler, Brand zu Berlin, der die Medaille auf des Großherzogs Jubelfest so vortrefflich ausgeführt hatte, nun auch auf seines ersten Staatsdieners und Jugendfreundes Jubeltag eine goldene Denkmünze gravieren und ausprägen, die auf dem Avers die vereinten Brustbilder des Großherzogs und der Frau Großherzogin, Königliche Hoheiten, auf dem Revers aber Goethes von einem Lorbeerkranze gekröntes Brustbild zeigt.

Auf dem äußern Münzrande liest man die würdig einfache Inschrift:

* CARL AUGUST UND LUISE * GOETHEN *
Zum VII. November MDCCCXXV.

Goethes Meisterwerk, Iphigenie, wurde auf höchsten Befehl schnell vom Hoftheater neu einstudiert und ein zierlicher Festabdruck derselben in klein Quart veranstaltet; vielfach sinnreiche Feier des schönen Tages in Wort, Schrift und Tönen wie in würdigen Kunstgebilden aufgerufen und gefördert.

Der Morgen des siebenten Novembers erschien, und die allgemeine Freude gewahrte die trüben Regenwolken kaum, die ihn umzogen, als bedürfte sie an solchem Tage keines andern Lichtes als ihres eignen.

Wie der hochverehrte Jubelgreis den Fensterladen seines Schlafzimmers in frühester Dämmerstunde öffnete, tönte ein festlich heitres Morgenlied ihm aus einem Versteck seines Gartens entgegen. Sein erster Blick fiel auf zart ersonnene Gaben kunstfertiger Freundinnen, in Stickereien, Zeichnungen, Gemälden, Vasen, Kristallen usw. Um halb neun Uhr schon rollten alle Wagen, wallfahrteten die Angesehensten des Hofes und der Stadt zu Goethes Haus, während sich in seinem Saale ein Verein von Tonkünstlern und vierzehn sinnig geschmückten ältern und jüngern Freundinnen zu Aufführung einer Morgenkantate anschickten, die der Professor und Bibliothekar Riemer gedichtet, der Kammermusikus Eberwein komponiert hatte. Als um neun Uhr der Gefeierte durch einen Freund seines Hauses und den eignen Sohn aus seinem Studierzimmer abgeholt wurde, war das Gedränge in Vorsaal, Saal und Gemächern schon so groß, daß jene ihn durch eine Seitentreppe unvermerkt hereinzubringen Bedacht nehmen mußten. Kaum erblickte man das verehrte Haupt, als die Musik sogleich begann und mit ihren Harmonien dem Übermaß der Rührung, die aus seinen wie aus aller Augen glänzte, zuvorkam.

Die Nymphe der Ilm begrüßte den goldnen Tag ihres Getreuesten, besang die Feier ihrer eignen Unsterblichkeit, von einem Chore wahlverwandter Nymphen der Quellen und Haine des Parks begleitet und wechselnd unterstützt. Als die treffliche Sängerin, Frau Kammermusikus Eberwein, die Worte:

„Heil mir, ich darf ihn stolz den Meinen nennen,
Mich als die Seine dankesvoll bekennen!"

vortrug, durchbebte namenloses Gefühl die gedrängte Menge der Zuhörer, und der ernste Geschäftsmann wie die zarte jungfräuliche Brust hatten Mühe, den Ausbruch innigster Bewegung zurückzudrängen. Die Töne verklangen in feierlicher Stille. In bescheiden würdiger Haltung wandte sich der Jubelgreis zu den Freundinnen, in beredtem Händedruck und herzlichen Worten seine Dankbarkeit anzudeuten. Da trat der Staatsminister Freiherr von Fritsch vor und überreichte ihm ein Handschreiben des Großherzogs, großsinnig und golden an Inhalt und Ausdruck, zugleich die goldne Denkmünze mit einem zweiten höchst schmeichelhaften Schreiben.

Goethe, wohl Hohes vorahnend, doch auf das Höchste sogleich nicht ratend noch gefaßt, hielt beides lange uneröffnet in frommer Rührung in seiner Hand, und was er späterhin empfand, als seine Blicke den überschwänglichen Erguß fürstlicher Huld und Gnade zuerst gewahrten, — welche Sprache vermöchte dies auszudrücken! Der Kanzler von Müller übergab, im nächsten Bezug auf diese Denkmünze, ... Stanzen.

Die feierlichen Deputationen der Akademie Jena, der Landeskollegien hier und zu Eisenach, des Stadtrats und der Freimaurerloge traten nun vor, Glückwunsch und würdigste Jubelgabe bringend. Die Akademie, in ihrer Gesamtheit, ließ ein von ihrem beredten Organ, dem geheimen Hofrat Dr. Eichstädt, klassisch verfaßtes lateinisches Gedicht überreichen.

Die medizinische und die philosophische Fakultät brachten, in sinnreich abgefaßten Diplomen, dem Gefeierten die Insignien ihrer Doktorwürde dar. Die philosophische Fakultät fügte zwei Doktordiplome für Goethes nächste Gehülfen in Herausgabe seiner sämtlichen Werke, für den Professor und Bibliothekar Riemer und für Herrn Eckermann aus dem Hannöverischen, bei, mit der Bitte: solche jenem bewährten Gelehrten und diesem hoffnungsvollen jungen Manne zu desto ausgezeichneterer Feier des heutigen Tages selbst aushändigen zu wollen.

Die theologische Fakultät übergab ein eigenes, geistreich erdachtes Gratulationsdiplom mit einem höchst würdevollen und zartsinnigen Schreiben. Die Juristenfakultät knüpfte an ihren Glückwunsch den Ausdruck des Bedauerns, daß ihr die Universität Straßburg schon vor vierundfunfzig Jahren in Erteilung des Doktorhutes zuvorgekommen sei. Auch die Studierenden zu Jena ließen ihre ehrfurchtsvollen Wünsche durch zwei Deputierte aus ihrer Mitte (Weimann aus dem Mecklenburgischen und von Graeffendorf aus dem Gothaischen) aussprechen.

Der Bürgermeister, Hofrat Schwabe, namens des Stadtrats der Residenz, begleitete mit trefflicher Rede eine feierliche, höchst ehrenhaft abgefaßte Urkunde, durch welche Goethens einzigem Sohne, dem Geheimen Kammerrat von Goethe, und seinen beiden Enkeln, Walter und Wolfgang, sowie allen seinen rechten männlichen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Residenzstadt Weimar verliehen wurde,

„auf daß der gefeierte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden, als höchste Zierde derselben, vorhanden seyn möge."

Unter den Weihgeschenken, welche schöne Hände bereitet hatten, zeichnete sich besonders ein großes, köstliches Portefeuille von weißer Seide aus, auf beiden Decken mit den frischesten Rosenbouquets gestickt (von den kunstfertigen Händen seiner Schwiegertochter), welches sofort zur Aufbewahrung jener Großherzoglichen Schreiben gewidmet wurde; sodann eine Porzellanvase, die auf der einen Seite Tassos Haus zu Sorrent mit dem herrlichen Hintergrunde der Meeresküsten und mit der Umschrift:

„Wo wohnt Cornelia! Zeigt mir es an!"

auf der andern Seite aber das beabsichtigte Opfer der Iphigenie darstellt, nach einem alten Gemälde aus Pompeji, mit der Legende:

„Sie wollte nicht mein Blut
und hüllte rettend in eine Wolke mich."

Zwischen beiden Gemälden sind zwei kleine Medaillons angebracht; in dem einen liegt, von einer Schlange rund umwunden, eine Schreibfeder, mit der Umschrift:

„Iphigenie und Tasso",

in dem andern liegen sieben Bücher, stufenweise aufgeschichtet, und rings umher steht:

„Exegit monumentum aere perennius.“

Diese so sinnreich als geschmackvoll erfundene Festgabe kam von einer englischen Familie (Bracebrigde), die, nach langem Aufenthalte in Italien, sich seit kurzem hier aufhält und Goethen enthusiastisch ergeben ist.

Gleich nach zehn Uhr wartete sein der schönste Moment des ganzen Tages, der persönliche Besuch JJ. KK. HH. des Großherzogs und der Frau Großherzogin. Wohl eine Stunde blieb das erhabene Fürstenpaar mit ihm allein, bis auch S. K. H. der Erbgroßherzog und die Frau Erbgroßherzogin-Großfürstin K. K. H. mit beiden Prinzessinnen Töchtern ihn durch ihren Besuch beglückten und so den reichsten Blütenkranz um den Gefeierten schlangen.

Unterdessen hatten sich in den Seitenzimmern der Großherzoglichen Bibliothek die Mitglieder des Staatsministeriums, die Chefs der Landeskollegien, die Angesehensten des Hofes, die Deputationen der Akademie Jena und des hiesigen Stadtrats, die Mitglieder des Oberkonsistoriums, die Vorsteher der hiesigen höheren Lehranstalten und alle zu Goethes Departement der Anstalten für Wissenschaft und Kunst gehörige Personen versammelt, während die ersten Damen des Hofes und der Stadt, und darunter die Töchter und Enkelinnen Wielands und Herders, sich eine Treppe höher auf die um den innern Bibliothekssaal herumlaufende Galerie begaben. Sobald alle Eingeladenen beisammen waren, wurden die Herren von dem Bibliothekar, Professor Riemer, ersucht, sich Paar und Paar in den Saal zu begeben, in welchem, dem lebensgroßen Bildnisse S. K. H. des Großherzogs (von Jagemann) gegenüber und vor einer mit reicher grünen Draperie gebildeten Nische, auf einem schönen Postamente Goethes Büste von Rauch aufgestellt war, mit einem Lorbeerkranze zur Seite. Sobald der feierliche Zug in dem Innern des Saales anlangte, ertönte unsichtbare Musik aus der zweiten und obersten Galerie herab, vom Kapellmeister Hummel nach einer Dichtung des Kanzlers von Müller komponiert und von einem Chore unsrer ersten Sänger und Sängerinnen aufs trefflichste ausgeführt. Die Wirkung, welche diese zauberähnliche Harmonie unsichtbarer Wesen in der hohen dämmernden Halle des schönen, mit den Büsten und Bildnissen der fürstlichen Ahnen und aller Heroen in Wissenschaft und Kunst des

letzten Jahrhunderts geschmückten Lokals auf die Anwesenden machte, ist unbeschreiblich. Schien es doch, als ob verklärte Geister sich zur Weihe dieses Tages vereinigt hätten! Die Musik schwieg mit den Worten:

„Wohl mögen tausend Kränze heut ihm glänzen,
Der goldne muß im Heiligtum ihn kränzen!"

an welche der Kanzler von Müller — Goethes Schwesterenkel, den Sohn des Geheimen Oberregierungsrats Nicolovius zu Berlin, Alfred Nicolovius, zur Seite — seine Rede anknüpfte, die, nachdem er die Verherrlichung des heutigen Tages durch die Großherzogliche Denkmünze öffentlich verkündet und zwei Exemplare derselben nebst einem Prachtexemplar des Festabdrucks der Iphigenie auf die Bibliothektafel niedergelegt hatte, auf Goethes Eltern überging und eines höchst merkwürdigen Originalbriefes derselben erwähnte, kurz nach ihres Sohnes Anstellung in Weimar an ihren Freund, den königlich-dänischen Konsul Schönborn zu Algier, geschrieben, der durch die wundersamsten Zufälle in die Hände des würdigen Perthes zu Gotha gekommen und von diesem zu der heutigen Jubelfeier auf Ersuchen freundlichst ausgeliefert worden war.

Dieses ehrwürdige Dokument, nebst entsprechender Stiftungsurkunde in roten, reich verzierten Maroquinband eingebunden, nahm nun der Redner aus des jungen Nicolovius Händen und übergab es dem Bibliothekar, Professor Riemer, damit

„diese Blätter, die ein guter Genius uns so wundersam aus tausend Fährnissen rettete, um sie in den Kranz unsers Jubeltages zu verweben, hier in diesem schützenden Tempel, von dem heiligen Brustbilde des ruhmbekränzten Sohnes selbst gedeckt und geschirmt, Gewähr längsten Bestandes finden und so für Mit- und Nachwelt ein sprechendes Dokument ehrwürdiger Familienverhältnisse bleiben mögen, die gewiß, wenn manches Jahrhundert, wenn wir alle, die wir leben, und lange Geschlechter nach uns vorüber, noch dem weitgereisten Wanderer Achtung und Teilnahme einflößen werden."

„Möge" — so schloß der Redner —

„der Segen all' der Großen und Edeln jener goldnen Zeit, wo Goethe zuerst in Weimars Mauern einging, einer Amalia, eines Schlosser, F. H. Jacobi, Wieland, Knebel, Herder — in diese feierliche Stunde hereinleuchten, wie ihr heiliges Andenken, wie der Freundesblick des spätern Geistesverbündeten, — unsers unvergeßlichen Schillers!"

Hierauf begann der Professor und Bibliothekar Riemer eine würdige Gegenrede, worin er, mit angemessener Hinweisung auf ähnliche Vorgänge des klassischen Altertums, die Einzigkeit des heutigen, „dieses Musteraktes der vollendetsten Humanität und Fürstengroßmut", hervorhob, und, den hohen Sinn der Denkmünze auslegend, den Gewährenden wie den Empfangenden glücklich pries und die Gefühle aller derer, die als Zeugen und Teilnehmer so bedeutungsvoller Feierlichkeit die Kunde und geistige Gemeinschaft derselben als ein teures Vermächtnis für die spätesten Enkel überkommen, mit ergreifenden Worten schilderte.

„Glücklicher" — so endete er —

„glücklicher als die, welche einst in dem weltbeherrschenden Rom, in dem Tempel des Jupiter, unter der Bildsäule des Apollo, sibyllinische Blätter zu verwahren hatten — traurige Ahnungen, drohende Erwartungen eines dereinstigen Aufhörens — glücklicher heute sind wir, die in dem kleinen, die Welt nur friedlich beglückenden Weimar, unter dem Augustus des goldenen deutschen Zeitalters, in seinem Musentempel, unter das Standbild seines Apollo-Musagetes, die fröhlichste Botschaft der friedlichsten Verheißungen, das goldene Zeugnis ihres gekrönten Erfolges zugleich, niederlegen, zu einer ewigen Urkunde für Mit- und Nachwelt, in der freudigen Gewißheit einer ewig zunehmenden Dauer, eines ewig wachsenden Ruhmes in dem Andenken der ganzen gebildeten Menschheit."

Während nun alle empfangenen Gaben, zu denen noch das Gedicht gefügt ward, welches der Kanzler von Müller Goethen zu der Denkmünze geweihet hatte, von dem Professor Riemer in das innen zu einem kleinen Archiv sinnig eingerichtete Postament unter der Büste niedergelegt wurden, fiel Musik und Gesang wieder ein:

„So legt für alle Zeiten nieder
Des frommen Danks, der Liebe Zoll,
Der, gleich dem Zauber seiner Lieder,
Dem kommenden Geschlecht verkünden soll:
Wie groß, wie treu sein edler Sinn erfunden
Und welchen Kranz ihm Fürstenhuld gewunden."

Und ein vollstimmiger Chor beschloß die ganze Feierlichkeit, die gewiß jedem, der ihr beiwohnen durfte, unvergeßlich bleiben wird.

Nunmehr eilten der Kanzler von Müller, der Bibliothekar, Professor Riemer und der Bibliothekssekretär Kräuter abermals zu dem

Gefeierten und überreichten ihm das Protokoll über den ganzen Bibliotheksaktus, einige Prachtexemplare des Festabdrucks der Iphigenie und eine sorgfältig genaue und beglaubte Abschrift des aufgefundenen Briefes seiner Eltern, nebst dem Duplikate der Stiftungsurkunde. Der Professor Riemer übergab zugleich das von ihm in vierundzwanzig, eigentümlich kunstvoll gebildeten Ottave rime verfaßte epische Jubelgedicht, welches sich gewissermaßen an das am dritten September S. K. H. dem Großherzog in demselben Versmaß ehrerbietigst geweihte und vom hiesigen Stadtrat übergebene Jubelgedicht zu Deutung des vom Oberbaudirektor Coudray gezeichneten idealischen Ruhm-Tempels (Pentazonium) anschließt, so daß beide zusammen die Hauptdenkwürdigkeiten der glorreichen Regierung des erhabenen Jubelfürsten und die Eigentümlichkeit der glücklichen Wechselwirkung zwischen Goethe und seinem Fürsten in großartig entworfenen und geistreich ausgeführten Zügen darstellen und besingen.

Goethe hatte inzwischen sich seines Glückes erst recht erlabt und, nachdem ihn die allerhöchsten Herrschaften mit ihrem Besuche beehrt, angefangen, alle ihm gewordenen Festgaben zu noch genußreicherer Beschauung und Betrachtung auf die sinnigste Weise zu ordnen und zu gruppieren, so gleichsam selbst eine neue dichterische Komposition, einen neuen originellen Festkranz daraus bildend.

Da fanden sich denn die schöne, allegorische Zeichnung von Luise Seidler, Goethes erste Ankunft zu Weimar im Geleite holder und bedeutsamer Genien darstellend, mit andern aus der Ferne gekommenen Weihebildern gar passend zusammen. Meisterhaft war ein sinnreich erfundenes Medaillon ausgeschnitten, das in der Mitte eine zart besaitete Leier mit einem Sterne und einem zweiten über der Leier darstellt (Hindeutung auf das am Goetheschen Vaterhause zu Frankfurt eingegrabene alte Wappen), zur Seite mit zwei unten sich vereinenden Füllhörnern, aus welchen Blumen und Früchte hervorquellen, die von bedeutsamen Masken und Emblemen überragt werden. . . . Ein aus der teuern Vaterstadt Frankfurt angelangter, von hochverehrter Frauenhand gewundener Kranz von den schönsten getrockneten Alpenblumen, der einige gemütvolle Verse umschlingt, nahm sich — in so heiterer Umgebung gleichsam frischerblühend, wie die Erinnerung, die ihn wand — gar lieblich neben jener Vase aus, die der Kunstsinn einer neuen britischen Freundin mit so sprechenden Gemälden umschmückt hatte. Neben der goldnen, köstlichen Denkmünze, die fürstliche Huld als höchsten Schmuck für ihren Liebling geschaffen, zeigte

sich die bescheidene, kleine silberne Medaille, die ein junges, hoffnungsvolles Talent, Angelika Facius zu Weimar, aus freiem, neigungsvollem Antrieb, mit wirklich überraschender Fertigkeit graviert hatte. Sie stellt auf der einen Seite Goethes Brustbild dar, während auf der andern ein Eichen-, ein Öl- und ein Lorbeerzweig sich zum Kranze für die Inschrift:

„Dem 7. November 1825"

schlingen. Dicht daneben sah man eine Porzellantasse, auf der von kunstreicher Hand einer werten Freundin des Goetheschen Hauses eine geflügelte Leier, die ein Lorbeerkranz umschlingt, gemalt war, mit der treffenden Inschrift oben am Rand der Tasse:

„Das Vergängliche dem Unvergänglichen."

Ein mit drei verschlungenen Kränzen wunderschön gestickter Briefhalter deckte die eingegangenen Gedichte. Unter Calderons Maske hatten sich selbst spanische Blüten dem Jubelkranze eingeschlungen, und doppelt gerne mochte man sich heute an diesen hohen Geistesverwandten des Gefeierten erinnert sehen, der bis zum 87ten Lebensjahre frische Dichterkraft bewährt hatte. Ein großes Portefeuille von der Farbe des Immergrüns, mit silbernem Schlosse und Verzierungen, nahm die größeren Zuschriften und Dedikationen auf, während eine kleine, weiß mit Orange gestickte Brieftasche den schriftlichen Glückwünschen holder Freundinnen gewidmet wurde. Auch

„Heitre Stunden"

hatten sich herbeigeschlichen, drei zierliche Bändchen, in die Farbe der Hoffnung gekleidet, und kündigten sich und ihren Verfasser mit den freundlichen Worten an:

„Heitre Stunden, wie ich sage,
Heitre Stunden alle Tage,
Heitre Stunden aller Orten,
Heitre mehr als hier in Worten;
Mehr als die drei kleinen Bände,
Heitre Stunden ohne Ende,
Heitre, wie vom Göttersitze,
Bringt mein Wunsch Dir!

Stephan Schütze."

Und damit auch der Bequemlichkeit des Lesens freundlichst Vorschub getan werde, stand ein anmutig gesticktes kleines Pult, mit einem zum Festhalten der aufgeschlagenen Blätter sinnig eingerichteten bronzenen Übergriff, zur Seite.

In der Mitte so schöner Gaben lag, wie billig, das mit Rosen gestickte Portefeuille der geliebten Schwiegertochter mit den Großherzoglichen beiden Sendschreiben, und den Schlußstein bildete die in dunkelroten Sammet eingebundene, mit vergoldeter Wappenkapsel gezierte städtische Urkunde des ewigen Bürgerrechts für alle von Goetheschen Nachkommen, während am äußersten Ende der Festtafel aus einem mit blauer Seide und Blumenstickerei durchwebten Papierkorbe von Mahagoniholz die verschiedenen Doktordiplome in langen, runden, rot mit Gold eingebundenen Kapseln, gleich Siegestrophäen das Ganze überragten. Schon hatten sich Distichen eingefunden, diese Diplome sinnreich zu deuten.

Noch vielfach andere Stickereien von Gewinden seiner Lieblingsblumen, der Veilchen und Mohne, hingen tapetenartig umher. Zu einer derselben, von Goethes langjähriger Familiengenossin, der Professorin Riemer, gestickt, hatte deren Gatte ein in zierlicher Goldschrift geschriebenes und orientalischen Blütenduft atmendes Gedicht unvermerkt angefügt. Vor diesem Altare der liebevollsten Weihegaben stand ein nicht minder geschmackvoll gestickter Fußschemel, auf welchem ein Paar mit Bronzefarben gestickte, bedeutungsvolle Schuhe ruheten, durch welche eine anhängliche Freundin heute schon beim ersten Erwachen überrascht und mit einem kleinen, in die Schuhe versteckten Gedicht an jene schöne Zeit von 1810 erinnert hatte, wo ihr Goethe in einem, das Geburtsfest seiner hochverehrten Fürstin romantisch feiernden Maskenzuge die Rolle der Prinzessin von Byzanz mit dem geheimnisvollen goldnen Schuhe zuteilte:

„Die Freundin, die durch Dich im goldnen Schuhe
Das heitre Reich der Dichtung einst betrat,
Sie ist's, die heut nach kurzer Morgenruhe
Zuerst Dir jubelgrüßend naht.

O könnte sie Dir frische Rosen streuen!
Doch solch ein Tag leiht jedem Streben Mut;
So laß das alte Traumspiel sie erneuen,
Gönn' ihr den Stolz, daß sie Dich heut beschuht."

Und hatte man so Tritt und Schritt des geliebten Meisters zu umschirmen und zu umschmiegen getrachtet, so gab sich die schützende Bedeutung einer dicht daneben liegenden, seidengestrickten Palatine (von Frau Dr. Schütz) in folgendem Sonette kund:

Besorgnis.

„Denkt man, wohin so viele Tausend trachten,
Was mancher träumt und nicht zu denken wagt
Und, wenn er's denkt, doch nicht mit Worten sagt,
Ist dies fürs größte Wagnis wohl zu achten.

Drum sanfter, leiser noch, als sie es dachten,
Geh', füge, schmiege dich! Wenn einer fragt,
So sprich: Ich sah, wo Liebe ängstlich zagt,
Daß um den Herrn die Diener heimlich wachten.

So sollst du um den Geist, der für uns denkt,
Gelagert sein, vor heimlichen Gefahren
Zum hohen Sitz den Zugang treu bewahren.

Weis' sie zurück, des Winters rauhe Scharen,
Wind, Nebel, Frost, daß keins so nah sich drängt,
Als du allein — wenn Er die Gunst dir schenkt."

Auch für den Schreibtisch des Dichters hatten die Freundinnen bestens gesorgt; farbig umwundene Federn lagen auf einem niedlichen Gerüste von Mahagoni; eine zierliche Stickerei schmückte ein Kuvert-Magazin, und an mannigfachen Bequemlichkeiten noch hatte sich die Erfindungsgabe geübt.

Für die Türen der Arbeitszimmer des Gefeierten waren gestickte Klingelzüge verfertigt worden, und zu Erfrischungen sah man glänzende Kristallgläser, Pokale und Flakons dargeboten.

Als nun die Stunde herangekommen war, wo die Goethesche Familie durch den Kanzler von Müller im Auftrag des Festvereins zu dem feierlichen Mittagsmahle auf dem Stadthause abgeholt werden sollte, erschienen Mutter und Großmutter von Goethes Schwiegertochter, die Frau Oberhofmeisterin Gräfin Henckel von Donnersmarck und die Hofdame Frau von Pogwisch, gleichsehr durch eignen Wunsch

wie durch Allerhöchste Bestimmung beider erhabener Fürstinnen dazu berufen, um heute an dem Mittagstische des Gefeierten die Stelle der Wirtinnen zu vertreten. Und der Oberbaudirektor Coudray führte dem Hochverehrten, dessen persönliche Gegenwart auf dem Stadthause leider entbehrt werden mußte, wenigstens in treuer Zeichnung das Bild der sinnreichen Ausschmückung des Festsaales vor die Augen, so daß er, zumal da noch eine genaue Angabe und Abzeichnung aller Ehrenplätze an der Festtafel hinzukam, sich im strengsten Sinne in die Mitte des dortigen Jubelvereins versetzen konnte.

Schon um 2 Uhr hatten sich über 200 Personen beiden Geschlechts, und darunter die Angesehensten des Hofes und der Stadt und mehrere Fremde, auf dem Stadthause versammelt, die jetzt, nachdem bei Ankunft der Goetheschen Familie ein zahlreiches Musikchor durch einen Marsch aus der Vestalin von Spontini das Zeichen zur Eröffnung des Festes gegeben, in den sinnig schön geschmückten Mittagssaal einzogen. Den Säulen, durch welche man eintrat, gegenüber war über der fürstlichen Loge ein großes allegorisches Gemälde nach Coudrays Angabe von Schmöller, basreliefartig Grau in Grau gemalt, zu erblicken. Es hatte die — am Fries der Loge hinlaufende — Unterschrift in goldnen Lettern:

„Willkomm zu Weimar am 7. November 1825!“

Eine edle, kräftige Jünglingsgestalt, in griechischer Reisekleidung, die Leier in der Hand und von drei Musen begleitet, nahet sich mit froher Zuversicht einem Fürsten, der ihr freundlich die Hand bietet, am Eingange des — triumphbogenähnlich dargestellten — Stadttors, in welchem eine hehre, fürstliche Frau — gleichsam die Pallas von Weimar — erscheint, und hinter ihr ein Herold, der die freudige Kunde des Ankommenden mit ungeduldigem Eifer in die Stadt zu verbreiten strebt. Ein Genius schwebt über des gastlichen Sängers und über des Fürsten Haupt, Lorbeerkränze über beide haltend. Rechts und links lief dies Gemälde — den Bogen über der fürstlichen Loge gerade füllend — in arabeskenartige Verzierungen aus, in deren Mitte auf beiden Seiten eine antike Schale darstellend, in die ein Götterjüngling Nektar gießt und aus welcher ein Adler seinen Durst zu stillen im Begriff ist. Unmittelbar darunter, über den Säulen der fürstlichen Loge, waren goldne Leiern und Tripoden angebracht, mit der Unterschrift auf der einen Seite:

„Gleich Sternen strahlen Seine Werke“

und auf der andern:

„Ihn kränzen Mit- und Nachwelt.“

An den drei andern Seiten des Saales erblickte man längs des Frieses hin sechsunddreißig Medaillons, von frischen Kränzen umwunden und jedes, in ästhetisch sinnreicher Ordnung und Folge, einem vorzüglichen Goetheschen Werke gewidmet, dessen Bezeichnung goldne Lettern auf blaßblauem Grunde aussprachen. Die Säulen des Eingangs sowie die an der herrschaftlichen Loge waren mit frischen Girlanden umwunden; dicht vor der herrschaftlichen Loge lief die Hauptlinie der mit Blumen und zierlichen Aufsätzen stattlich geschmückten endlosen Tafel hin, in deren Mitte Goethes Schwiegertochter zwischen den beiden Staatsministern Freiherrn von Fritsch und Freiherrn von Gersdorf den ersten Ehrenplatz einzunehmen ersucht wurde. In dem Fries über ihrem Haupte erblickte man das Iphigenien geweihte Medaillon und ihr gerade gegenüber, am Fries über den Eingangssäulen, das Medaillon für Ottilien (aus den Wahlverwandtschaften). Aus der um einige Stufen hinter der Mittagstafel erhöhten herrschaftlichen Loge schaute des Gefeierten jugendlich schöne Büste von Tieck von einem mit Blumen umschmückten Postamente, an welchem ein frischer Lorbeerkranz hing, freundlich auf die Feiernden herab. Die Ouvertüre aus Don Juan begleitete die Eröffnung des frohen Mahles, und gleich darauf brachte der Staatsminister Freiherr von Fritsch aus aller Herzen die Gesundheit unsers geliebten Großherzogs in folgenden Worten aus:

„An dem Festmahle des goldnen Jubeltages steigen die ersten und feurigsten Wünsche aus voller Brust empor für unsern

durchlauchtigsten Großherzog!

Heute vornehmlich begrüßen wir ihn als Fürsten des Lichts, da er den Genius hier heimisch werden ließ, an dessen Hand im Reiche des Geistigen neue Gebiete, neue Bahnen erschloß. Ihm, dem Schutzherrn jeder freien geistigen Entwickelung, ihm, dem August des goldnen Zeitalters deutscher Literatur, ertöne ein

Lebehoch!“

Unmittelbar hierauf wurde das schöne Hauptlied, was Dr. Schütze mit sinnreicher Beziehung auf jenen merkwürdigen Brief Wielands

an Fr. H. Jacobi über Goethes erstes Eintreffen in Weimar zum Jubelfeste gedichtet und Kapellmeister Hummel trefflich komponiert hatte, unter Begleitung des letztern mit dem Fortepiano, von der reichen Tenorstimme des Kammersängers Moltke vorgesungen und im Chore von Instrumenten begleitet. Bei der Schlußstelle:

„So lebe, Tag von funfzig Jahren,
Du ewig taggebärend Licht!"

ertönte rauschendes Beifallklatschen, und an den Schlußchor:

„O Stadt, erhöht in seinem Glanz,
Reich' dankbar ihm den Siegeskranz!"

reihte der Staatsminister, Freiherr von Gersdorf, folgenden enthusiastisch aufgenommenen Toast an:

„Dem großen Namen, den wir feiern —

Goethen!

Ihm, den, solange schöne Kunst und Wissenschaft dem menschlichen Geiste die höchsten Preisaufgaben stellen, als Doppelsieger die spätesten Jahrhunderte feiern werden — unserm

Goethe!"

Nun wurden die drei Stanzen, welche der Kanzler von Müller zu der goldnen Denkmünze auf Goethen gedichtet hatte, von Hofschauspieler Oels mit aller Kraft seines schönen Organs und deklamatorischen Talents vorgetragen und bald darauf Goethes Bundeslied:

„In allen guten Stunden usw."

nach Zelters Komposition allstimmig gesungen. Nach einer kleinen Pause bat der Sohn des Gefeierten, Geheime Kammerrat von Goethe, um das Wort und sprach folgendes im Namen und Auftrag seines Vaters:

„Wenn ich schon oft Gelegenheit hatte, für mannigfache Beweise der Liebe und Zuneigung im Namen meines Vaters verehrten Gönnern und Freunden, so gut ich es vermochte, den innigsten Dank darzubringen; so fühle ich heute mehr als je, daß alle Worte, welche ich finden könnte, um Gefühle auszudrücken, die jetzt mein Innerstes bewegen, ungenügend sein würden.

Ich darf es daher meinem Vater, welchem heute so viele Beweise von Liebe und Anerkenntnis gegeben worden, überlassen, seinen

Dank selbst nachzubringen und sich so einer angenehm lastenden Schuld gegen höchste Gönner und so teilnehmende Freunde ehestens zu entledigen.

Da es mir aber einmal vergönnt ist, zu sprechen, so lassen Sie mich, Verehrteste! eines Mannes dankbar erwähnen, dessen Bekanntschaft und Vermittlung mein Vater wohl seine erste freundliche Aufnahme und den Eintritt in dieses Land verdankt: es ist

der Major von Knebel zu Jena,

welcher, ebenfalls in einem hohen Alter, sich noch der schönsten geistigen Kräfte und einer ungeschwächten Gesundheit erfreut. Dieses verehrten Mannes lassen Sie uns in dieser frohen Stunde freundlich gedenken und mit vollem Glase ihm ein noch langes Leben wünschen!"

Mit tiefer Rührung vernahm die Versammlung diese gemütvolle Anerkennung, die Goethe dem ältesten seiner Jugendfreunde, der ihn zu Frankfurt am Main im Winter 1774/75 zuerst dem damaligen Erbprinzen von Sachsen-Weimar vorstellte, heute öffentlich zu weihen sich gedrungen gefühlt hatte.

In solcher, durch ein heiliges Mitgefühl erhöhten Stimmung fand der Zweigesang vom Oberkonsistorialdirektor Peucer alle Zuhörer, von Madame Eberwein und Moltke nach Mozarts Zaubermelodie:

„In deinem Arm zu weilen usw."

mit Begeisterung vorgetragen. Nicht lange darauf wurden drei Stanzen, die Hofadvokat Hase

„Unserm Goethe"

gedichtet hatte, vom Hofschauspieler La Roche ergreifend gesprochen und alsdann das zartsinnige Festlied von Professor Weichard:

„An Weimar zum 7. November 1825"

vom Obertheaterdirektor Stromeyer in reinster Kraftfülle seiner unvergleichlichen Stimme gesungen und vorzüglich bei der Stelle:

„Und der Hohe, den sie finden,
Seht, er war August genannt"

sowie bei der Schlußstelle:

„Und du Stadt in kleinem Raume
Wirst die Lehrerin der Welt!"

mit dem Ausbruch lauteſten Beifalls begleitet. Aber ſchon rückte die Theaterſtunde heran; ein Sonett:

„Dauer im Wechſel“,

das Haſe, und die Stanzen, die Dr. Eckermann

„Zur Feier von Goethes funfzigjährigem Hierſein“

gedichtet hatte, konnten nicht mehr vorgeleſen werden. Der Oberbaudirektor Coudray brachte den dritten und letzten Toaſt aus:

„Goethes Wirken und Schaffen in Weimar!“

„Möge der Same, den der große Meiſter im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft durch ſeine hier angedeuteten (bezüglich auf die Dekoration am Frieſe des Feſtſaales), gleich Sternen glänzenden Werke ausgeſtreut, noch in fernſter Zeit erfreuliche Blüten und ſegenvolle Früchte bringen!

Möge Weimar immerdar der Sitz der Muſen und des Schönen bleiben! Dann wird das Herrliche, was von Carl Auguſt mit Goethe geſchehen, ſo wie von uns auch von den ſpäteſten Nachkommen dankbar erkannt und gewürdigt werden.

Dreifaches Hoch unſerm innigſt geliebten Meiſter, dem Mit- und Nachwelt ewig friſche Kränze winden.

Er lebe geſegnet, lange und hoch!“

Und an den jubelnden Tuſch ſchloß ſich ſofort das heitere Jägerchor aus dem Freiſchütz, und mit dem letzten Tone der Hörner war das feſtliche Mahl beendigt.

Neuer geiſtiger Genuß erwartete uns in dem erſt am dritten September dieſes Jahres, am Jubeltage des geliebten Regenten, eingeweihten neuen Hoftheater, das Goethe bis jetzt noch nicht hatte beſuchen können und das heute mit ſeiner Iphigenie gleichſam zum zweiten Male eingeweiht werden ſollte.

Bis zum letzten Augenblicke war man in banger Ungewißheit geblieben, ob die Anſtrengung und Aufregung dieſes Tages ihm erlauben würde, dieſer Vorſtellung beizuwohnen. Als nun plötzlich einige Zuſchauer im Parterre ihn in der ihm eigens gewidmeten, halb verborgenen Loge, gerade unter der fürſtlichen, entdeckten, lief die frohe Kunde:

„Er iſt da!“

durch alle Reihen und wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf Schauſpieler

und Zuschauer zugleich. Mit dem lautesten Beifallklatschen wurde im selben Nu die eintretende Großherzogliche Familie und der fast unsichtbar gegenwärtige Held des Tages begrüßt und dies rauschende Freudezeichen endlos wiederholt, als der aufgezogene Vorhang, statt den erwarteten Hain Iphigeniens, einen festlich dekorierten Saal und im Vordergrunde rechts Goethes Büste auf lorbeerumkränztem Postamente überrascht erblicken ließ.

Einen Prolog hatte die allgemeine Stimme heute gewünscht, aber niemand geahnet, da er in tiefster Stille, nur Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog bewußt, vorbereitet worden war. Madame Seidel geborne Meyer sprach ihn, und aus jedem ihrer Akzente leuchtete hervor, wie rein und tief sie sich der Bedeutung des Moments bewußt sei. Was vom Herzen kam, drang zum Herzen, und rauschender Beifall lohnte die Künstlerin, als sie die Worte:

„Wie schlang er oft des Lorbeers frische Kronen
Um ein geliebt erhabnes Fürstenhaupt;
Nun wird ihm selbst, aufs herrlichste zu lohnen,
Die edle Stirn mit ew'gem Schmuck umlaubt —"

mit mühsam verhaltener Rührung sprach und mit den Versen schloß:

„So steigt auch uns ein neuer Tag hernieder,
Es grüßt die Kunst die heil'gen Bilder wieder,
Dem kühnsten Streben öffnen sich die Schranken,
Nur durch ihn selbst laßt uns ihm würdig danken!"

Und fürwahr, würdig haben die spielenden Künstler ihm gedankt, denn nie haben wir sein Meisterwerk Iphigenie trefflicher, harmonisch vollendeter aufführen sehen. Madame Jagemann als Iphigenie war ganz die heilig-ernste Priesterin, die zartfühlende Schwester, das klar besonnene, mild-edle Frauenwesen, das im furchtbaren Konflikt der Pflicht und Neigung nur der Stimme des reinen Innern folgt und jede klügelnde Berechnung des Erfolgs entschieden ablehnt, wenn es gilt, sich selbst getreu zu bleiben. Ihr schönes Organ und lang geübte Kunstfertigkeit kam ihr bei dem so äußerst schwierigen Vortrag der Exposition des Stückes und der Monologen trefflich zu statten, und wir zweifeln, ob das furchtbar schöne Lied der Parzen je mit zarterer Schattierung jedes Motivs gesprochen werden könne.

Herr Oels als Orest übertraf sich selbst an Gediegenheit, edler Einfachheit und hinreißender Kraft des Spiels; mit wohlberechneter

Mäßigung sparte er die volle Macht seiner Darstellung auf die schwierige Szene (erster Auftritt im dritten Aufzug), wo die Furien zum letzten Male den unglücklich Fluchbeladenen erfassen. Sein ermattetes, trefflich abgestuftes Hinsinken war meisterhaft, und als er nun im dritten Auftritte desselben Aktes Iphigenien und Pylades noch mit den träumerisch beklommenen Worten:

„Seid ihr auch schon herabgekommen?"

begrüßte und dann, aus seinem Fieberwahnsinn allmählich erwachend, endlich mit befreiter Brust zu der geliebten Schwester sprach:

„Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!"

bebte, wie dort furchtbarer Schauer, so hier freudigstes Entzücken durch die Brust aller Zuhörer.

Den klug besonnenen, mild beratenden Pylades, im lichten Gegensatze zu dem sturmbewegten Orest, faßte und gab Herr Durand trefflich. In Herrn Lorzing sahen wir einen willkommenen Arcas, dem Spiele der Hauptrollen in verständiger Mäßigung sich anreihend. Und Herr Graff als Thoas schien uns noch einmal in die schönen Zeiten zurückzusetzen, wo er die Rollen eines Nathan, Abbé de L'Epée, des Herzogs in Eugenie, Wallensteins und Shrowsbury, unter Goethes und Schillers eigener Anleitung so vortrefflich gab. Sein Spiel, durchaus gehalten und gemäßigt, vereinte den rauhen, ehernen Charakter des Scythenkönigs mit der Würde eines ursprünglich tüchtigen und durch Iphigeniens milde Nähe erweichten und veredelten Sinnes, und in der Abschiedsszene galt die wehmütig zarte Empfindung, die das Gemüt jedes Zuschauers erfüllte, ebensowohl dem verlassen Zurückbleibenden als den glücklich zur teuren Heimat Wiederkehrenden.

Goethe hatte der Aufführung bis zum dritten Akte mit inniger Zufriedenheit und Freude beigewohnt und, nur ungern der Mahnung des freundlich sorgsamen Arztes folgend, sich alsdann zurückgezogen, um der schönen Schlußfeier des Tages, die seiner noch wartete, desto rüstiger genießen zu können. Gleich nach Beendigung des Schauspiels nämlich versammelte sich bei ihm ein Kreis der nächsten Freunde und Freundinnen, um der feierlichen Nachtmusik beizuwohnen, die ihm jetzt von der Großherzoglichen Hofkapelle vor seinem Hause gebracht wurde. Unser Hummel hatte sie in sinnreicher Verschmelzung des Triumphmarsches aus Titus, der Ouvertüre aus Glucks Iphigenie und sodann wieder der aus Titus mit einem eigens geschaffenen,

meisterhaften Adagio, das in immer weiter sich entfernende Waldhorn-Echos ausklang, komponiert, und die Hofkapelle führte sie mit enthusiastischem Eifer aus. Hatte der Anfang Sieg und Triumph des heutigen Tages großartig verkündet, so schienen die sanften Töne des Adagio zu genußreicher Ruhe einzuladen und sich in liebliche Träume gelungener Taten und beglückender Erlebnisse zu verlieren, deren zarter Nachklang in dem Gedichte des Dr. Eckermann, welches dem gefeierten Sänger in demselben Momente, wo die Musik schwieg, überreicht wurde, durch die Schlußworte:

„So träume fort"

aufs anmutigste ausgedrückt ist.

Alle Häuser auf dem Frauenplatze, den Goethe bewohnt, waren aus freiem Antrieb illuminiert worden. Noch mehrere Häuser in der Stadt waren es und insbesondere das des Kaufmanns Münderloh auf dem Markte mit der flammenden Inschrift:

„Dem Fürsten der Dichter."

Es hatte den ganzen Tag und noch während des Theaters geregnet. Schon verzweifelte man an der Ausführbarkeit aller obigen Veranstaltungen, als plötzlich mit dem Frieden in Orests Brust, mit dem Glück der Heimkehr zum geliebten Vaterlande in Iphigeniens Schwesterseele — der heiterste Himmel wiederkehrte und, so wie alle übrigen Feierlichkeiten des reichen Tages, so auch die Schlußszene desselben aufs herrlichste gelingen ließ.

Die Großherzogliche Hofkapelle und zahlreiche Freunde und Fremde, die sich noch spät einfanden, wurden in dem Hause des Gefeierten von der liebenswürdigen Sorgfalt der Frauen aufs stattlichste bewirtet, und wohl noch eine Stunde weilte der geliebte Jubelmeister unter seinen glücklichen Gästen.

806. Kanzler Friedrich von Müller:

Gesang nach einer Melodie aus der Zauberflöte in Goethes Garten am frühsten Morgen des 7. Novembers 1825 vor seinem Schlafzimmer:

Schon naht, den Morgen zu verkünden,
Der Sonne Strahlenblick,
Und aus den Tälern, aus den Gründen
Fliehn Nebel scheu zurück:

So, aus dem Quell des Lichts entsprungen,
Ist Geistesblitz durch Nacht gedrungen,
Frei ward und hell des Lebens Bahn,
Ein frischer Morgen brach uns an.

Und nun er herrlich wiederkehret,
Der goldne Tag des Glücks,
Zum ewgen Segenspfand verkläret
Des liebenden Geschicks,
Laßt auf des Liedes leisen Schwingen
Ihm frommes Morgenopfer bringen,
Und Ahnung nie gefühlter Lust
Erwache in geliebter Brust.

807. Handschreiben Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs an den Herrn Staatsminister von Goethe:

Sehr werthgeschätzter Herr geheimer Rath und Staatsminister!

Gewiß betrachte Ich mit allem Rechte den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne Ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gerne benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben sich überzeugt zu halten.

Weimar 7. November 1825. Carl August.

Nachschrift.

Auch ein minder vergängliches Zeichen soll, sehr werthgeschätzter Herr geheimer Rath und Staats-Minister, das seltene und mir besonders

erfreuliche Jubelfest der Mit- und Nachwelt verkündigen; in solcher Absicht ist, mit Einverständniß meiner Gemahlinn, die anliegende Denkmünze geprägt worden. Empfangen Sie durch deren Widmung ein dauerndes Denkmal Unsrer Gesinnungen und gleichzeitig die wiederholten aufrichtigsten Wünsche für die Fortdauer Ihres Wohlbefindens. Carl August.

808. Erinnerungen Ernst Försters:

Professor d'Alton, dem geistvollen Kunsthistoriker . . . verdankte ich, als ich Bonn im Herbst 1825 verließ, um Cornelius nach München zu folgen, und meinen Weg über Weimar wählte, was mir unschätzbar war, — einen Empfehlungsbrief an Goethe. Das Gefühl, das mich einst nach der Schweiz und nach den Tiroler Alpen gezogen, durchdrang und durchzitterte mich mit ungleich heftigern Schlägen des Herzens, als ich das Papier in meiner Hand hatte, das mir den Weg öffnete zu der höchsten Geisteshöhe unserer Nation und Zeit. Denn ich gestehe, daß vor meinen Augen ein Mann, der mit solcher Übermacht auf alle Kreise des Lebens und alle bedeutsamen Bestrebungen eingewirkt, mit einem mythologischen Zauber umgeben und mir stets unnahbar erschienen war. Obschon ich, meiner Gewohnheit gemäß, zu Fuß den Rhein hinauf, durch Hessen und Thüringen wanderte und nicht mit Windeseile den Weg zurücklegte, war es mir doch, als hätt' ich Flügel an den Fersen.

Am 5. November kam ich in Weimar an, meldete mich am 6. früh schriftlich und mit Übersendung des d'Altonschen Briefes bei Goethe und erhielt die Einladung, um 12 Uhr bei ihm zu sein. Ich nahm eine von mir gefertigte Zeichnung nach dem Freskogemälde der Theologie, das ich mit Hermann und einem andern Schüler von Cornelius ausgeführt, zu mir und ging über die geweihete Schwelle.

Mit einer namenlosen Empfindung, gemischt aus höchster Freude und hochgesteigerter Angst, die selbst durch das „Salve" des Eingangs nur wenig gemindert wurde, trat ich in das große Empfangszimmer. Wußte ich doch, daß der erhabene Dichter des Faust zugleich der kühle Beurteiler des Corneliusschen Faust war, der diesen mit dem von Retzsch, ja fast mit dem von Delacroix auf eine Stufe gestellt, und der an den Nibelungen meines großen Meisters nur „den altertümlich tapfern Sinn und die unglaubliche technische Fertigkeit" zu

rühmen gewußt. Und doch war er der große, von tausend und abertausend Zungen gepriesene und von mir in tiefster Ehrfurcht bewunderte Dichterfürst!

Ich hatte erwartet, ihn auf einem Stuhle, wie den König auf einem Throne, sitzend zu finden, und war darauf gefaßt, in bescheidener Entfernung an der Tür stehen bleiben zu müssen. Wie war ich überrascht und plötzlich aller Sorgen ledig, als er mit offenen Armen mir entgegenkam, mich mit beiden Händen erfaßte und auf das herzlichste willkommen hieß! Nach den Vorfragen über d'Altons Befinden ging er sogleich auf die Kunstunternehmung in Bonn über und war hocherfreut, daß ich meine Antwort mit einer Zeichnung begleiten konnte.

Es war ein eigentümlicher Zug im Charakter Goethes, daß er die vornehme Zurückhaltung, die er in Gesellschaft und Fremden von Auszeichnung gegenüber beobachtete, vor jüngern Leuten gänzlich fallen lassen, sich sozusagen mit ihnen auf eine Linie stellen, ja sogar von ihnen Belehrung erbitten konnte. Auf mich machte dies Verhalten den wohltuendsten Eindruck, alle Befangenheit war verschwunden, meine Zunge war gelöst. . . .

Wohl über eine Stunde war im Sehen, Sprechen und Hören vergangen, als Goethe das Zeichen der eingetretenen Eßzeit und damit der Besuch sein Ende erhielt. Freundlich reichte er mir zum Abschied die Hand und fügte hinzu: „Morgen erlebe ich mein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Ich weiß nicht, was die Freunde vorhaben, und will es denn in aller Bescheidenheit erwarten. Ich werde mich freuen, Sie unter ihnen zu sehen." . . .

Hier fand ich eine auserlesene Gesellschaft: Frauen und Jungfrauen Weimars im Festkleid, ausgezeichnete Männer aus Weimar und Jena, und in der Tiefe des Saales einen Tisch mit kostbaren Geschenken, vornehmlich weiblichen Arbeiten. Hier sah ich auch Eckermann wieder, der mich während des Sommers in Bonn besucht und mir nun mit großer Freundlichkeit seine Dienste für Weimar anbot. Als Goethe — wenn ich mich recht erinnere, begleitet von seinem Sohn, seiner Schwiegertochter und seinen beiden Enkeln — eingetreten, empfing ihn ein vierstimmiger Festgesang, in welchem Frau Eberwein als Ilm die Chorführerin war. Und danach begrüßte er uns alle einzeln mit Wort und Händedruck und besah mit kindlicher Freude die Bescherung.

Wo war nur der große, unnahbare Mensch hingekommen, als der er nach so vielen Berichten vor meiner Seele gestanden? Selbst

den Zug göttlicher Ironie in Rauchs Büste suchte ich vergebens im lebendigen Original. Ist es schon hocherfreuend und unter Umständen innig rührend, wenn Menschen, die durch Geburt und Rang weit über uns stehen, sich mit der Äußerung ihrer Empfindungen und Gedanken, mit Neigungen und Gewohnheiten uns gleichstellen, so steigert sich die Freude zur andächtigen Bewunderung, wenn ein Mann, der durch sein Verdienst, durch seinen selbsterworbenen Wert ein Fürst geworden im Reiche der Geister, dem alle huldigen, sich gibt wie der Ärmsten einer, seines Reichtums wie seiner Vorzüge unbewußt. So war Goethe an diesem Festmorgen so menschlich liebenswürdig, daß man weder an den Minister noch an den gefeierten Dichter erinnert wurde. . . .

Für den 9. November war ich von Goethe zu Mittag geladen. „Ich hoffe," sagte er mir beim Eintritt, „Sie heute mit den Männern bekannt zu machen, die bei uns die Kunst repräsentieren." Und in der Tat war bald eine zahlreiche und höchst interessante Gesellschaft versammelt. Goethe stellte mich dem Oberbaurat Coudray vor, der den Gedanken des Großherzogs in betreff der Fresken begierig auffaßte und, von Goethe lebhaft sekundiert, alsbald die neue Begräbnishalle als den Ort bezeichnete, wo der Malerei eine bedeutsame Tätigkeit angewiesen werden könne.

Man setzte sich nach angewiesenen Plätzen zu Tisch. Der meinige war zwischen Oberbaurat Coudray und Hofrat Heinrich Meyer, bekannt bei den Künstlern unter dem Namen „Kunschtmeyer", den ihm seine alemannisch-schweizerische Aussprache zugezogen. Weiter links saß Goethes Schwiegertochter Ottilie, mir gegenüber ihre reizende Schwester, eine junge Dame voll Geist und Lebendigkeit im Gespräch, zwischen Goethe Vater und Sohn. Kein Wort und keine Miene des Mannes konnten mir entgehen, der heute mir bald wie der olympische Zeus, bald wie der Musengott erschien, der alle Herzen fesselte und alle Gedanken entfesselte. . . .

Das Gespräch wurde auf eine — vielleicht nur für mich — überraschende Weise unterbrochen. An dem einen Ende der Tafel wurde es unruhig, man räusperte sich, gab ein leichtes Zeichen am Glas, und ein vierstimmiger Gesang ward angestimmt. Es gehörte die schöne Sitte, das Mahl mit Gesängen zu würzen, wie mir Eckermann vertraute, zu Goethes besonderen Tafelfreuden bei festlichen Gelegenheiten, und so folgte auch heute nach jedem Gange ein Gesang. Unter andern war das Lied angestimmt worden: „Mich ergreift — ich weiß nicht

wie — himmlisches Behagen ꝛc.“ Nach Beendigung desselben hub Goethe an: „Man schreibt sonst den Gerüchen die besondere Kraft zu, Erinnerungen zu wecken. Musik und Gesang wirken ebenso nachdrücklich in der gleichen Richtung. So steht jetzt lebhaft der Abend vor mir, für welchen ich das Lied, das man eben sang, gedichtet habe. Es war vor der Abreise unseres Erbprinzen nach Paris, als ein Freundeskreis um ihn versammelt war. Schiller hatte für denselben Abend sein bekanntes Lied an den Erbprinzen geschrieben, das wir nach der Rheinweinlied-Melodie sangen; und nun steht der Abend, Schiller, der Kreis der Freunde, der Abschied — alles bis auf den kleinsten Zug vor meiner Seele.“...

Nach dem Dessert setzte sich Hummel ans Instrument und gab dem kleinen Feste mit einer heitern und reichen Phantasie einen glänzenden Schluß.

Goethe hatte mir von seinem Teller eine kleine Paste mit einer Minerva gereicht, „zum Gedächtnis der Gottheit, in deren Tempel wir uns begegnet“; nach Tische aber sagte er: „Ich habe Ihnen ein etwas zerbrechliches Andenken geboten; es dürfte besser lassen, wenn ich es mit einem dauerhafteren begleitete.“ Und damit legte er eine Medaille mit seinem Bildnis (von Boyy) in meine Hände.

Schon über Tische hatte es mich vielfach beschäftigt, wie ich mich wohl für so viel auszeichnende Güte dankbar beweisen könnte, und so war ich auf den Gedanken gekommen, die Enkel Goethes zu zeichnen. Ich wandte mich deshalb an Frau Ottilie v. Goethe und fand für meinen Antrag die freundlichste Aufnahme; schon am nächsten Morgen konnte ich die Arbeit beginnen. . . .

Am 13. November war ich wieder zu Goethe an den Mittagstisch geladen. Diesmal war außer mir kein Fremder zugegen als Oberbaurat Coudray und Eckermann.

Er hatte mich bitten lassen, die Zeichnung der „Theologie“ wieder mitzubringen, und noch einmal mußte ich vor der kleinen Versammlung über das Ganze wie über jeden kleinsten Teil ausführlich Rechenschaft geben. Die Szene steht noch vor mir in heiterer Erinnerung. Coudray mochte mehr das Ganze überschauen, während Eckermann zwischen jedem Strich den Stein der Weisen zu suchen schien. Frau Ottilie, die mit den Knaben herzugetreten war, wußte auf die liebenswürdigste Weise durch Fragen meine Beredsamkeit zu reizen, und Goethe, in besonders behaglicher und höchst gemütlicher Stimmung, gab dem

Gespräche mit Wort und Blick die Richtung und teilte, wie der Geber alles Guten, aus sonnenumglänztem Wolkensitz, mit würdevoller Freundlichkeit, Belehrung und Lob aus. . . .

Inzwischen hatte ich meine Mappe mit verschiedenen Bildnissen aufgeschlagen, und Goethe betrachtete sie mit psychologischem und ästhetischem Interesse. Unter diesen sah er plötzlich die Bildnisse seiner Enkel. Es war eine Überraschung (wir hatten ja hinter seinem Rücken operiert) und zwar eine gelungene, denn er hatte eine herzliche Freude daran, die sich steigerte, als ich ihn bat, die Zeichnung gütig von mir anzunehmen.

Ich hatte bisher Goethe zuerst mir allein gegenüber gesehen, dann in festlicher, fast feierlicher Versammlung, dann wiederum als freundlichen Wirt unter zahlreichen Freunden und Verehrern; heut sollte ich ihn im trauten Familienkreise kennen lernen. Überall und immer derselbe, war mir's doch, als ob jedesmal der Nachdruck auf einem andern Zug seines Charakters läge. Heute war er die Heiterkeit und gute Laune selbst und ließ sich ganz gehen. Mehr als bei dem festlichen Mahl zog er seinen Sohn ins Gespräch; gegen die Schwiegertochter war er voll zarter Aufmerksamkeit, und mit ihrer Schwester sprach er am liebsten im Tone des leichten, reizenden Humors; äußerst liebreich war er gegen die Enkel. Mich veranlaßte er, vom Leben und Charakter der Bevölkerung des Niederrheins, ganz besonders aber von den Karnevalslustbarkeiten in Köln und Düsseldorf zu erzählen; dann lenkte er auf Bayern über, von dem er — „nach den Mitteilungen seiner Freunde" — im Gegensatz gegen die lebhaften Rheinlande wenig für die Kunst erwartete. „Inzwischen," sagte er, „viel kann ein Fürst mit energischem Wollen erreichen." Endlich kam er auf sein Lieblingsthema, die Farben, deren Anwendung, Zusammenstellung, Stärke, Mischung, Behandlung und selbst auf die verschiedenen Farbstoffe.

Nach Tische führte er mich noch zu verschiedenen seiner Sammlungen, namentlich den schönen antiken und mittelalterlichen Münzen. Plötzlich sagte er: „Ich will Sie doch noch was zeigen" (wirklich, so hat er's gesagt!), und damit zog er aus einem Fach einige Blätter Radierungen nach Zeichnungen von Carstens. Ich weiß nicht, hatte er mir damit eine Freude machen oder bloß wissen wollen, was ich dazu sagen würde, — sie blieben nicht lange Gegenstand der Unterhaltung, da ich sie zu wenig in Übereinstimmung mit den Originalen fand.

Ich wollte nun Abschied nehmen, da aber Goethe hörte, daß ich den folgenden Tag noch in Weimar bleiben und erst am 15. abreisen würde, forderte er mich auf das freundlichste auf, ihn noch einmal zu besuchen.

Das tat ich denn am 14. und ward von ihm mit der gleichen Herzlichkeit wie bisher empfangen. Es schien bei ihm Bedürfnis, dem Besuchenden entweder eine Freude zu machen oder einen womöglich sichtbaren Stoff der Unterhaltung zu bieten, und so hatte er denn eine Anzahl sehr kunstreicher Papier-Ausschneidereien von der Hand des Fräulein Adele Schopenhauer bereitgelegt und ging sie einzeln, unter Beachtung jeder Kleinigkeit daran, mit mir durch.

Unvergeßlich ist mir der Abschied, bei dem ich noch einmal die ganze Größe des Glücks empfand, in die unmittelbare Nähe dieses Genius gekommen zu sein. Als wäre er der Beschenkte, Bereicherte, sprach er zu mir; er forderte mich auf, ihm von Zeit zu Zeit zu schreiben, und indem er wie bei dem ersten Willkommen, aber noch viel herzlicher, meine Hand mit beiden Händen faßte, gab er mir nebst vielen freundlichen Grüßen seinen väterlichen Reisesegen.

Am 15. November war ich in Jena, am 17. schickte ich ihm das Bildnis seines Freundes Knebel, das ich für ihn gezeichnet. Mir war, als wäre ich vom Gipfel des Montblanc und der weitesten Umschau wieder herabgestiegen in engumgrenzte Talgründe. Die Erinnerung aber an die Tage in der Höhe hat mein ganzes Leben durchleuchtet.

809. Geh. Kabinettsrätin M. Rehberg an Eckermann:

19. November 1825.

Den Meister lieben meine Kinder beinahe so sehr als ich, sein Anblick hat sie beseligt u. ihrem Gefühl neue Stärke gegeben. Wer einen so göttlichen Blick der Augen hat, sagen sie, der muß auch die edelste Seele haben, und keine Lästerung über seinen moralischen Character soll uns mehr einen Augenblick trüben.

810. Aus dem Leben des Bäckergesellen Gottlieb Kaupp:

Es war in der Osterwoche des Jahres 1826. In Weimar rüstete sich alles in den Häusern, um sich auf das Fest würdig vorzubereiten und die üblichen Osterstollen rechtzeitig dem Bäcker zuzustellen. Eines

Morgens nun sagte der Hofbäckermeister N. zu einem seiner Gesellen: „Gottlieb, zieh dich sauber an und gehe zum Geheimrat Goethe, um den Kuchenteig fertig zu machen.“ Gottlieb kam dem Auftrage nach. Im Hause Goethes angekommen, wurde er von den Damen in eine mit allem Nötigen versorgte Stube geführt, in der er seine Arbeit verrichten sollte. Die Damen überreichten Gottlieb ein weißes Arbeitskleid, welches er, nachdem er sich die Hände gewaschen hatte, anziehen mußte, und dann ging er an sein Geschäft. Mitten in der Arbeit ging die Tür auf, und im Schlafrock betrat Goethe das Zimmer. Goethe begrüßte den Gesellen freundlich, und während er der Behandlung des Kuchenteiges zusah, unterhielt er sich leutselig mit dem etwas befangenen Bäcker. Im Begriffe, das Zimmer zu verlassen, fragte Goethe: „Bäcker, was sind Sie für ein Landsmann?“ worauf Gottlieb erwiderte, er sei ein Schwabe. „Sie, ein Schwabe? ein Windbeutel sind Sie!“ meinte lächelnd Goethe und verließ die Stube.

Nachdem nun Gottlieb sein Werk vollendet hatte und nach Hause zurückgekommen war, wurde er von seinem Meister nach den Erlebnissen im Hause des Geheimrats gefragt. Gottlieb berichtete und erzählte auch, daß ihn der Herr Geheimrat einen Windbeutel genannt habe, während er doch die Wahrheit gesagt, und wenn er auch den schwäbischen Dialekt nicht spräche, er doch ein geborener Schwabe sei.

Darauf sagte der Hofbäcker: „Gottlieb, du mußt ja heute nachmittag wieder zum Geheimrat, und wenn er dann wieder in die Stube kommt, dann erzähle ihm aus deiner Vergangenheit, damit er Aufklärung über dich erhält.“ — Als nun Gottlieb zum zweiten Male sich in Goethes Hause einstellte, wurde ihm von den Damen gesagt, er brauche nicht den Arbeitskittel wie heute Morgen anzuziehen, könne gleich an die Zubereitung des Teiges gehen, da er ein sauberer, reinlicher Mensch sei. —

Wie der Hofbäcker vorausgesagt hatte, stellte sich Goethe zum zweiten Male ein, um der Tätigkeit des Bäckergesellen zuzuschauen. Da faßte sich nun unser Gottlieb ein Herz und sagte, der Herr Geheimrat habe ihn heute Morgen einen Windbeutel genannt, wahrscheinlich deshalb, daß er sich als Schwabe bezeichnet habe und doch den schwäbischen Dialekt nicht spräche; wenn der Herr Geheimrat erlaubte, wollte er von seiner Vergangenheit etwas erzählen. Goethe nickte lächelnd, worauf Gottlieb erzählte, er sei geboren 1807 zu Holzhausen bei Sulz am Neckar; seine Eltern haben sieben Kinder

gehabt. Eines Tages sei ein Onkel aus Minden zum Besuch gekommen, und dieser habe, da er kinderlos war, ihn, Gottlieb, mit nach Westfalen genommen, damit er dort an Kindes Statt erzogen würde. Als er, so erzählte Gottlieb weiter, seinen schwäbischen Geburtsort verlassen habe, sei er acht Jahre alt gewesen, und so käme es, daß er nicht mehr den schwäbischen Dialekt spräche; jetzt sei er auf der Wanderschaft und würde seine Heimat wieder besuchen. Goethe hörte freundlich der Erzählung zu und verließ dann das Zimmer.

Der Kuchenteig war fertig, und Gottlieb schickte sich an zu gehen, als ihm von der Dame bedeutet wurde, er möge zum Herrn Geheimrat ins Zimmer kommen. Gottlieb kam der Aufforderung nach, und nun trat der Olympier dem einfachen Bäckergesellen freundlich entgegen, reichte ihm ein großes Glas Wein mit den Worten: „Mein lieber Bäcker, wir wollen uns wieder vertragen, trinken Sie dies Glas Wein, aber verschlucken Sie sich nicht!" — Gottlieb trank den Wein und fand auf dem Grunde des Glases einen Doppeltaler. Hocherfreut verließ er das Goethesche Haus.

811. Eckermann an Gubitz:

Weimar, den 12. März 1826.

Goethe befindet sich den ganzen Winter hindurch, ohne Anwandlung irgendeiner Altersschwäche im besten Wohlseyn und scheint von Tage zu Tage sich zu verjüngen, welches Ihnen, bei Ihrem Interesse an Seiner Person, gewiß eine willkommene Nachricht seyn wird. Vor einigen Abenden ging er zu Fuß durch die Stadt ins Theater, um der Aufführung seiner Iphigenie mit beyzuwohnen.

812. Erinnerungen des Engländers W. R. Swift:

Weimar, April 1826.

Als ich mich diesem großen Manne zuerst vorstellte, verriet ich zwar im Äußeren keine Aufregung, muß aber doch gestehen, daß ich innerlich zagte, denn wer war ich, daß ich nicht hätte befürchten müssen, mich dem größten Denker und Dichter des Jahrhunderts gegenüber ganz unwürdig zu zeigen?! Aber so höflich und einfach war sein Wesen, daß ich mich sofort ebenso ungezwungen fühlte wie er

selbst. Obgleich er von einfach bürgerlicher Abstammung war, war sein Erscheinen doch aristokratisch; der Adel des Genius thronte auf seiner erhabenen Stirn. Seine Haltung war etwas gebeugt, seine Gestalt von mittlerer Größe und Stärke. Seine klassischen Züge waren von römischem Typus, und seine geistreichen, dunkeln Augen schienen, wie man heute sagen würde, zwei Telegraphen zu sein, die mit Blitzesschnelle die dem Gehirn entspringenden Gedanken mitteilten. Das Haar fiel ihm nur noch in spärlichen Locken vom Scheitel herab. Sonst zeichnete sich sein Benehmen keineswegs durch jenes exzentrische Wesen aus, das sich bei Männern von Genie so häufig findet. Es wurde deutsch gesprochen, und er wählte mit vielem Takt mancherlei meinem Alter angemessene Gegenstände: Studium, Jagd, Vergnügungen. Er schien sich zu freuen, daß ich in der kurzen Zeit so große Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht hatte, und der große Gelehrte nahm regen Anteil an dem der Wissenschaft Beflissenen. So oft ich ihn in seinem Studierzimmer besuchte, prüfte er mich regelmäßig und sprach sich oft über meine Fortschritte lobend aus. Er wußte in der Unterhaltung mit vortrefflichem Takt zu meinem so tief unter ihm liegenden Niveau herabzusteigen und mich immer in meinem Fahrwasser zu lassen. Da er hörte, daß ich einige Jahre auf der Universität Paris zugebracht, erkundigte er sich genau nach der dortigen Unterrichtsmethode, und ich fand an ihm einen vorurteilsfreien und teilnehmenden Zuhörer. Man hat behauptet, daß, wenn Bewohner des Festlandes nach England kommen, sie den Kontinent zu Hause lassen, daß aber reisende Engländer ihr Land mit sich nehmen und die Gebräuche ihrer Heimat überall einzuführen versuchen, wohin sie auch kommen. So kam es mir seltsam vor, daß der Dichter der mir gewordenen freundlichen Aufnahme ungeachtet nicht Miene machte, mir beim Abschied die Hand zu reichen, sondern mich höflich bis an die Tür seiner Studierstube begleitete, indem er die Hoffnung aussprach, mich in seinen Abendgesellschaften zu sehen, eine Erlaubnis, von der ich häufig Gebrauch machte.

813. Erinnerungen des Arztes Dr. Louis Stromeyer:

Weimar, Ende April 1826.

Man hat ihm den Vorwurf gemacht, er sei kein Patriot gewesen, weil er als alter Mann keine Kriegslieder dichtete wie Theodor Körner

und sich über Politik nicht vernehmen ließ. O ihr traurigen Eintagsfliegen, wer hat denn mehr getan für die deutsche Einheit als Goethe, indem er durch den Zauber seiner Dichtungen alle deutschen Stämme unter den Fittichen seines Ruhmes versammelte? er, der letzte unter den Heroen der deutschen Sprache, welche Weimar sein zu nennen das beneidenswerte Glück hatte. Das kleine Weimar! durch den Besitz von Wieland, Herder, Schiller und Goethe ist es so groß geworden, daß es dem Gedächtnisse der Menschen nie entschwinden wird. Und wenn man jetzt mit Arndt fragt: Wo ist des Deutschen Vaterland? so kann man antworten: So weit die deutsche Zunge klingt und Goethes ew'ge Lieder singt! In hoc signo vinces, Germania!

814. Tagebuchaufzeichnungen Sulpiz Boisserées:

Weimar, den 17. Mai 1826.

Briefchen an Goethe, er läßt mich sogleich kommen 11 Uhr, ich finde ihn hinten in seinem Arbeits-Zimmer. Herzlicher Empfang. Gutes Aussehen, etwas matt im Gespräch — das Gehör etwas schwach, dann und wann auch fehlt wohl einmal das Gedächtniß für die kurz vergangenen Dinge. . . . Wir eßen zusammen in dem großen Vorzimmer. Es ist seit 14 Tagen das erstemal, daß der Alte wieder vorne speist. Vor 14 Tagen die Schwieger-Tochter vom Pferde gestürzt, hat sich das ganze Gesicht zerschellt, und das Knie verletzt u. Muskeln verrenkt, sie muß noch das Bett hüten. Der Alte hat sie noch nicht gesehen. Am Tisch ihre Schwester Fräulein Ulrike. . . . Nach-Mittag bei Tisch Kanzler Müller. Der Alte hält den Hals steif und etwas schief ich höre, daß er sich im März als so schöne Tage waren zu lange draußen in seinem Garten aufgehalten, dadurch sich eine Drüsen-Geschwulst zugezogen.

815. Ferdinand Hiller:

Weimar, Donnerstag den 30. März 1826.

Der merkwürdigste Tag meines Lebens. Ich sprach Goethe. — Schon oft hatte Dr. Eckermann mit Goethe über mich gesprochen, und ich wäre wohl jedenfalls über kurz oder lang zu ihm geführt worden. Heute früh kam E. zu mir und verkündete mir mit heiterer

Miene, daß ihn Goethe so eben habe rufen lassen und ihm gesagt habe, er solle mich heute Abend zum Tee mitbringen. Meine Freude, meinen innern Jubel kann ich nicht beschreiben, — der Gedanke an den großen Abend, den ich vor mir hatte, wie auch eine gewisse innere Beklommenheit machten mich ziemlich unfähig, den Tag über etwas Ernsthaftes zu unternehmen. Eine gewisse Beklommenheit, sage ich, denn ich dachte, Goethe's Anblick würde mich niederschlagen und befangen machen. Mit lautem Herzklopfen trat ich um 6½ Uhr mit Dr. Eckermann ins Goethesche Haus, nach dessen Fenstern ich so oft sehnsüchtig hinaufgeblickt. Als ich in die herrlich ausgeschmückten Gemächer trat, fand ich viele der schönsten hiesigen Damen in vollem Putze. Goethe kam uns sogleich sehr freundlich entgegen; er war schwarz und sehr reinlich angezogen und trug einen großen Orden auf der Brust. Er steht jetzt im achtundsiebenzigsten Lebensjahre, und noch ist sein Gang und seine Haltung gerade, schön und edel, aus seinen Augen blitzt jugendliches Feuer. Eckermann stellte mich vor, Goethe bezeigte in freundlichen Worten seine Freude, mich zu sehen, und weg war alle meine Herzensangst, ganz unerschrocken und unbefangen stand ich da vor dem herrlichen Greise. Er befragte mich über meinen früheren, über meinen jetzigen Lehrer der Musik, über meinen hiesigen Aufenthalt, die Dauer desselben und dergleichen mehr. G. spricht langsam, sehr deutlich, man merkt ein gewisses Pathos, das sich aber in der Freundlichkeit, mit welcher er zu mir sprach, verlor. Einige unbedeutende Gespräche mit der Frau Hofmarschall von Spiegel und der jungen Frau von Goethe, G.'s Schwiegertochter, folgten. Ich war vergnügt, zu sehen, daß man diese Woche (ich war in einem Theaterconcert aufgetreten) mit meinem Spiel zufrieden war. Als ich nachher, einige skizzirte Zeichnungen, die an der Wand hingen, betrachtend, stehen blieb, trat Goethe zu mir. Diese Zeichnungen, meinte er, und das war ungefähr der Hauptinhalt des Gesprächs, hätten am Abend ein unscheinbares Aussehen, betrachte man sie bei Tage näher, so erkenne man ihren bedeutenden Werth. Sie seien meistentheils Originalien älterer italienischer Meister, seien ihm werthe und vergnügliche Erinnerungen an Italien, von woher er diese und viele andere mitgebracht. Ich erwähnte einiger Zeichnungen von seiner Hand, die Schwerdgeburth gestochen, was er beifällig aufnahm und nur bemerkte, daß sie bei ihrer Kleinheit im Stich nicht ganz correct ausfallen konnten. Seine Schwiegertochter kam und wünschte, indem sie um Verzeihung bat, daß es so früh geschehe, ich möchte etwas

spielen. „Die anwesenden Damen, die alle auf einen Ball gingen und nur mein Spielen abwarteten, und ihr Schwiegervater wünschten mich zu hören.“ Ich spielte das erste Allegro des A-moll-Concerts von Hummel. Goethe sagte darauf zu einer der anwesenden Damen: „Aus dem Schwenken der Federn auf Ihrem Hute sehe ich, wie gut es Ihnen gefiel.“ Die Dame sagte mir selbst, man gebe ihr schuld, den Kopf zu schütteln, wenn ihr etwas gefiele. Ich sprach mit Goethe jetzt nochmals einige Worte über seinen trefflichen Flügel. Die anwesenden Damen entfernten sich nun alle, bis auf eine Einzige, die Gräfin (Hofdame) Caroline von Egloffstein. Folgende Männer blieben: Der Kanzler von Müller, der Präsident Peucer, der Ober-Appellationspräsident von Zigesar, Dr. H. Schütz, Professor Riemer, Dr. Eckermann, Geheimer Medicinalrath von Froriep, Hofrath Lessort, Hofmeister des kleinen Prinzen, und Hofadvocat Haase (Dichter). Die Männer verteilten sich. Ich sprach einiges mit Dr. Schütz, welcher mir unter anderem die satyrische Bemerkung machte, daß man (da ich diese Woche beim Abgehen von der Bühne etwas große und schnelle Schritte gemacht hatte) füglich sagen könnte: wenn ich immer solche Fortschritte machte, würde ich sehr weit kommen. Später versammelte sich ein kleiner Kreis um die Gräfin von Egloffstein, zu welchem ich mich auch gesellte. Man sprach viel und manches Bedeutende über Macbeth und die Aufführung in dieser Woche. Goethe kam später zu uns und sprach über Manches, unter Anderem sagte er: „Die Exposition im ersten Theil des Macbeth ist eine der größten, die je gemacht worden.“ Dann sprach er von einem englischen Stücke, Faust, das zu den Zeiten Shakespeare's geschrieben worden sei, — des Namens des Autors erinnerte er sich im Augenblicke nicht, aber er erzählte Einiges vom Sujet und nannte das Stück sehr gut. Goethe stand plötzlich auf und ging auf mich zu. „Nun, mein lieber junger Mann,“ sagte er, indem er mir freundlich auf die Schulter klopfte, „kommen Sie und spielen uns noch ein wenig, Sie werden sehen, wie dann alle die Männer sogleich herauskommen werden.“ Ich phantasirte — wo ich den Muth dazu im Augenblick hernahm, kann ich nicht begreifen. G. setzte sich dem Clavier gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Ich flocht ein Thema aus Don Juan ein. Nach dem Spielen bezeigte mir G. abermals in sehr freundlichen Worten seine Zufriedenheit, indem er das Ganze durchging, besonders hinsichtlich der Ausarbeitung des Themas. Ich sprach nachher noch mit einigen bedeutenden Männern, besonders dem Präsidenten

von Zigesar. Es entfernten sich nun noch Einige aus der Gesellschaft, und es blieb nur ein kleiner Kreis mit der Gräfin von Egloffstein. G. begann zu sprechen, und sprach von dieser Zeit an (es war nach 8 Uhr) bis um halb Zehn beinahe ganz allein und fortwährend. Er erzählte die lustigsten Anekdoten von sich, den Prinzen von Gotha und tausend Anderen, und das Alles auf die interessanteste, ich möchte sagen, liebenswürdigste Art. . . . Man beurlaubte sich; G. erwiderte auf meinen Dank freundlichst, es habe ihn sehr gefreut, mich bei sich gesehen zu haben, — wonnetrunken eilte ich nach Hause. — Man sagte mir, daß G. lange nicht immer bei so gutem Humor sei, wie er es heute gewesen, — schon Viele wurden durch sein großartiges Wesen so verblüfft, daß sie kaum zu sprechen wußten. Ich kann mir es daher zum besonderen Glück anrechnen, so in sein Haus gekommen zu sein, ihn in so günstiger Laune getroffen und ihn einen ganzen Abend in einem solchen Kreise gesehen und gehört zu haben. . . .

Die echt wohlwollende schöne Natur Goethe's sollte ich noch ganz besonders bei zwei späteren Gelegenheiten kennen lernen. Mein Vater, ein gebildeter, welterfahrener Mann, kam nach Weimar, um mich zu sehen. Ich wünschte so unendlich, ihn des Glückes theilhaftig werden zu lassen, den größten Dichter zu sprechen, daß ich alle Bedenken niederschlug, ihn ohne Weiteres an die Wohnung desselben geleitete und den Kammerdiener, der mir gewogen war, bat, ihn anzumelden. Goethe empfing ihn augenblicklich, behielt ihn über eine Stunde bei sich und unterhielt sich in so herzgewinnender Weise mit ihm, daß seine Augen voll Thränen standen, als er mir davon erzählte. Und er war keineswegs eine äußerlich leicht erregbare Natur.

816. Aufzeichnung des Kunstschriftstellers Johann Gottlob von Quandt:

Weimar, Anfang 1826.

Als einen Beweis von Goethes richtigem Takt muß ich noch anführen, daß er in keinem Briefe des Unglücks, welches ich hatte, beide Beine zu brechen, erwähnt. Ich litt an der unzweckmäßigen chirurgischen Behandlung drei Jahre unaussprechlich. . . . Selbst das Mitleid, welches ein Freund fühlt, kann den Unglücklichen nicht freuen; denn es ist das Leiden des andern, was uns doch kein Vergnügen machen kann. Das wußte Goethe sehr wohl. Einer Weimaranerin, die mich in Dresden besucht hatte und ihm meinen Zustand ausführlich

beschreiben wollte, fiel er ins Wort: „Verderben Sie meine Phantasie nicht! Quandt steht in seiner vollen Kraft und Tatigkeit vor mir."

Unsere Freundin teilte mir diese Äußerung schriftlich mit, die mich erfreute; denn ich erkannte daraus, daß in Goethe ein Bild von mir stand, das ihm lieb war. Dies brachte den Vorsatz zur Reise, Goethe zu besuchen, sobald es mein Zustand mir erlauben würde, was freilich erst nach zwei Jahren geschehen konnte. Als ich nun soweit als möglich hergestellt und, obwohl kein Schnelläufer geworden, aber doch wie sonst wieder rührig war, so führte ich mein Vorhaben aus.

Goethe hatte mich zu sehen nicht erwartet. Als ich mich bei ihm melden ließ, führte mich der Diener in das große Empfangszimmer, und Goethe trat aus seinem Kabinett in der ihm eigentümlichen geraden Haltung, beide Hände in die weiten Ärmeln des grauen Oberrockes gesteckt, vor mich hin. Ich sagte ihm, daß ich das Ziel meiner Reise, Weimar, und den Zweck, ihn nach langer Zeit wiederzusehen, erreicht hätte und sehr bald nach Dresden zurückkehren würde. Es schien ihn dies Wiedersehen zu erfreuen, und er lud mich neben sich auf das Sofa ein. . .

Als ich ging, lud mich Goethe auf morgen zu Mittag ein. Die Gesellschaft, welche ich bei ihm fand, bestand aus den Herren Hofrat Meyer, Geh. Rat Riemer und dem Kanzler von Müller — alles mir längst bekannte und wohlwollende Männer. Die Unterhaltung war vielseitig, anregend und heiter, Goethe selbst bei der besten Laune. Unter andern wurde eine damals noch wenig bekannte und vielleicht jetzt sogar noch nicht genug gewürdigte Schrift besprochen, in welcher der geistliche Autor die Notlüge als ein Paroli gegen unbescheidene Fragen in Schutz nimmt. Goethe, dessen ganzes Wesen durch und durch Wahrheit war, erklärte sich unbedingt gegen jede Ausflucht, und dennoch ist es ungewiß, ob die Redensart, mit Hochachtung verbleibend, deren er sich am Schluß seiner Briefe zu bedienen pflegte, stets im strengsten Sinne für wahr gehalten werden kann. Man sprach noch in Ernst und Scherz darüber, ob dies Sagen der Wahrheit nicht bis zum Verrat gehen könne und sich immer mit den Pflichten gegen uns und andere vertrüge, jedoch blieb die Hauptfrage, wie es bei heiteren Tischgesprächen gewöhnlich geschieht, unentschieden.

817. Kanzler Friedrich von Müller:

Freitag Abend, den 7. Juli 1826.

Goethe war sehr mild, freundlich und mitteilend. Viel über die Gräfin Rapp. Lob meines Gedichts. Auslieferung des Stammbuchblattes für sie. Reinhards gemütlicher, heiterer Brief an Goethe. Liebliche Schilderungen von Kronenburg. Über die Herausgabe von Goethes Werken. Buchhändleranrede. Seumes Gedichte trüben Goethes Phantasie, so griesgrämisch, mißwollend, sanskulottisch, nichts Höheres über sich anerkennen wollend, möge er die Dichter durchaus nicht. Eckermann war da. Goethe sandte ihn mir zuliebe weg. Schönes Blatt an Cornelius zu den Nibelungen. Mit Friede und Freude im Herzen schied ich von Goethe mit traulichem Händedruck.

818. Schauspieler Gustav Moltke:

Juli 1826.

Goethe erinnerte sich jener Szene aus meiner Kinderzeit und wünschte mich, den kleinen Moltke, einmal wiederzusehen.

An der Hand meines Vaters betrat ich am folgenden Tag in gewaltiger Aufregung Goethes Empfangszimmer. O wie freundlich, wie huldvoll war der herrliche Greis, welch goldige Lehren gab er mir, und wie eindringend ermahnte er mich, stets ein treuer und keuscher Jünger der Kunst zu bleiben und unermüdlich rüstig vorwärts zu streben. Noch hätte ich von der großen Schwierigkeit des Künstlerlebens keine Ahnung, aber die Kunst sei schwer zu erlernen, und unter Schmerzen und Tränen habe der Schauspieler gar oft um ihre Gunst zu werben. Sobald ich gelernt, dies einzusehen, möchte ich mich seiner Lehre und Ermahnung stets erinnern und Mut und Hoffnung nie sinken lassen; denn nur dem kühn und treu Beständigen lächle das Glück.

Tränen in den Augen küßte ich die Hand des Hochverehrten, stammelte meine Dankesworte und empfahl mich seiner ferneren Huld.

819. Henry E. Dwight:

Never was my curiosity more intense, than when I was ushered into his parlour, or than in the few minutes which elapsed before he entered. As the door opened, I saw approaching me, a tall

form, slightly bending with age. I had often heard, that he possessed the noblest physiognomy of any of the literati of Germany, and although I had formed a brilliant ideal of his physical man, when beholding his lofty forehead, his beaming eye, and the beautiful features of his expressive countenance, I felt that there was a suitable mansion for such a mind. Though he has probably seen more distinguished society than any scholar or poet of Europe, he appears somewhat embarrassed when you are first presented to him. I should have imputed this to his ill health (for he was slightly indisposed when I first saw him), had not one of his most intimate friends subsequently informed me, that he had never been able entirely to conquer this feeling, by his extensive intercourse with the world. It is only after a long acquaintance with him, when the stranger ceases and you meet him on terms of familiarity, that you see the whole of his character. It is then that he opens to your view the rich treasures of his elevated mind, that you discover that deep feeling, that keen satire, that playful humour, and that intimate knowledge of every nuance of the human character, which are stamped with such power and beauty on the pages of Faust. There are few departments of literature with which Goethe has not made himself familiar; there are few which do not afford illustrations to his mind, when conversing with a friend. Though I had the pleasure of seeing him in several instances, I had no opportunity of hearing him in the rich flow of his animated conversation. Those, who have been thus favoured, describe it as the richest intellectual banquet they have ever enjoyed, such as would be anticipated by his most enthusiastic admirers.

820. Thereſe Huber an Caroline Pichler:

29. Januar 1827.

Luiſe war bei Goethe in Jena und iſt mit Wehmut erfüllt über den Mann. Sein Körper hat der Zeit widerſtanden — es ſoll ein prächtiger Greis ſein! Sein Geiſt iſt nicht getrübter wie die Natur es unerbittlich bedingt in hohen Jahren, aber Egoismus und Hochmuth haben ihn mit kaltem Hauche gelähmt, ſo daß er ſich von ſeinen Schmeichlern und Speichelleckern täuſchen läßt und ſich ſelbſt das Trugbild eines geiſtvollen Alten ſpielt. Höflich und abgemeſſen repräſentirend und von ſeiner Wichtigkeit überzeugt, wird um ihn die

Bewunderung in jeder Form: als knechtische Aufwartung, zärtliche Empfindsamkeit, ästhetische Rauchwolke — Luise saß eine Viertelstunde mit schwerem Herzen bei dieser Komödie und ging weinend davon. Dem starb das Herz zuerst ab, und spukt noch der verwitterte Geist.

821. Wilhelm Müller an seine Frau:

26. August 1826.

Was soll ich Dir von Goethe sagen? Er war freundlich, aber, wie immer bei der ersten Zusammenkunft mit Fremden, etwas befangen, ja fast verlegen, so daß er mich mehr sprechen ließ als er selbst sprach. Alles das läßt sich besser mündlich wiedergeben.

822. Oberkonsistorialrat Johann Friedrich Schwabe:

Weimar, den 28. August 1826.

An einem Geburtstage Goethes befand sich Frau Melos mit ihrem fünfjährigen Töchterchen unter den zahlreichen Gratulanten. Sobald Goethe sie bemerkte, schritt er auf sie zu, reichte dem Kinde die Hand und sagte: „Nun, Marie! willst du mir auch gratulieren?" — „Ja, Exzellenz!" sagte Frau Melos; „und Marie hat auch ein Gedicht gelernt, das sie Ihnen später vorsagen will." — „Ei, das muß ich sogleich hören!" sprach er und führte die kleine Marie in ein von der vornehmen Gesellschaft freigebliebenes Nebenzimmer, setzte sich und nahm sie auf den Schoß. „Jetzt sag mir einmal her, was du gelernt hast." — Marie begann: „Usm Bergli bin i gesässe" — „Ha de Vögle," half Goethe ein. — „Ha de Vögle zugeschaut," fuhr Marie fort. „Hänt gesunge," — „Hänt gesprunge," half Goethe wieder ein, und so ging er mit dem Kinde das ganze liebe Liedchen bis zu Ende durch, führte die Kleine dann zur Mutter zurück und wendete sich seinen andern Besuchern zu. Am Nachmittage schickte er an Marie einen Teller Früchte und Konfekt von der Geburtstagstafel.

823. Aufzeichnung des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau:

Weimar, den 15. September 1826.

Diesen Abend stattete ich Goethe meinen Besuch ab. Er empfing mich in einer dämmernd erleuchteten Stube, deren clair obscur nicht

ohne einige künstlerische Koketterie arrangiert war. Auch nahm sich der schöne Greis mit seinem Jupiterantlitz gar stattlich aus. Das Alter hat ihn nur verändert, kaum geschwächt; er ist vielleicht weniger lebhaft als sonst, aber desto gleicher und milder, und seine Unterhaltung mehr von erhabener Ruhe als jenem blitzenden Feuer durchdrungen, das ihn ehemals bei aller Grandezza wohl zuweilen überraschte. Ich freute mich herzlich über seine gute Gesundheit und äußerte scherzend, wie froh es mich mache, unsern Geisterkönig immer gleich majestätisch und wohlauf zu finden. „Oh! Sie sind zu gnädig," sagte er mit seiner immer noch nicht verwischten süddeutschen Weise und lächelte norddeutsch, satirisch dazu, „mir einen solchen Namen zu geben." „Nein!" erwiderte ich, „wahrlich aus vollem Herzen: nicht nur König, sondern sogar Despot; denn Sie reißen ja ganz Europa gewaltsam mit sich fort." Er verbeugte sich höflich und befrug mich nun über einige Dinge, die meinen früheren Aufenthalt in Weimar betrafen, sagte mir dann auch viel Gütiges über Muskau und mein dortiges Streben, mild äußernd, wie verdienstlich er es überall finde, den Schönheitssinn zu erwecken, es sei auf welche Art es wolle, wie aus dem Schönen dann immer auch das Gute und alles Edle sich mannigfach von selbst entwickele, und gab mir zuletzt sogar auf meine Bitte, uns dort einmal zu besuchen, einige aufmunternde Hoffnung.

824. August von Goethe an Ernst von Schiller:

Weimar, den 17. September 1826.

Mein Vater ist seit gestern über das Bevorstehende so ergriffen, daß ich für seine Gesundheit fürchtete. Heut früh sechs Uhr ließ er mich kommen, um mir mit Thränen zu eröffnen, daß es ihm unmöglich sei, dem heutigen feierlichen Akte selbst beizuwohnen. Ich vertrete ihn daher.

825. J. K. L. von Schorn an Sulpiz Boisserée:

Jena, 25. September 1826.

Am interessantesten war mir der Besuch in Weimar, den ich vergangenen Freitag und Samstag machte. Der Kanzler Müller nahm mich sehr freundlich auf und führte mich überall herum. . . . Goethe war über den Tod des hiesigen Bibliothekars Güldenapfel sehr betrübt;

daher hielt es der Kanzler für beſſer, erſt am Samſtag zu ihm zu gehen. Ich zähle die halbe Stunde, die ich bei ihm war, zu den ſchönſten meines Lebens, und werde nie vergeſſen, wie er uns mitten in der Stube empfing, wie grandios er ausſah. Er ſcheint ſehr wohl zu ſeyn, bis auf ein kleines Pflaſter, das er noch am Halſe trägt. Ich ſagte ihm gleich Empfehlungen von Dir, er erkundigte ſich nach Deiner Geſundheit, und äußerte ſich über die ſchöne Aufſtellung Eurer Bilder in dem gegenwärtigen Verhältniß. . . . Als wir dann von den Carſtens'ſchen Handzeichnungen redeten und ich die Herausgabe von Umriſſen danach wünſchte, beſonders für Benutzung der Künſtler, meinte er: „Nun, ſie haben ja dort Moſen und die Propheten, da brauchen ſie dergleichen nicht!" Dadurch geriethen wir auf die Münchner Zuſtände und Sammlungen, er zeigte mir durch dieſe Veranlaſſung ſeine hübſchen Bronzen; auch die Nachbildung von Leybolds Zeichnung mußte ich ſehen und ſein Büſtenkabinet, aus welchem er von mir Abſchied nahm, weil Andere ſchon auf Audienz warteten. Er hatte etwas ſehr Mildes und Freundliches, und das Majeſtätiſche ſeines Geſichts und ſeiner Augen imponirte dadurch um ſo mehr, daß es zugleich Zutrauen und Wohlwollen einflößte.

826. Aus Franz Grillparzers Selbſtbiographie:

Weimar, 24. September — 3. Oktober 1826.

Endlich kam ich nach Weimar und kehrte in dem damals in ganz Deutſchland bekannten Gaſthofe zum „Elefanten", gleichſam dem Vorzimmer zu Weimars lebender Walhalla, ein. Von da ſandte ich den Kellner mit meiner Karte zu Goethe und ließ anfragen, ob ich ihm aufwarten dürfe. Der Kellner brachte die Antwort zurück: Der Herr Geheimerat habe Gäſte bei ſich und könne mich daher jetzt nicht ſehen. Er erwarte mich für den Abend zum Tee. . . .

Gegen Abend ging ich zu Goethe. Ich fand im Salon eine ziemlich große Geſellſchaft, die des noch nicht ſichtbar gewordenen Herrn Geheimerats wartete. Da ſich darunter — und das waren eben die Gäſte, die Goethe mittags bei ſich hatte — ein Hofrat Jakob oder Jacobs mit ſeiner ebenſo jungen als ſchönen und ebenſo ſchönen als gebildeten Tochter befand, derſelben, die ſich ſpäter unter dem Namen Talvj einen literariſchen Ruf gemacht hat, ſo verlor ſich bald meine Bangigkeit, und ich vergaß im Geſpräche mit dem

liebenswürdigen Mädchen beinahe, daß ich bei Goethe war. Endlich öffnete sich eine Seitentüre, und er selbst trat ein. Schwarz gekleidet, den Ordensstern auf der Brust, gerader, beinahe steifer Haltung, trat er unter uns, wie ein Audienz gebender Monarch. Er sprach mit diesem und jenem ein paar Worte und kam endlich auch zu mir, der ich an der entgegengesetzten Seite des Zimmers stand. Er fragte mich, ob bei uns die italienische Literatur sehr betrieben werde? Ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, die italienische Sprache sei allerdings sehr verbreitet, da alle Angestellten sie vorschriftsmäßig erlernen müßten. Die italienische Literatur dagegen werde völlig vernachlässigt, und man wende sich aus Modeton vielmehr der englischen zu, welche bei aller Vortrefflichkeit doch eine Beimischung von Derbheit habe, die für den gegenwärtigen Zustand der deutschen Kultur, vornehmlich der poetischen, mir nichts weniger als förderlich scheine. Ob ihm diese meine Äußerung gefallen habe oder nicht, kann ich nicht wissen, glaube aber fast letzteres, da gerade damals die Zeit seines Briefwechsels mit Lord Byron war. Er entfernte sich von mir, sprach mit andern, kam wieder zu mir zurück, redete, ich weiß nicht mehr von was, entfernte sich endlich, und wir waren entlassen.

Ich gestehe, daß ich mit einer höchst unangenehmen Empfindung in mein Gasthaus zurückkehrte. Nicht als wäre meine Eitelkeit beleidigt gewesen, Goethe hatte mich im Gegenteile freundlicher und aufmerksamer behandelt, als ich voraussetzte. Aber das Ideal meiner Jugend, den Dichter des Faust, Clavigo und Egmont, als steifen Minister zu sehen, der seinen Gästen den Tee gesegnete, ließ mich aus all meinen Himmeln herabfallen. Wenn er mir Grobheiten gesagt und mich zur Türe hinausgeworfen hätte, wäre es mir fast lieber gewesen. Ich bereute fast, nach Weimar gegangen zu sein.

Dennoch beschloß ich, den nächstfolgenden Tag zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten Weimars zu verwenden, und bestellte im Gasthaus die Pferde für übermorgen. . . .

Während wir den Besuch einzelner Merkwürdigkeiten Weimars verabredeten und Kanzler Müller, der meine Herabstimmung bemerkt haben mochte, mir versicherte, die Steifheit Goethes sei nichts als eigene Verlegenheit, so oft er mit einem Fremden das erste Mal zusammentreffe, trat der Kellner ein und brachte eine Karte mit der Einladung zum Mittagmahl bei Goethe für den nächstfolgenden Tag. Ich mußte daher meinen Aufenthalt verlängern und bestellte die bereits für morgen besprochenen Pferde ab. . . .

Endlich kam der verhängnisvolle Tag mit seiner Mittagsstunde, und ich ging zu Goethe. Die außer mir geladenen Gäste waren schon versammelt, und zwar ausschließlich Herren, da die liebenswürdige Talvj schon am Morgen nach jenem Teeabende mit ihrem Vater abgereist und Goethes Schwiegertochter, die mir mit ihrer früh geschiedenen Tochter später so wert geworden ist, damals von Weimar abwesend war. Als ich im Zimmer vorschritt, kam mir Goethe entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich steif und kalt gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tisch ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstande beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein, und ich brach in Tränen aus. Goethe gab sich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskieren. Ich saß bei Tisch an seiner Seite, und er war so heiter und gesprächig, als man ihn, nach späterer Versicherung der Gäste, seit langem nicht gesehen hatte. Das von ihm belebte Gespräch ward allgemein. Goethe wandte sich aber auch oft einzeln zu mir. Was er aber sprach, außer einem guten Spaß über Müllners Mitternachtsblatt, weiß ich nicht mehr. Ich habe leider über diese Reise nichts aufgeschrieben. . . . Von den Tischereignissen ist mir nur noch als charakteristisch erinnerlich, daß ich im Eifer des Gespräches nach löblicher Gewohnheit in dem neben mir liegenden Brot krümelte und dadurch unschöne Brosamen erzeugte. Da tippte denn Goethe mit dem Finger auf jedes einzelne und legte sie auf ein regelmäßiges Häufchen zusammen. Spät erst bemerkte ich es und unterließ dann meine Handarbeit.

Beim Abschiede forderte mich Goethe auf, des nächsten Vormittags zu kommen, um mich zeichnen zu lassen. Er hatte nämlich die Gewohnheit, alle jene von seinen Besuchern, die ihn interessierten, von einem eigens dazu bestellten Zeichner in schwarzer Kreide porträtieren zu lassen. Diese Bildnisse wurden in einen Rahmen, der zu diesem Zwecke im Besuchzimmer hing, eingefügt und allwöchentlich der Reihe nach gewechselt. Mir wurde auch diese Ehre zuteil.

Als ich mich des andern Vormittags einstellte, war der Maler noch nicht gekommen. Man wies mich daher zu Goethe, der in seinem Hausgärtchen auf und nieder ging. Nun wurde mir die Ursache seiner steifen Körperhaltung gegenüber von Fremden klar. Das Alter

war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wie er so im Gärtchen hinschritt, bemerkte man wohl ein gedrücktes Vorneigen des Oberleibs mit Kopf und Nacken. Das wollte er nun vor Fremden verbergen, und daher jenes gezwungene Emporrichten, das eine unangenehme Wirkung machte. Sein Anblick in dieser natürlichen Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkäppchen auf den weißen Haaren, hatte etwas unendlich Rührendes. Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater. Wir sprachen im Auf- und Niedergehen. Er erwähnte meiner Sappho, die er zu billigen schien, worin er freilich gewissermaßen sich selbst lobte, denn ich hatte so ziemlich mit seinem Kalbe gepflügt. Als ich meine vereinzelte Stellung in Wien beklagte, sagte er, was wir seitdem gedruckt von ihm gelesen haben: daß der Mensch nur in Gesellschaft Gleicher oder Ähnlicher wirken könne. Wenn er und Schiller das geworden wären, als was die Welt sie anerkennt, verdankten sie es großenteils dieser fördernden und sich ergänzenden Wechselwirkung. Inzwischen kam der Maler. Wir gingen ins Haus, und ich wurde gezeichnet. Goethe war in sein Zimmer gegangen, von wo er von Zeit zu Zeit herauskam und sich von den Fortschritten des Bildes überzeugte, mit dem er nach der Vollendung zufrieden war. Nach Verabschiedung des Malers ließ Goethe durch seinen Sohn mehrere Schaustücke von seinen Schätzen herbeibringen. . . .

Endlich wurde ich aufs liebevollste entlassen.

Im Laufe des Tages forderte mich Kanzler Müller auf, gegen Abend Goethe zu besuchen. Ich würde ihn allein treffen und mein Besuch ihm durchaus nicht unangenehm sein. Erst später fiel mir auf, daß Müller des nicht ohne Goethes Vorwissen gesagt haben konnte.

Nun begab sich meine zweite weimarische Dummheit. Ich fürchtete mich, mit Goethe einen ganzen Abend allein zu sein, und ging, nach manchem Wanken und Schwanken, nicht hin . . . und das hat Goethen verstimmt. Mit Recht mochte es ihm auffallen, daß ich die dargebotene Gelegenheit, mich über meine Arbeiten und mich selbst aufzuklären, so gleichgültig versäumte. Oder er kam der Wahrheit näher und meinte, daß die Ahnfrau oder die Vorliebe für ähnliche, ihm widerliche Ausbrüche bei mir noch nicht erloschen sei. Oder er durchsah meine ganze Stimmung und urteilte, daß Unmännlichkeit des Charakters auch ein bedeutendes Talent zugrunde richten müsse. Er war von da an viel kälter gegen mich. . . .

Als ich am vierten Tage meines Aufenthalts von Goethe Abschied nahm, war er freundlich, aber abgekühlt. Er wunderte sich, daß ich schon so früh Weimar verlasse, und fügte hinzu, daß, wenn ich später von mir Nachricht geben wolle, es sie sämtlich erfreuen werde. Also „sie" in vielfacher Zahl, nicht ihn. Er ist mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, insofern ich mich nämlich denn doch, trotz allem Abstande, für den Besten halte, der nach ihm und Schiller gekommen ist. Daß das alles meine Liebe und Ehrfurcht für ihn nicht vermindert hat, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Am Tage meiner Abreise gab mir das sämtliche Weimar einen Abschiedsschmaus im Schützenhause, zu dem Goethe auch seinen Sohn hinausgeschickt hatte.

827. Grillparzer an Katharina Fröhlich:

5. Oktober 1826.

Der alte Goethe war von einer Liebenswürdigkeit, wie seine Umgebungen seit Jahren sich nicht erinnern ihn gesehen zu haben. Ich speiste bei ihm und mußte eine zweite Einladung leider darum ablehnen, weil ich bereits versagt war. Er hat einen Maler bei sich, der ihm die Menschen, die ihn vorzüglich interessiren, zeichnen muß, mir wiederfuhr eine gleiche Ehre. Leider habe ich ihn zum Danke für all die Güte tüchtig ennuyirt, denn mich befiel jedesmal eine solche Rührung, wenn ich ihn sah, daß ich beinahe meiner nicht Herr war und alle Mühe hatte, nicht in Thränen auszubrechen. Einmal geschah es auch trotz alles Widerstrebens, als mich der alte Mann an der Hand faßte, ins Eßzimmer führte und mit einem herzlichen Drucke an seine Seite hinsetzte. Die Wirkung, die er auf mich hervorbrachte, war halb wie ein Vater halb wie ein König.

828. Aufzeichnung der Baronin Jenny von Gustedt geb. von Pappenheim:

Im November 1826 kam ich nach Weimar zurück; schüchtern, mit hochklopfendem Herzen erschien ich vor Goethe, der meine Mutter und mich im Aldobrandinizimmer mit großer Freundlichkeit empfing. Ich sehe ihn noch vor mir, nicht allzu groß und doch größer erscheinend, als andere, mit jener Jupiterstirn, die ich am vollendetsten in der von Bettina gezeichneten Statue wiederfinde, die unser Museum schmückt,

während seine Augen durch Stieler am besten wiedergegeben sind. Auch mich sehe ich noch im rosa Kleid und grünen Spenzer, unter einem großen, runden Hut heiß errötend bei seinem kräftigen Händedruck. Ich brachte keinen Ton über die Lippen, obgleich er mich, wie er es gern bei jungen Mädchen tat, mit „Frauenzimmerchen" und „mein schönes Kind" ermunigte; erst als er lächelnd sagte: „Die Augen werden viel Unheil anrichten", ermannte ich mich zu der verwunderten Frage: „Warum denn gerade Unheil?"

Dann verging ein Jahr, wo ich Goethe nur bei seinen Abendgesellschaften und zu seiner Geburtstagsfeier sah; er hat mir jungem Ding aber immer so imponiert, daß ich vor ihm eigentlich nie ich selbst war, sondern eine Seele, die mit auf der Brust gekreuzten Armen zu ihm emporsah. Ich hielt den Atem an, wenn ich ihn sprechen hörte, und glaubte vergehen zu müssen vor Scham, als er meine Mutter einmal frug: „Was treibt denn eigentlich die schöne Kleine?" Meine Nichtigkeit drückte mich von da an so sehr, daß ich manche Stunde der Nacht wachend zubrachte, alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte, um mich herum.

829. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Weimar, den 23. Dezember 1826.

Stell dir nur vor! Als ich heute zwischen 9 und 10 Uhr eine halbe Meile vor Weimar war, hält mein Wagen plötzlich still. Ich mache die Fenster auf, und siehe da, es war Goethe, der mir entgegengefahren war. Es hat mich unendlich gerührt, zugleich ihn so heiter und wohl und so gut und freundschaftlich zu sehen. Ich fuhr dann in seinem Wagen mit ihm hierher. Da heute der ganze Hof auf der Jagd war, habe ich bei Goethen gegessen und bin auch den Abend bei ihm. Er grüßt dich aufs herzlichste.

Weimar, den 25. Dezember 1826.

Mein Leben macht sich hier recht gut, ja viel besser, als ich vermutet hatte. Ich sagte dir schon, daß Goethe mir so ungemein freundlich entgegengekommen war. Er ist auch in allem übrigen ebenso, und die Steifheit, die ihn immer nach langem Wiedersehen doch anwandelt, das Bemühen, einem Leute zu bitten und Sachen zu zeigen,

war nach dem ersten Tage vergangen. Gestern und heute war ich allein mit ihm in seiner Hinterstube, die er auch sonst bewohnt, und wenn jemand kam, ging er vor, ihn anzunehmen, und gab mir etwas bei sich zu lesen. Er spricht sogar viel mehr und viel zusammenhängender als sonst, und wie er vorgestern äußerte, daß er doch für ein so langes Leben wenig getan und hervorgebracht, ward dies Anstoß zu einem langen und sehr interessanten Gespräch über seine Art zu sein und zu arbeiten. . . .

Ich will am Neujahrstag nach Rudolstadt gehen, allein vielleicht werde ich ein paar Tage länger hier gehalten. Goethe hat mich schon sehr gebeten. Er sagt: „Man kommt so jung nicht wieder zusammen", was für unser beiderseitiges Alter ein eigener Ausdruck ist.

830. Caroline von Humboldt an ihren Gatten Wilhelm:

Berlin, den 29. Dezember 1826.

Goethens Freude, Dich einige Tage viel um sich zu haben, kann ich wohl begreifen, und sie hat mir etwas Rührendes. Genieße, teures Herz, der schönen Gegenwart dieses seltenen Mannes. Außer dem Zauber einer solchen Individualität ist er ja noch gleichsam der Repräsentant einer ganzen Zeitperiode. Wenn er einmal fehlen wird, wird es eine entsetzliche Leere geben. Gott erhalte ihn noch lange und in Kraft. Hohes Alter mit rüstiger Manneskraft ist etwas ungemein Großes.

831. Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Caroline:

Weimar, den 29. Dezember 1826.

Goethe spricht von seinem eigenen Tode mit einer großen Ruhe und Gelassenheit, mit mehr selbst, als ich erwartet hätte. Ich glaube aber, daß glücklicherweise der Zeitpunkt noch weit entfernt ist. Er hat eigentlich weder Krankheit noch Krankheitsstoff, wie es scheint. Ein großer Beweis dafür ist, daß er, der sonst so regelmäßig ein Bad besuchte, jetzt ohne allen Schaden nun schon zwei- oder gar dreimal die Kur unterlassen hat. Er ist kräftig, heiter und sehr produktiv, auch an allem mehr oder weniger Anteil nehmend. Er hatte ein Geschwulst der Ohrdrüse (parotis), die aufging und mehrere Monate lang in Eiterung geblieben ist. Man glaubt, daß ihm dies heilsam geworden ist, und merkwürdig ist es, daß, da man

alles tat, um ein Zuheilen absichtlich zu verhindern, das Geschwür sich von selbst geschlossen und die Eiterung nach und nach aufgehört, und daß er auch davon keinen Nachteil gespürt hat. Alle seine Sinne sind noch von gewohnter Schärfe. Zu seiner Erhaltung trägt wohl ein junger verständiger Arzt bei, von dem ich Dir schon geschrieben zu haben glaube. Er heißt Vogel, ist zuletzt in Liegnitz gewesen und von da hierher berufen worden. Ruft muß ihn kennen, er soll ihn sehr geliebt haben. Er wirkt weniger durch Arzneien bei Goethe und vorzüglich auch beim Großherzog, als dadurch, daß er sich bei beiden Vertrauen und ärztliche Autorität verschafft hat und nun beide eine bessere Diät führen läßt, sowohl im Essen und Trinken als in täglicher aber mäßiger Bewegung. Der Großherzog hatte sich besonders an vieles Medizinieren gewöhnt.

Goethe ist indes doch ziemlich stark. Im Lauf des Vormittags trinkt er ein großes Wasserglas Wein und ißt Brot dazu, und am Weihnachtsfeiertag sah ich ihn des Morgens eine solche Portion Napfkuchen zu dem Wein verzehren, daß es mich wirklich wunderte.

Schulpforta, den 5. Januar 1827.

Bei Goethe blieb ich eine Stunde. Ich hatte ihm beim Weggehen gesagt, daß ich den 4. oder 5. kommen würde und nichts wünschte als Kaffee, Butter und Semmel. Er hatte sich das gleich aufgeschrieben, und ich war kaum im Hause, so waren auch Kaffee, Butter und Semmel da. Du wirst über das Aufschreiben sehr lachen. Es hat aber nie ein großer Dichter eine solche Pedanterie mit Aufschreiben aller Kleinigkeiten getrieben. Auch hat er, als ich das einemal bei ihm aß, den Puterbraten, so wie uns Bettina einmal erzählte, vorgeschnitten, daß er aufstand und an einen andern Tisch deshalb ging. Er war aber sehr freundschaftlich und hat mit mir ausgemacht, uns alle drei Monate zu schreiben.

832. Julius Schwabe:

Ich hatte eines Tages Gelegenheit, mit dem Staatsrat Vogel, der Goethes Leibarzt in dessen letzten Lebensjahren war und von ihm hochgeschätzt wurde, über Goethes Herzenseigenschaften zu sprechen. Er erzählte mir, daß Goethe, kurz nachdem Vogel sein Arzt geworden, eines Tages zu ihm gesagt habe: „Sie kommen als Arzt wohl oft

in die Wohnungen des kleinen Mannes. Sollten Sie irgendwo gewahr werden, daß man einer durch Krankheit in unverschuldete Not geratenen Familie durch etwas mehr als ein gewöhnliches Almosen aufhelfen könnte, so teilen Sie es mir mit. Ich bin in solchen Fällen gern zu helfen bereit, soweit ich es vermag." Kurz darauf war Vogel wieder bei Goethe und sagte zu ihm: „Exzellenz, ich komme soeben von einem Kranken, für den ich den von Ihnen so gütig angebotenen Beistand in Anspruch nehmen möchte. Es ist der Tischler N., ein fleißiger, braver Mann, der seine zahlreiche Familie bisher redlich durchgebracht hat. Jetzt ist er nach längerer Krankheit der Genesung nahe, sieht aber mit schwerer Sorge in die Zukunft, da er durch seine Krankheit in bittere Not geraten ist." Schweigend ging Goethe an seinen Schreibtisch, nahm eine Fünfzehntalerrolle heraus und legte sie in Vogels Hand. „Hier ist, was ich geben kann," sprach er, „ich tue es aber mit der Bitte, daß weder der Tischler noch irgend jemand erfahre, wer der Geber ist. Ihre Vermittlung werde ich Ihnen auch in Zukunft danken, aber stets in der Voraussetzung, daß die Sache unter uns bleibt." Noch oft trat diese Vermittlung ein, und nie tat Vogel eine Fehlbitte, und die Gabe betrug nie weniger, meist aber mehr, als fünf Taler.

833. Ferdinand Hiller:

Zu Anfang des folgenden Jahres, 1827, sollte ich meinen Meister auf einer Reise nach Wien begleiten. Kurze Zeit vorher war mir ein Stammbuch geschenkt worden, und mein höchster Wunsch war nun eine Zeile von Goethe's Hand. Ohne irgend Jemanden ins Vertrauen zu ziehen, begab ich mich eines Morgens in Goethe's Haus und — der Kammerdiener führte mich ohne weiteres in den Empfangssaal. Es war mir in meiner Bänglichkeit ein Aufathmen, hier ein paar Minuten allein sein zu dürfen, — das Stammbuch legte ich auf das Fenstersims, um nicht im ersten Augenblick schon als Bittender mich vorzustellen. Goethe trat ein, in einen weißen langen wollenen Rock gekleidet, — nie war er mir imponirender erschienen, als in dieser seltsamen, fast phantastischen Kleidung. Nach den ersten freundlichen Begrüßungsworten sah er das Album am Fenster liegen. Mir alle Verlegenheit, die mein Gesuch mit sich brachte, ersparend, sagte er: „Sieh da, mein junger Freund, das ist

wohl Ihr Album! Und Sie wollen, ich soll hineinschreiben? Das soll herzlich gern geschehen." Er frug nun nach den Einzelheiten der bevorstehenden Reise und entließ mich auf das gütigste. Schon am folgenden Morgen war das Stammbuch wieder in meinen Händen. Ein schmales seidenes Band umschlang das Futteral, ein kleines Siegel verschloß es und das Ende des Bandes bezeichnete im Innern des Buches das Blatt, welches die kostbaren Schriftzüge enthält. Auf der vordern Seite steht:

Ein Talent, das Jedem frommt,
Hast Du in Besitz genommen,
Wer mit holden Tönen kommt,
Er ist überall willkommen.

Weimar, den 10. Februar 1827. J. W. von Goethe.

Dann folgen auf der hintern Seite die auf die bevorstehende Reise sich beziehenden Verse:

Welch ein glänzendes Geleite!
Ziehest an des Meisters Seite.
Du erfreust Dich seiner Ehre,
Er erfreut sich seiner Lehre.

834. Ein französischer Musiker:

Weimar, den 15. April 1827.

Wir reisten früh um 5 Uhr von Eisenach ab, frühstückten um halb 9 Uhr in der hübschen Stadt Gotha auf der Post und kamen um 2 Uhr nach Weimar. Hier hatten wir zwei angenehme Besuche zu machen. Man kann nicht durch Weimar, ohne dem berühmten Goethe, dem Nestor der deutschen Literatur, huldigende Bewunderung zu zollen und ohne den bewundernswürdigen Klavierspieler Hummel zu hören. Für ihn hatten wir auch einen Empfehlungsbrief; er war aber verreist, um die Ohren in Oesterreich zu entzücken. Wir konnten daher hoffen, ihn in Wien zu finden. Seine Abwesenheit tat uns umso leider, da wir sehr auf ihn rechneten, um uns bei dem Verfasser des „Werther" einzuführen, den man für sehr unzugänglich und mürrisch ausgibt.

Ich schickte einen Bedienten hin, um mich zu erkundigen, ob er uns empfangen wolle. Goethe bestimmte 5 Uhr. Die drei Stunden des Wartens wurden uns sehr lang.

Weimar ist eine hübsche Stadt, jedoch nach meiner Meinung nicht so hübsch wie Gotha. Es schien uns eine langweilige und widerwärtige Residenz, sei es nun weil gerade Ostern war und die religiösen Weimaraner in ihren Häusern blieben, oder weil die Stadt so wenig Einwohner hat, oder weil das traurigste Wetter unsere Stimmung noch düsterer machte. Die Einwohner vergleichen den Park des Großherzogs keck mit Windsor. Er ist allerdings mit Geschmack gezeichnet, und es mangelt ihm nicht an edlem Charakter. Aber alles Dies konnte uns nicht aufheitern. Man erzählte uns über diesen Park die sonderbarsten und kuriosesten Dinge: wir haben aber nur einen kleinen Teil von Dem verstanden, was uns unser schnell sprechender Führer sagte. Da meine Vermutungen und meine Kenntnis der deutschen Sprache zu gering ist, so könnte uns Dies zu unrichtigen Konjekturen führen, was wir verstanden zu haben glauben. Mit Sicherheit kann man sagen, daß Goethes Wohnung eines so merkwürdigen Mannes ganz würdig ist. Sie steht hinter dem großherzoglichen Park. Ein artiges Vestibül führt in ein weites Vorzimmer. Eine breite Treppe teilt sich nach einigen Stufen. Auf ihr gelangt man zuerst an die Wohnung von Goethes verheirateter Tochter und dann zu dem Verfasser des „Werther". Auf der Schwelle dieser Tür erblickt man ein schönes Mosaik, das den Besuchenden und Freunden das Wort Salve zuruft. Dann kommt man durch ein Kabinett, wo eine Menge Büsten und Antiken stehen. Es folgt ein ziemlich langer Korridor und endlich die Bibliothek neben dem Schlafzimmer des großen Mannes. In dieser Bibliothek arbeitet er wohl. Hier wurden wir von ihm mit deutscher Artigkeit empfangen. Diese hat wenig Schein und Worte, schien aber herzlich und gütig.

Goethe sprach nacheinander von mehren unserer bedeutendsten Literatoren . . .

Goethe scheint 60 Jahre alt (ist aber 78). Er scheint nicht übel Lust zu haben, einmal nach Frankreich zu kommen. Er liest mit besonderem Interesse den „Globe" und denkt sehr günstig davon. Durch ihn unterrichtet er sich von Allem, was Literarisches-Neues in Frankreich erscheint. . . .

Goethe spricht das Französische mit einiger Schwierigkeit, aber doch richtig. Er setzt die Worte scharf ab, und dadurch bemerkt man,

daß ihm die Sprache Mühe macht. Dieſe Art zu ſprechen hat indeſſen auch ihren Reiz und gibt dem, was er ſagt, mehr Nachdruck. Goethe iſt von mittlerer Größe, doch eher groß als klein zu nennen. In ſeinem Geſicht liegt viel edler, ernſter Ausdruck. Er hat eine ſtark gezeichnete Naſe; ſein Mund iſt faſt zahnlos; übrigens aber ſcheint er kräftig und robuſt.

835. Jean Jacques Ampère an ſeinen Vater André Marie Ampère:

Weimar, 22 avril 1827.

Cher père, je suis à Weimar; j'ai vu Goethe, qui m'a reçu à bras ouverts. Tu sais qu'il s'était donné la peine de traduire mes deux premiers articles sur lui. Ayant perdu le manuscrit du second, il l'a retraduit encore une fois pour le prochain numéro de son journal.

J'ai eu le plaisir de me lire en feuille à mon arrivée à Weimar. J'ai trouvé le grand homme très-bon, très-simple, très-bien portant et très-aimable; il m'a beaucoup parlé de mon père et m'a dit qu'on n'avait ici son appareil.

836. Jean Jacques Ampère an Madame Récamier:

Weimar, 22 avril 1827.

Mais il faut vous dire un mot de Goethe, que j'ai déjà vu. C'est le plus simple et le plus aimable des hommes. Je m'attendais à quelque raideur, à des habitudes d'idole, qui seraient excusables: pas l'ombre de cela; il m'a parlé français quoique je lui aie offert de parler allemand; j'espère qu'il laissera là cette politesse et que je l'entendrai dans sa langue. Il m'a entretenu des découvertes de mon père, qu'il connait très-bien; de M. Cousin, qu'il admire fort, et du Globe, qu'il goûte beaucoup, de la traduction d'Albert. Je me trouvais ainsi en pays de connaissance. Je n'ai pas découvert chez lui une nuance d'affectation ou de prétention. Il a la physionomie triste et une expression sereine. À peine arrivé j'ai eu le temps de faire la conquête d'un homme qui me sera très-précieux, parce qu'il est une manière de confident, de secrétaire de Goethe. Goethe a désiré que je logeasse là où loge ce monsieur; ainsi, je me trouverai naturellement dans l'intimité du grand homme. Tout prend la tournure d'un séjour de deux ou trois semaines.

Weimar, 9 mai 1827.

Goethe est un homme prodigieux; il est charmant pour moi. Il s'intéresse à tout, a des idées sur tout, de l'admiration pour tout ce qui en peut admettre; et avec sa robe de chambre bien blanche qui lui donne l'air d'un gros mouton blanc, entre son fils, sa belle-fille et ses deux petits-enfants, qui jouent avec lui, parlant de Schiller, de leurs travaux communs, de ce que celui-ci voulait faire, de ce qu'il aurait fait, de ses propres ouvrages, de ses intentions, de ses souvenirs, il est le plus intéressant et le plus aimable des hommes. Il a une conscience naïve de sa gloire qui ne peut déplaire, parce qu'il est occupé des autres talents et véritablement sensible à tout ce qui se fait de bon en tous genres.

837. Franz Kugler an Droyſen:

Heidelberg, den 5. Mai 1827.

Der Meiſter erſcheint: Devrient als Lear, der König von Thule. Eine hohe, edle Geſtalt, nicht gebückt, im braunen Ueberrock, den Kragen ein wenig phantaſtiſch geſchnitten und niederhängend. Das Geſicht iſt edel, nicht ſo verfallen, als Du glaubteſt, die Farbe dunkel, braunrot, die Naſe groß, aber nicht lang, über der gewaltigen joviſchen Stirn heben ſich weiße Haare, um den Mund ſpielt ein eignes Lächeln . . . Er lädt Dich ein, neben ihm auf dem Sofa Platz zu nehmen, ſpricht mit Dir über dies und das, wie Du ſonſt ſchon bei Viſiten auf der Reiſe gewohnt biſt; nur bricht er überall ſchnell ab mit einem faſt ängſtlichen: „So ſo, na ſchön, und von hier gehen Sie u. ſ. w.“ Du zeigſt ihm die Skizze von Zelters Profil; er ſpricht darüber ein paar allgemeine Worte, freut ſich, Dich kennen gelernt zu haben, über welches ganz gewöhnliche Kompliment Du alle Kontenance verlierſt und Dich ſchnell empfiehlſt. Daß Dein Beſuch kurz, die Unterredung von gleichgültigen Gegenſtänden war, wird Dich nicht weiter befremden; Du wirſt aber die gewaltige, königliche Erſcheinung nicht ſo leicht aus Sinn und Gedanken zu bannen vermögen.

838. Aufzeichnungen Karl von Holteis:

Weimar, den 5. Mai 1827.

Während ich nun mit mir selbst kapitulierte, wie ich mich bei Goethe einführen und wie ich am besten vermeiden könnte, eine gar zu alberne Figur zu machen? erinnerte ich mich plötzlich, daß ich ihm schon früher einige meiner versifizierten Versuche zugesendet, und daß er mir durch unsern Wolff, sein ehemaliges theatralisches Schoßkind, einige majestätisch-huldreiche Floskeln über das kleine Versspiel „Die Farben" hatte zustellen lassen. Er hatte, von meinen Arbeiten mit jenem redend, den bezeichnenden Ausdruck gebraucht: dieser Mensch ist so eine Art von Improvisator auf dem Papiere; es scheint ihm sehr leicht zu werden, aber er sollte sich's nicht so leicht machen! — Vielleicht, dacht' ich, gibt das den Anknüpfungspunkt für ein Gespräch? — denn meine Angst, daß er nicht reden werde (man hatte mir in Weimar zugeflüstert, er gäbe bisweilen, wenn er übler Laune sei, dergleichen stumme Audienzen!), war fürchterlich. Und mit dieser Angst macht' ich mich fünf Minuten vor 11 Uhr in Gottesnamen auf den Weg, — eigentlich in mir selbst noch nicht ganz sicher, ob ich nicht schleunigst umkehren, mich krank melden lassen und mit Extrapost abreisen solle?

Es schlug 11 Uhr, als ich im Empfangszimmer stand, und ich blieb, nachdem der Diener mich hineingeschoben, einige Minuten mir selbst überlassen. . . .

„Nun, so ist es mir denn lieb, daß ich Sie auch einmal zu sehen bekomme!" — mit diesen Worten trat er ein und nahm, nachdem er mich zum Sitzen genötigt, neben mir Platz.

Verbindliche und möglichst schön gestellte Redensarten von meiner Seite schienen keinen Eindruck zu machen; wenigstens lockten sie keine Erwiderung hervor. Er führte den, in irgend einem Wohlgeruch gebadeten, Zipfel seines weißen Tuches von Zeit zu Zeit an die Nase und ließ mich sprechen. Drei- oder viermal erneute ich den Angriff; immer prallt' ich wie von einer steinernen Mauer wieder ab. Je geistreicher ich zu sein mir Mühe gab, desto abgeschmackter mag ich ihm wohl geschienen haben; denn es dämmerte in mir selbst so etwas vom Bewußtsein eigener Gebrechlichkeit auf. Ein guter Geist gab mir die Erinnerung ein, daß ich in Paris den Duvalschen „Tasso" spielen sehen; den macht' ich zu meinem Zauberstabe, — und, siehe da, der Fels gab Wasser. „Aus Paris kommen Sie? Und was

machen unsre Freunde, die Globisten?" — (Mitarbeiter an dem Journal „Le Globe".) Auf diese Frage wußt' ich freilich verzweifelt wenig zu antworten, aber da sie andere Fragen erzeugte, in deren Beantwortung ich besser bestand, so kam doch bald einiges Leben in die einsame Stunde. Ich fühlte wieder Grund und Boden unter meinen Füßen. Je mehr ich mich gehen ließ, meinem natürlichen Wesen getreu, ohne weitere Ansprüche auf zarten Ausdruck, desto lebendiger wurde der alte Herr. . . . So wurde denn aus den zehn Minuten, die ich mir als längste Audienzfrist geträumt hatte, eine rasch genug durchplauderte Stunde. Als es zwölf Uhr schlug, erhob er sich und sprach: „Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, so muß der Prophet zum Berge kommen" — (oder sprach er umgekehrt? ich weiß es wahrlich nicht!) — „Da ich nicht mehr zu Hofe gehe, so erweisen die höchsten Herrschaften mir die Gnade; — also will es sich ziemen, dieselben zu empfangen!" Dabei gab er mir ein Entlassungszeichen, welches ich, da ich nun erst in Zug gekommen war und gern noch weiter geplaudert hätte, wahrscheinlich mit sehr unzufriedener oder betrübter Miene aufnahm. Als ich schon an der Ausgangstür stand, rief er, als ob er bemerkt hätte, wie schwer mir das Scheiden wurde, mich noch einmal zurück und sagte: „Wollen Sie mit uns speisen, so werden Sie um 2 Uhr willkommen sein!". . .

Goethes Schwiegertochter, Ottilie, war unpäßlich; statt ihrer erschien deren Schwester Fräulein Ulrike von Pogwisch bei Tafel. Außer August von Goethe waren noch ein paar Herren zugegen — meines Bedünkens der Kanzler von Müller und Prof. Riemer. Der Alte sprach viel und trank nicht wenig. Die Unterhaltung war lebhaft, ungezwungen und ohne Prätension. Das Dessert stand noch nicht auf dem Tische, als ich mich schon vollkommen eingebürgert sah. Ich redete, was mir in den Sinn kam, ohne Bedenken, ob es in Goethes Kram tauge oder nicht. Dies Verfahren beobachtete ich bei späterem Aufenthalte, wo ich häufig auch in größerer Gesellschaft dort speisete, unerschütterlich und kam damit am besten fort. Denn ob ich mir gleich bisweilen — (wie man sich auszudrücken pflegt:) — das Maul verbrannte, entging ich doch dem Vorwurf der Ziererei, den so viele in ähnlicher Lage auf sich geladen haben.

839. Moritz Oppenheim an S. D. Oppenheim:

Weimar, den 6. Mai 1827.

Beim Vater Goethe war ich Samstag zum ersten Mal. Wenn man auch den Dichter durch den Staatsmann vermißt, so fand ich ihn doch nicht hochtrabend, wie man ihn beschreibt. Vielmehr er erschien mir als ein recht gutmüthig-ehrwürdiger Greis. Heute ließ er mich zum zweiten Male zu sich bitten, wobei ich ihm auch meine zwei Bilder vorstellte, denen er wirklich eine sehr lange Aufmerksamkeit schenkte, mir nur Schmeichelhaftes darüber sagte und sich dann ausbat, sie ein bischen bei ihm stehen zu lassen, — weil, wie er sich ausdrückte — Sachen, über die man lange gedacht und gearbeitet hat, auch lange Zeit betrachtet werden müssen.

840. Jean Jacques Ampère an Madame Récamier:

Berlin, 23 Mai 1827.

J'ai enfin quitté Weimar; Goethe m'a donné sa médaille, m'a embrassé et je suis parti tout attendri. La dernière heure que nous avons passée ensemble avait vraiment quelque chose de solennel et de touchant. Nous étions assis sur le même banc, dans le jardin d'une petite maison rustique d'où l'on a la vue du parc, et où il a écrit Iphigénie il y a quarante ans. Tous les arbres ont été plantés par lui; c'est sous ces arbres que nous étions assis et que nous regardions le parc, éclairé par la lumière du soir; c'etait l'heure que vous aimez. Il était serein, gai même, me parlant, avec beaucoup de finesse et cette légère ironie qui lui va si bien, des mœurs de mes Chinois, à propos du roman de M. Abel Rémusat; racontant d'autres romans chinois qu'il a lus il y a un demi-siècle, et dont les incidents lui sont présents.

Je pensais que ce bon et aimable vieillard était le plus grand poëte vivant, qu'il est bien vieux, que c'était peut-être un adieu: qui sait si je reviendrai à Weimar, et, si j'y reviens, qui sait si je l'y retrouverai?

841. Eduard Horstig an seine Eltern in Mildenburg:

Weimar am 14ten Juny 1827.

Müller war bedacht es so einzurichten, daß wir Schlag 5 Uhr vor Göthes Wohnung hielten. Der Bediente sagte mir, er habe

Auftrag mich gleich hinaufzuführen. . . . Ich wurde durch einige Gemächer in einen Salon geführt; überall ſtanden ausgewählte Kunſtwerke. Aus dem Nebenzimmer trat mir nun ein großer noch ganz aufrecht gehender Mann mit ſtiller Freundlichkeit entgegen, nahm mich an der Hand und führte mich aufs Sopha. Erſt als ich ihn hier mit forſchend gierigen Blicken anſah, bemerkte ich die Spuren des Alters Runzeln und etwas Verwiſchtes in den großen Zügen des Dichtergreiſes. Dieſe Züge finden ſich zwar in der Jubelmedaille ziemlich treu wieder, die ich als Müllers Geſchenk mitbringe, — doch das eigentliche Leben fehlt. Die beſte Bronze Arbeit behält immer eine Glätte, die in der Wirklichkeit nicht exiſtirt. Göthes Auge ſah zuerſt etwas erloſchen aus, doch belebte es ſich während des Geſprächs ſehr angenehm unter den ſtarken hochgeſchwungenen Augenbrauen. Es gibt eine Art ſtark markirter Naſen, die ich bisher nur bey Menſchen von großer Energie und Charakterfeſtigkeit fand, gewöhnlich zeigte ſich dabey ein beſonderer Sinn für Ordnung und eine Leichtigkeit, die Lebensſchwierigkeiten wie Kinderſpiel zu überwältigen. Dieſe Naſe hat Göthe in vorzüglicher Ausbildung. Sehr merkwürdig war es mir daher zu hören, daß er in ſeinem Arbeitszimmer in ſeiner Umgebung, wo Schätze aller Art angehäuft ſind, auf die größte Ordnung hält. Göthe erinnerte ſich gleich an die Zuſammenkunft in Pyrmont mit euch lieben Eltern, und meine Erinnerung an die Experimente bey der Pyrmonter Hundsgrotte iſt ſo lebhaft, daß ich mich noch ganz deutlich auf die Hauptzüge von Göthes Phyſiognomie beſinnen konnte. Mit vieler Theilnahme fragte er mich, wie ich nach Oeſterreich gekommen ſey und hörte mit beſonderm Intereſſe meine Streifereien nach Iſtrien, von den Spuren römiſcher Legislazion auf den Inſeln des Quarnero, und von der ganz verſchiedenartigen Vegetation des Karſtgebirges, des Seeufers, der ſteier. Granit- und Kalkgebirge. Nach ungefähr einer halben Stunde, worin Göthe immer lebhafter geworden war, ſtand ich auf und er entließ mich mit den herzlichſten Grüßen an euch geliebten Eltern.

842. Guſtav Parthey:

25.—30. Auguſt 1827.

Es war mir ganz wunderlich zu Mute, als ich um 10 Uhr mich zu Goethe aufmachte. . . . Nach einem beträchtlichen Umwege gelangte

ich endlich an das Haus und stieg die flachen Treppen, die ich aus Zelters Beschreibung schon kannte, nicht ohne Herzklopfen hinan. Oben fand ich einen Diener, der mich in einen geräumigen Saal führte und Zelters Brief nebst meiner Karte nach Goethes Zimmer trug.

Nicht lange war ich allein, da öffnete sich die Tür, und er trat mit freundlich ernster Miene herein. . . .

Überall trafen seine Fragen den Punkt, worauf es ankam, und eine große ruhige Weltanschauung leuchtete aus den einzelnen Bemerkungen. Wohl hatte ich mir aus Zelters Gesprächen einen gewaltigen Goethe konstruiert, aber die Wirklichkeit übertraf alles Gedachte und Eingebildete. Der sonore Baß seiner Stimme hatte noch mit 78 Jahren eine ungemeine Weichheit und war der feinsten Modulationen fähig.

Bei aller innerlichen Freude über mein Glück ließ ich mich nicht von unnötiger Redseligkeit hinreißen, . . . auch wußte ich wohl, daß es für das größte Laster gilt, einen Besuch, und besonders einen ersten Besuch, über die Gebühr zu verlängern. Daher wartete ich bei jedem schicklichen Abschnitte auf ein Zeichen zum Aufbruche und auf den vornehmen Entlassungsbückling. Aber es kam ganz anders und über alle meine Erwartung.

Das Gespräch über Malta ging seinen ununterbrochenen Gang; manchmal kam es mir wie ein Examen vor. . . . Endlich erhob sich Goethe, und ich schickte mich zum Abschiede an. „Wir haben," sagte er mit der größten Freundlichkeit, „noch so viel über Ihre orientalische Reise zu sprechen, daß ich Sie bitte, solange Sie bei uns verweilen, alle Tage bei mir zu Mittag zu essen. Wenn Sie heute um 2 Uhr sich einfinden wollen, so wird mir dies sehr angenehm sein."

So viel Güte kam mir in der Tat unerwartet. . . .

Aller Seligkeiten voll eilte ich nach dem Alexanderhof, machte noch einige Besuche in der Stadt und war zur bestimmten Zeit wieder bei Goethe. . . . Anfangs drehte sich das Gespräch um Tagesneuigkeiten und Alltagsgeschichten, die der Kammerjunker [August von Goethe] mit großer Emphase vortrug. Der alte Herr hielt sich still, und wenn er zuweilen einen Brocken mit hineinwarf, so zeigte sich immer der richtigste gesunde Menschenverstand und die praktische Lebensweisheit einer ruhigen Überlegung. . . .

Nun war das Reisegespräch wieder in Gang gebracht und wurde von ihm im Flusse erhalten. . . . Ich kam mir ordentlich wichtig vor,

daß ich so, an Goethes Seite sitzend, ihn durch meine Mitteilungen unterhalten konnte, während ich doch nur in der bescheidenen Absicht nach Weimar gekommen war, ihn wo möglich einmal zu sprechen und mich im Abglanze seines Geistes zu sonnen. . . .

Um 10 Uhr [am 28.] gingen wir zu Goethe, um unsere Gratulation abzustatten, und fanden eine recht zahlreiche Gesellschaft. . . . Der alte Herr bewegte sich wie ein Heros in grandioser Ruhe auf und ab, es bedurfte des großen Ordenssternes nicht, um ihn als Minister erscheinen zu lassen. . . .

Um 12 Uhr entließ unser olympischer Wirt seine fürstlichen, adligen und bürgerlichen Gäste mit jener angebornen Grandezza, deren nur ein wahrhaft großer Geist fähig ist. . . .

Nach Tische [am 29.] wurde noch etwas im Salon herumgestanden; ich kam mit dem Regierungsrat Töpfer in ein interessantes Gespräch über Goethes segensreiche Wirksamkeit bei der Verwaltung des Landes, die noch jetzt fortdaure, nachdem er sich längst von allen Geschäften zurückgezogen; wie er bei allen von oben zu ergreifenden Maßregeln immer nur die Besserung und Schonung der unteren Klassen im Auge gehabt, wie er in vorkommenden dringenden Fällen immer bereit gewesen sei, selbst mit Hand anzulegen, und wie dann vor seinem genialen Überblicke, seinem echt praktischen Verstande, endlich vor seiner siegenden Persönlichkeit und Beredsamkeit alle Schwierigkeiten sich ebneten. . . .

Der Mittag bei Goethe [am 30.] wurde ganz en famille zugebracht. . . . Der ehrwürdige Patriarch war in der heitersten Laune und strahlte wie ein Sonne Behagen aus. Seinen Jupiterkopf suchte ich mir recht einzuprägen. Ich besitze seine beiden Büsten von Trippel und von Rauch, aber so viel Verdienst man auch einer jeden zuerkennen muß, so bleiben doch beide weit hinter der Wirklichkeit zurück. Die Formen sind wohl richtig und geistvoll aufgefaßt, aber den reichen, lebendigen, übermächtigen Geist selbst vermögen sie nicht wiederzugeben. An die gewölbte, mäßig gefurchte Stirn, die durch das zurückgekämmte Haar in ihrer ganzen Höhe erschien, schloß sich eine gebogene, durch das Alter etwas schwer gewordene Nase im richtigsten Verhältnisse an. Die großen braunen Augen, von einem hellen Altersringe eingefaßt, konnten unbeschreiblich sanfte Blicke und dann wieder Feuerfunken werfen. Der ganz zahnlose Mund war das einzige, an dem die 78 Jahre ihr Recht geltend machten; er war beim Sprechen und noch mehr beim Lachen unschön; man konnte sich recht

in den Sinn des Dichters versetzen, wenn er in den zahmen Xenien, den Kindern des höheren Alters, sagt:

Ich neide nichts, ich laß es gehn
Und kann mich immer manchem gleich erhalten;
Zahnreihen aber, junge, neidlos anzusehn,
Das ist die größte Prüfung mein, des Alten.

Seine stolze, edle Haltung war von der Last der Jahre ungebeugt, der Rücken kerzengerade wie bei einem jungen Manne. Beim Auf- und Abgehen pflegte er die Hände auf den Rücken zu legen, gerade so wie ihn Rauch in der kleinen Statuette dargestellt.

843. Aufzeichnung der Baronin Jenny von Gustedt geb. von Pappenheim:

Der 28. August 1827 versammelte zum letzten Mal eine Schaar Gratulanten in Goethes Zimmern. Später unterblieb auf seinen Wunsch der große, angreifende Empfang. Damals überbrachte König Ludwig von Bayern dem Dichter seinen Orden. Es war ein bewegter Augenblick, doch die Menge der Fürsten auf weltlichem und geistigem Gebiet beachtete ich wenig neben dem wunderbaren Glanz der Goethe-Augen.

844. Aufzeichnung Friedrich Wageners:

Weimar, den 28. August 1827.

Goethe erinnerte sich gern seiner in früherer Zeit errichteten Bekanntschaften und freundschaftlichen Verhältnisse, und wußte es jedem herzlichen Dank, der seinem Gedächtnis darin zu Hilfe kam. Einen solchen Fall nun hatte ich einst Gelegenheit, auf angenehme Weise herbeizuführen. Der geachtete, und in Rücksicht auf seine Bemühungen um die dramatische Kunst hochverdiente Hofrat D. Schütte in Bremen teilte mir einst in einem freundschaftlichen Schreiben nach Weimar mancherlei literarische Beziehungen mit, in denen er vor vielen Jahren zu Goethe gestanden, und wohin namentlich seine demselben eingesandten Beiträge zu Gerbers Tonkünstler-Lexikon, welches Goethe damals in besondere Affektion genommen hatte, gehörten. Seit jener Zeit aber war er Goethen aus dem Gesicht gekommen und der bescheidene Mann

hatte den vielfach in Anspruch genommenen Dichter, der unterdessen auch die höchste Staatswürde erklommen, nicht geradezu an das sonst zwischen ihnen bestandene Verhältnis erinnern wollen. Als ich am 30. August 1827, infolge einer erhaltenen Einladung zu Goethe, Gelegenheit hatte, mich demselben zu nähern, benutzte ich einen Moment, in welchem er sich ausschließlich mit mir unterhielt, das Andenken des wackeren Hofrat Schütte bei ihm aufzufrischen. Er stutzte, sprach wiederholt und vor sich hin den ebengenannten Namen aus, und sagte endlich: „Ich begreife nicht, wie ich den Ehrenmann, dessen ich mich nun gar wohl erinnere, so ganz vergessen konnte. Das muß gut gemacht werden, und zwar bald. Schreiben Sie ihm, daß er unverzüglich von mir hören solle." — Am 7. September erhielt ich darauf von Goethe ein Schreiben, dem eine Sendung an Hofrat D. Schütte beigefügt war.

845. Aufzeichnung des Professors Dr. Eduard Gans:

Weimar, den 28.—29. August 1827.

Mir kam nach dieser höchst liebenswürdigen und freundlichen Aufnahme Goethe ganz anders wie früher vor. War dieser gesprächige und sich mitteilende Mann derselbige, welcher mich vor anderthalb Jahren so steif und kalt empfangen hatte? Hatte ihn die Feier seines Geburtstages umgestimmt und verwandelt? oder war es früher nur die Unbekanntschaft mit mir, welche jene Wirkung hervorbrachte? Die verschiedenen Urteile, welche über Goethes Aufnahme gefällt wurden, schienen aus den Zeiten erklärt, in welchen man ihn gesehen hatte, aus den Stimmungen, denen sich niemand eigentlich entwinden kann, und die ein Mann, der so beständig Anstürmungen von seiten der Fremden ausgesetzt war, am wenigsten beherrschen konnte. . . .

Mir war der folgende Tag indessen interessanter wie der verlaufene, weil ich des Mittags bei Goethe essen sollte und nunmehr doch auch Gelegenheit hatte, in das häusliche Leben des großen Dichters und in die Art und Weise zu schauen, wie er andere aufnehme und behandle.

Ich fand fast alle Gäste schon versammelt: es waren meist diejenigen, die an dem vorigen Tage als Dichter und Anordner des Festes aufgetreten waren. Goethe war im großen Kostüme, mit allen seinen Orden angetan, und von Frauen nur seine Schwiegertochter

und ihre Schwester, Fräulein von Pogwisch, gegenwärtig. Als man zu Tisch gehen wollte, nahm Goethe Herrn Dr. Parthey aus Berlin und mich bei der Hand, führte uns zur Tafel, setzte sich zwischen uns und meinte, daß er sich mit Absicht den Platz zwischen den Berlinern vorbehalten habe, die so gütig gewesen wären, gestern an seinem Feste zu erscheinen. In der Nähe eines solchen monumentalen Riesenwerkes, wie mein Nachbar war, bedurfte es erst einiger Zeit, um mich von Erstaunen, Befangenheit und anderen erstarrenden Momenten und Einflüssen zu erholen, nach und nach taute ich auf: endlich fühlte ich mich warm und heimisch und glaubte nun nicht allein Bescheid auf die an mich getanen Fragen geben zu müssen, sondern wohl auch bisweilen, freilich verschämt und nicht recht sicher, mit etwas mir Angehörigem hervorzutreten. Das Gespräch wandte sich an diesem Tage auf Personen, namentlich auf solche, die Goethe nahe befreundet waren. . . . Mir war das Ganze fast noch erhebender als irgend eine politische Begebenheit, der ich ins Auge geschaut hätte; alles, was in unserem Vaterlande groß und erhaben erschien, war so gleichsam in dieser Spitze zusammengezogen; das öffentliche und private Interesse wurde durch ein großes Kunstwerk repräsentiert, und wer sich ihm hatte nähern dürfen, bekam schon dadurch eine gewisse Sanktion, die man in das Buch seiner Erinnerung verzeichnen mußte.

846. Schauspieler Max Johann Seidel an Ludwig Tieck:

Weimar, den 31ten Aug. 1827.

Gegen 11 Uhr mittags fuhren Se. Maj. der König und unser Serenissimus, der Großherzog, bei Goethen vor.

Goethe war den Tag besonders gut gelaunt, er war froh und heiter, und wie verjüngt erschien er der Gesellschaft, die sehr zahlreich war, denn er nahm alle Besuche an, sprach mit jedem und freute sich der vielen Teilnahme, die wir an ihm nahmen; da traten der Großherzog und der König ein, schon angemeldet, die Anwesenden traten zurück. Der König ging auf ihn zu, bezeugte durch huldvolle Worte seine Freude, ihm diese Überraschung vorbehalten zu haben, und zog aus seiner Rocktasche ein rotes Kästchen hervor, worin der Zivil-Verdienstorden der königl. bayrischen Krone, Großkreuz und Stern sich befanden, welches er Goethen mit den Worten überreichte: Hier (auf Goethes Brust deutend), wird sich wohl noch ein Plätzchen

finden, wo Sie dieses anheften können. Alles bezeugte seine Teilnahme und Freude, Goethe war sehr überrascht, unterhielt sich dann über eine Stunde noch mit den fürstlichen Personen, die sich teilweise auch zu den Anwesenden gewendet hatten. Der König war über alles entzückt, was er sah und hörte, und nach 12 Uhr beurlaubten sich die fürstlichen Personen.

847. Kanzler Friedrich von Müller:

Mittwoch, den 5. September 1827.

Diesen Morgen war Goethe durch Schukoffskys und v. Reuterns Besuch so freundlich bewegt, daß ich ihn fast nie liebenswürdiger, milder und mitteilender gesehen. Was er diesen Freunden nur irgend Angenehmes, Inniges, Förderndes an Urteil, Wink, Beifall, Liebe zuwenden konnte, holte er hervor oder sprach es aus. Reuterns Zeichnungen hatten wir schon vorher durchgesehen. Er bewunderte besonders die Schärfe seiner Auffassung und Umrisse. . . . Er schien sich wie in einer neuen, lang ersehnten, frischen Lebensatmosphäre zu befinden, während er mit Reutern von Kunst- und Naturdarstellung sprach. Froh, daß ich die werten Freunde zu längerem Hierbleiben beredet, äußerte er: „Meine Zeit ist so eingerichtet, daß für Freunde immer genug da ist."

848. Wessilij Andrejewitsch Schukoffsky:

Weimar, den 7. September 1827.

Dem guten großen Manne.

Du Schöpfer großer Offenbarungen! Treu werde ich in meiner Seele bewahren den Zauber dieser Augenblicke, die so glücklich in Deiner Nähe dahinschwanden.

Nicht vom Untergang spricht Deine herrlich flammende Abendsonne! Du bist ein Jüngling auf der Gotteserde, und Dein Geist schaffet noch, wie er schaffte.

Ich trage im Herzen die Hoffnung, Dir noch einmal hier zu begegnen! Noch lange wird Dein Genius sein der Erde bekanntes Gewand nicht ablegen.

In dem entfernten Norden verschönerte Deine Muse mir die Erde! Und mein Genius Goethe gab Leben meinem Leben!

Oh, warum vergönnte mir nicht mein Schicksal, Dir in meinem Frühling zu begegnen. Dann hätte meine Seele ihre Flamme auf der Deinigen entzündet!

Dann hätte eine ganz andere wunderherrliche Welt sich um mich gestaltet; und dann vielleicht auch von mir wäre eine Kunde zu der Nachwelt gelangt: er war ein Dichter.

849. Erinnerungen des Malers und Architekten Wilhelm Zahn:

Es war am 7. September 1827 und ich noch ein junger unbekannter Mann, als ich auf der Reise nach Berlin durch Weimar kam. Mein ganzes Denken drehte sich um Goethe, und ich beschloß, dem Gefeierten meine Aufwartung zu machen. Aber es war nicht ganz leicht, zu ihm zu gelangen. Tag für Tag von Besuchen bestürmt, hielt er sich etwas abgeschlossen. Der Maler und Dichter August Kopisch, der Entdecker der blauen Grotte zu Capri, erzählte mir, wie er dem Dichterfürsten einen langen Brief geschrieben und darin um eine Audienz gebeten, aber keine Antwort erhalten habe. Ein anderer meiner Bekannten — mir fällt der Name nicht gleich bei — hatte sich bis ins Haus gewagt und war dann schüchtern auf den Hof geschlichen, um nach einem dienstbaren Geiste zu spähen. Aber er traf nur zwei Knaben, die Enkel des Dichters, die wild umherrannten und einen großen Lärm trieben. Da öffnete sich plötzlich ein Fenster, und der Ersehnte lehnte heraus. Mit blitzenden Augen und einer Löwenstimme rief er herunter: „Wollt ihr Lümmel endlich Ruhe halten!" Schrie's und warf klirrend das Fenster zu. Die Knaben wurden still, und mein Freund rannte erschreckt davon. — Diese unglücklichen Geschichtchen konnten mich nicht abschrecken, und ich machte mich getrost auf den Weg, obwohl ich weder einen Namen noch die geringste Empfehlung aufzuweisen hatte. . . . Auf dem Flure trat mir ein Diener entgegen, dem ich meinen Namen nannte: „Zahn, Maler und Architekt." — „Maler und Architekt!" wiederholte mechanisch der Diener, indem er mich zweifelhaft musterte. „Sagen Sie Sr. Exzellenz: Aus Italien kommend." — „Aus Italien kommend!" wiederholte jener und entfernte sich, worauf er alsbald zurückkehrte und mich bat, ihm zu folgen. Entweder hatte das Zauberwort gezündet oder mein Genius mir den rechten Augenblick gewiesen.

Wir stiegen eine schöne breite Treppe hinan. . . . Mein Führer

öffnete, ließ mich eintreten, und ich befand mich in einem stattlichen Empfangzimmer. . . .

Nach wenigen Augenblicken trat Goethe ein. — Es ist eine tausendmal gebrauchte Phrase, daß der Dichter an Erscheinung und Wesen dem griechischen Götterkönig geglichen, aber niemand konnte leugnen, daß der Mann, der jetzt vor mir stand, seinesgleichen suchte. Das Alter ließ die hohe, kräftige, Ehrfurcht gebietende Gestalt nur noch herrlicher erscheinen. Unter der gewaltigen Stirn blitzten zwei große braune Augen, und das bronzefarbige Antlitz trug den Stempel der Hoheit und Genialität. Er hieß mich ihm gegenüber Platz nehmen und fragte mit seiner ausdrucksvollen, volltönenden Stimme, die jedoch zuweilen den Frankfurter Dialekt anklingen ließ: „Waren also in Italien?" — „Drei Jahre, Exzellenz." — „Haben vielleicht auch die unterirdischen Stätten bei Neapel besucht?" — „Das war der eigentliche Zweck meiner Reise. Ich hatte mich in einem antiken Hause zu Pompeji behaglich eingerichtet, und während zweier Sommer geschahen alle Ausgrabungen unter meinen Augen." — „Freut mich! Höre das gern!" sagte Goethe, der eine gedrungene Redeweise liebte und gern die Pronomina wegließ. Er rückte mit seinem Stuhle mir näher und fuhr dann lebhaft fort: „Habe den Akademien zu Wien und Berlin mehrere Male geraten, junge Künstler zum Studium der antiken Malereien nach jenen unterirdischen Herrlichkeiten zu schicken. Um so schöner, wenn Sie das auf eigene Hand getan. Ja, ja, das Antike muß jedem Künstler das Vorbild bleiben. — Doch vergessen wir das Beste nicht: Haben wohl einige Zeichnungen in Ihrem Reisekoffer?" — „Ich habe die schönsten der antiken Wandgemälde meist gleich nach der Entdeckung durchgezeichnet und farbig nachzubilden gesucht. Wünschen Exzellenz vielleicht einige davon zu sehen?" — „O gewiß, gewiß!" fiel Goethe ein. „Mit freudigem Danke! — Kommen Sie nur zum Essen wieder. Speise gegen 2 Uhr. Werden noch einige Kunstfreunde finden. Sehne mich ordentlich nach Ihren Bildern. Auf Wiedersehen, mein junger Freund!" Und er bot mir seine Hand, während er die meinige freundlich drückte.

Als ich mich zur bestimmten Stunde wieder einstellte, durchschritt ich eine Reihe von Zimmern, die alle mit demselben Kunstgeschmack ausgestattet waren, und trat in den Speisesalon, wo ich Goethe und seine anderen Gäste schon anwesend fand. Da war der Oberbaudirektor Coudray, der Kanzler von Müller und der Leibarzt Vogel. . . . Ferner sah ich den Professor Riemer, Eckermann und Hofrat Meyer. . . .

Ich saß zwischen Goethe und Fräulein Ulrike von Pogwisch, einem Liebling des Dichters, denn er richtete häufig das Wort an sie und nahm ihre Gegenreden mit offenbarem Wohlgefallen auf. Uns gegenüber saß Frau Ottilie, die Schwiegertochter Goethes und die Schwester von Ulrike. Ich fand die Speisen äußerst wohlschmeckend und den Wein mindestens ebensogut. Vor jedem Gaste stand eine Flasche Rot- oder Weißwein. Ich wollte mir einen klaren Kopf für den Nachtisch erhalten, weshalb ich Wasser unter meinen Wein goß. Goethe bemerkte es und äußerte tadelnd: „Wo haben Sie denn diese üble Sitte gelernt?!" Die Unterhaltung war eine allgemeine, lebendige und nie stockende. Goethe leitete sie meisterhaft, ohne aber jemanden zu beschränken. Um ihn saßen seine lebenden Lexika, die er bei Gelegenheit anrief, denn er mochte sich nicht selber mit dem Ballast der bloßen Stubengelehrsamkeit beschweren. Riemer vertrat die Philologie, Meyer die Kunstgeschichte, und Eckermann entrollte sich als ein endloser Zitatenknäuel für jedes beliebige Fach. Dazwischen lauschte er mit eingezogenem Atem den Worten des Meisters, die er wie Orakelsprüche sofort auswendig zu lernen schien. Meyer dagegen, den man wegen seiner schweizerischen Mundart den „Kunschtmeyer" nannte, verweilte auf dem Antlitze seines alten Jugendfreundes mit rührenden Blicken, die ebensoviel Zärtlichkeit wie Bewunderung ausdrückten. Das Gespräch verweilte besonders bei Italien und seinen Kunstschätzen. Goethe wußte auch mir die schüchterne ungelenke Zunge zu lösen und veranlaßte mich, von meinen Studien im Vatikan zu erzählen. Alle erinnerten sich mit Entzücken an Rom und priesen mit Begeisterung seine Herrlichkeit. Nur Fräulein Ulrike glaubte ihrer protestantischen Entrüstung gegen den Papst und seine Regierung Luft machen zu müssen. Der alte Goethe schmunzelte überlegen und reichte der Eiferin einen Zahnstocher hinüber. „Räche dich, meine Tochter, mit diesem hier!" sprach er launig; wobei ich nicht weiß, ob er bei Überreichung dieser seltsamen Waffe eine Anspielung auf meinen Namen im Sinne hatte. Goethe hatte eine ganze Flasche geleert und schenkte sich noch aus der zweiten ein Glas ein, während man uns schon den Kaffee reichte.

Dann erhoben wir uns. Es wurden Tische zusammengeschoben und darüber weiße Tücher gebreitet, worauf ich meine Zeichnungen entrollte und erklärte. Namentlich gefielen: Leda mit dem Nest, daraus Kastor, Pollux und Helena herausgucken; Achilles und Briseïs; die Vermählung der Pasithea mit dem Gotte des Schlafs; der

thronende Jupiter und der thronende Bacchus — lauter farbige Durchzeichnungen von Pompejanischen Wandgemälden, die man unter einer 30 Fuß tiefen Asche wieder an die Oberwelt gezogen hatte. Goethe betrachtete jedes Gemälde mit Liebe und Inbrunst und machte dazu die feinsinnigsten, schlagendsten Bemerkungen. Sie waren mir Beweis, wie tief dieser Genius in das Wesen der Kunst und in die Geheimnisse des hellenischen Geistes eingedrungen. Plötzlich erklangen hinter uns straffe Schritte, und als ich mich wandte, erblickte ich einen untersetzten Mann in Feldmütze und kurzem, grünsamtnem Jagdrock, mit goldenen Schnüren besetzt. Es war der Großherzog, wie ihn Schwerdgeburth in diesem Kostüm und in einem Wagen fahrend so trefflich abgebildet hat. Er war durch den Garten gekommen und durch die Hintertür eingetreten, von der er stets den Schlüssel hatte. Goethe begrüßte ihn mit den charakteristischen Worten: „Kommen recht zum Gastmahl, Königliche Hoheit!" Karl August hatte eine kurze Meerschaumpfeife in der Hand, aus der er, wo's irgend anging, beständig paffte, aber jetzt ließ er sie ausgehen, denn Goethe verabscheute den Tabak. . . .

Es war meine Absicht, am nächsten Tage abzureisen, aber Goethe drang in mich, mindestens noch vierzehn Tage zu verweilen und ihn täglich zu besuchen. Der Großherzog lud mich für den folgenden Tag zum Essen, doch Goethe erklärte statt meiner: „Nein, mittags gehört Zahn mir!" Und Karl August widersprach nicht. Die meisten der Anwesenden hatten sich schon empfohlen, bis auf Coudray, Eckermann und Frau Ottilie. Auch ich wollte gehen, aber Goethe hielt mich zurück und meinte: „Habe noch Appetit. Sollen uns noch ein paar Bilder zeigen." Er hatte sich inzwischen des Fracks entledigt und den bequemen Hausrock hervorgesucht. Dann setzte er sich in einen Armstuhl, die andern umstanden ihn, und die unterdes hereingekommenen Enkel Walter und Wolfgang schmiegten sich an den Großpapa, während ich die Zeichnungen wies. Goethes Bewunderung erregten vorzugsweise: „Das Opfer der Iphigenie" und „Hercules, von einem Genius geführt, findet seinen Sohn Telephos wieder, wie ihn eine Hirschkuh säugt." Er versank in stille Andacht und brach dann in die Worte aus: „Ja, die Alten sind auf jedem Gebiete der heiligen Kunst unerreichbar. — Sehen Sie, meine Herren, ich glaube auch etwas geleistet zu haben, aber gegen einen der großen attischen Dichter, wie Äschylos und Sophokles, bin ich doch gar nichts." . . .

Die schönsten Stunden, die ich mit Goethe verlebte, waren einige

Abende, an denen wir ganz allein waren. Dann führte er mich in das Allerheiligste, in sein überaus schlicht meubliertes Arbeitszimmer, das aber eine gewählte Handbibliothek enthielt. Eine größere war in einem besonderen Saale aufgestellt. Dann sah ich den großen Mann auch im Schlafrock. Wir aßen kalten Braten, tranken dazu eine Flasche nach der andern, und zuweilen wurde es Mitternacht und darüber, ehe Goethe mich entließ, obwohl er sonst zwischen 9 und 10 Uhr zu Bett zu gehen pflegte. Er war unerschöpflich in Fragen und wußte das Beste und Geheimste aus mir herauszulocken, so daß ich oft über mich selbst in Verwunderung geriet. In diesen kostbaren Stunden versenkte er sich in die goldenen Erinnerungen seines reichen Lebens und ließ mich ganz in sein großes, schönes Herz blicken. Dieses Herz war ebenso groß wie sein Geist. Es kannte nicht den Schatten von Neid, sondern es umfaßte die ganze Menschheit mit warmem Wohlwollen, und es hat Hunderten mit Rat und Tat ausgeholfen, aber immer in der Stille, im Verborgenen.

850. Aufzeichnung des Referendarius Gustav Adolf Krug:

Weimar, den 8. September 1827.

Da stand er vor mir, der herrliche Dichtergreis, . . . eine hohe, majestätische, Ehrfurcht gebietende Gestalt im langen braunen Überrock, dessen sammtene Oberklappen heraufgeschlagen waren, den Hals bis auf ein feines, weißes, mit Ordensbändern durchzogenes Halstuch unbekleidet, das ehrwürdige Haupt mit einer einfachen grünen Tuchmütze bedeckt. Ich hatte viele Abbildungen von ihm gesehen, aber mir doch keine richtige Vorstellung von ihm gemacht. Am treuesten stellt ihn, wie ich ihn sah, die mir damals noch nicht bekannte Statuette von Rauch dar, wo er mit auf dem Rücken übereinander geschlagenen Händen aufrecht steht.

Im Jahre 1749 geboren, war Goethe damals 78 Jahre alt. Ich hätte mich daher nicht wundern dürfen, einen alten Mann zu finden, eine gebeugte Gestalt, erschlaffte und gefurchte Gesichtszüge. Allein in fester, straffer Haltung, völlig gerade und aufrecht stand er da, über dem kräftigen und gedrungenen Körper, den breiten Schultern und der hochgewölbten Brust thronte das edle Haupt, ein wahrer Jupiterkopf, mit ausgeprägten Gesichtszügen, einer frischen, rosigen Gesichtsfarbe und einer Fülle schneeweißer Haare — dem einzigen

bemerkbaren Zeichen, aber auch dem schönsten Schmuck des Alters —, ein Bild der Gesundheit, körperlicher Kraft und geistiger Frische; Ernst und Vornehmheit der Erscheinung jedoch gemildert durch einen Ausdruck von Wohlwollen und Freundlichkeit in den großen, klaren und glänzenden Augen! Dies war also der Mann, der seit mehr als fünfzig Jahren seine Nation mit den edelsten Schöpfungen des Geistes, mit den erhabensten Werken der Kunst beschenkt, und dem, nach einer mündlichen Überlieferung vier Jahre zuvor bei einem im „Sächsischen Saale" zu Karlsbad ihm zu Ehren veranstalteten Festmahl ein Herr von Löwe folgenden Trinkspruch gebracht hatte:

Napoleon und Alexander haben
Ihn, dem es gilt, mit hohen Gaben
Und hohen Ehren hoch geehrt,
Doch hat sein Ruhm sich dadurch nicht vermehrt,
Er hatte schon, was sie ihm gaben,
Und jede deutsche Brust fühlt, wenn man ihm Kronen böte,
Er stiege höher nicht, er bliebe immer — Goethe.

Ein ähnliches Gefühl durchdrang auch mich, als ich mich voller Ehrfurcht dem teuern Dichtergreise näherte und er, die Mütze ziehend und meine Verbeugung mit einem leichten Kopfnicken erwidernd, mich freundlich aber schweigend begrüßte.

Ich hatte mich auf eine kleine Anrede vorbereitet, welche meiner Meinung nach die Mitte zwischen dem schlichten und hoch-trabenden Stile halten sollte, von der ich jedoch hoffte, daß sie mir ganz oder teilweise würde erspart werden, wenn er mich zuerst anredete oder mich in meiner Rede unterbräche. Beides war aber nicht der Fall. Nach kurzem Schweigen entschuldigte ich nun die Freiheit, die ich mir genommen mit dem Wunsche, ihm meine tiefe Verehrung und Bewunderung auszudrücken und für den hohen Genuß, den mir seine Schriften gewährt hätten, zu danken. Hierauf antwortete er weiter nichts als ein leises „Hm, hm", deutete mir aber mit einer leichten Handbewegung an, daß wir den Laubengang hinaufgehen wollten, und fragte mich nun, während ich an seiner Seite ging, mit sehr vernehmlicher Stimme aber im Tone freundlichen Wohlwollens, wo ich herkäme, und wie ich meine Reise eingerichtet hätte. Meine Reise von Berlin nach dem Harz und durch den Harz deutete ich nur in den allgemeinsten Umrissen ab, glaubte aber dann auf meine Wanderung durch den Thüringer Wald näher eingehen zu dürfen, wobei

Eisenach und die Wartburg, Gotha und Reinhardsbrunn, der Inselsberg und Altenstein, Elgersburg und Ilmenau, Paulinzelle, Schwarzburg und Rudolstadt nacheinander zur Sprache kamen. Er nahm meinen Bericht freundlich auf, und begleitete ihn mit beifälligem Kopfnicken und wiederholtem leisem „Hm, hm", sprach aber selbst nur sehr wenig, indem er bloß hin und wieder über einen berührten Ort eine kurze Bemerkung machte oder nach einem von mir eingeschlagenen Wege fragte, so daß ich — ganz gegen meinen Willen und mit geheimem Verdruß — fast ganz allein sprechen mußte, während ich doch vielmehr gewünscht hatte, ihn sprechen zu hören. Es war aber nichts zu ändern, da er auf nichts von mir Angeregtes das Wort selbst ergriff oder auch nur näher einging.

Nachdem dieser hiernach wenig ergibige Gegenstand der Unterhaltung erschöpft schien, und wir einigemale den Laubengang auf und ab gegangen waren, fragte er, ob wir uns nicht in der Laube niedersetzen wollten, und ging dann einige Stufen voran nach einem, unfern des Gartenhauses gelegenen, von hohen Bäumen laubenartig beschatteten und mit hölzernen Gartenbänken besetzten Platze. Hier ließ er sich in der Ecke einer Bank nieder und bat mich, in der unmittelbar daran stoßenden Ecke einer danebenstehenden Bank gleichfalls Platz zu nehmen. Bisher hatte ich, neben ihm hergehend, ihm nur wenig ins Gesicht und fast garnicht ins Auge sehen können; jetzt aber hatte ich zu meiner großen Freude seinen Kopf so nahe und unmittelbar vor mir, daß ich ihm immerfort ins Gesicht sehen konnte, ja mußte. Da er durch meine ihm zugesandte Karte meine Eigenschaft als Referendarius erfahren hatte, so erkundigte er sich nun nach den Geschäften, die mir vermöge meines Amtes oblagen, und fragte dann, nachdem ich das Nötige geantwortet, nach den Geschäften und der Organisation des Berliner Stadtgerichtes überhaupt, ferner nach den Functionen und Competenzverhältnissen des Berliner Magistrats, und endlich nach dem Verhältnisse des Kammergerichts zu diesen beiden Behörden. Allmählig wurde der alte Herr ganz gesprächig, indem er meine Antworten nun nicht mehr bloß mit dem ihm, wie mir schien, zur Gewohnheit gewordenen beifälligen Kopfnicken und den immer lauter werdenden Hms! begleitete, sondern mit großer Genauigkeit und Gründlichkeit auf alles eingehend mir verschiedene Einwürfe über die Behandlung dieses und jenes gerichtlichen oder Verwaltungsgeschäftes, sowie über die möglichen, zwischen den genannten Behörden entstehenden Konflikte und deren Lösung unter leiser Andeutung der

entsprechenden weimarischen Verhältnisse machte, ohne jedoch in den Ton eines Examinators zu verfallen. Dabei unterbrach er mich niemals, wie er es überhaupt im ganzen Laufe des Gesprächs nicht tat, half mir auch, wenn ich, wie einige Male geschah, in meiner Rede stockte, nicht nach, sondern ließ mich stets ganz ausreden. Diese Maxime des Ausredenlassens, die, so richtig sie ist, doch bei Unterhaltungen zwischen Höheren und Niederstehenden von den ersteren nur selten, und bei Unterhaltungen zwischen Gleichstehenden von beiden fast niemals befolgt wird, würde mich gleichwohl verlegen und ängstlich gemacht haben, wenn nicht die große Leutseligkeit und herablassende Güte, mit der mich Goethe behandelte, mir meine volle Unbefangenheit sehr bald wiedergegeben hätte.

Da wir nun in der ländlichen Stille des Ortes, im Schatten hoher, dichtbelaubter Bäume, welche die Mittagshitze eines ganz wolkenlosen Sommertages milderten, vom leisen Hauche der Luft und von gewürzigen Düften des Gartens sanft angeweht, bequem und beinahe gemütlich beieinander saßen, floß unser Gespräch ganz zwanglos in ziemlich lebhafter Rede und Gegenrede dahin. Freilich hätte ich mir mehr einen anderen, meinen Gefühlen der Dankbarkeit und Verehrung für den großen Mann näherliegenden Gegenstand der Unterhaltung gewünscht, denn ich hätte dasselbe Gespräch mit irgend einem andern Geheimen Rat der Welt, der nie in seinem Leben eine Zeile gedichtet hat, ganz ebenso gut halten können. Da ich aber doch nicht erwarten konnte, daß sich der große Dichter vielleicht bewogen fühlen würde, ein interessantes Erlebnis oder eine noch unbekannte Episode aus seinem Leben zu erzählen, oder Aufschluß über die Entstehung eines seiner Werke zu geben, mir über die Bedeutung und den Sinn eines solchen ein Licht aufzustecken, oder eine besonders schwierige Stelle zu erklären, so war ich schon froh, überhaupt in einen ordentlichen Fluß der Unterhaltung mit ihm gekommen zu sein. Mehr jedoch als seine Reden, die mich zwar seinen klaren Blick in die besprochenen Verhältnisse des amtlichen Lebens erkennen ließen, aber nichts enthielten, was sich meinem Gedächtnis besonders eingeprägt hätte, beschäftigte und bezauberte mich sein prächtiges Antlitz, das sich mir tief und unauslöschlich eingeprägt hat, und in dessen Anschauen ich so versunken war, daß ich mehr als einmal in Gefahr war, darüber den Faden der Unterhaltung zu verlieren. Besonders mächtig und durchdringend war der Blick aus seinen, noch von jugendlichem Feuer strahlenden braunen Augen, mit denen er mich, jedesmal wenn er

eine Frage an mich richtete, und meist auch so lange ich sprach, ansah, während er selbst beim Sprechen meist vor sich hinsah. Seine Stimme war vernehmlich und wohlklingend, seine Rede einfach und natürlich, aber überaus fließend und korrekt, auch war sie mehr schnell und lebhaft, als langsam und bedächtig zu nennen.

Bei den oben angedeuteten, beinahe amtlich zu nennenden Gegenständen der Unterhaltung verweilte er am längsten, und sie bildeten den Hauptteil unseres Gespräches. Dann kam er von den Sachen auf Personen und fragte zuerst nach dem ihm persönlich unbekannten Direktor des Berliner Stadtgerichtes. Dies war damals der treffliche, auch von mir hoch verehrte Geheime Justizrat Beliz, den ich ihm genau schildern mußte. Nun war Beliz ein stattlicher Herr in den Fünfzigern, von großer Energie und Arbeitskraft, lebhaften und feurigen Geistes, dabei sehr wohlbeleibt, jovialisch und den Freuden der Tafel nicht abhold. „Berliner Natur!" rief Goethe aus, nachdem ich meine Schilderung beendet. Er dachte vielleicht hierbei an seinen Berliner Freund Zelter, auf den die Schilderung auch gepaßt hätte, wiewohl dieser älter als Beliz war. Leider kannte ich damals das zwischen Goethe und Zelter bestehende Freundschaftsverhältnis noch nicht, sonst wäre es mir vielleicht gelungen, durch Erwähnung dieses bedeutenden Mannes, von dem ich viel hätte erzählen können, dem Gespräch eine interessantere Wendung zu geben. Hierauf kam Goethe auf die unter seinen Augen aufgewachsene Prinzessin Maria von Sachsen-Weimar zu sprechen, welche sich ungefähr ein Vierteljahr vorher mit unserem Prinzen Karl vermählt hatte. Insbesondere erkundigte er sich nach ihrem Landsitze in Glienicke bei Potsdam, den sie damals bewohnte, und den ich ihm genau beschreiben mußte, worauf er mit großer Wärme von der Liebenswürdigkeit der Prinzessin sprach. Unter den von ihm noch weiter erwähnten Personen ist mir nur der General von Müffling im Gedächtnis geblieben, von dem ich aber nichts zu sagen wußte. Als er dies merkte, brach er davon ab und fragte mich, nachdem wir eine Weile still nebeneinander gesessen hatten, nach meinem von Weimar aus zu unternehmenden weiteren Reisewege. Ich sagte ihm, daß ich zunächst nach Naumburg, wo mich einige Freunde erwarteten, gehen, und mir den Ort ansehen wolle, da ich, wenn er mir gefiele, die Absicht hätte, mich im nächsten Jahr nach bestandener Prüfung an das dortige Oberlandesgericht versetzen zu lassen. „In Naumburg", sagte er, „wird es Ihnen wohl gefallen, da ist es schön." Wir sprachen dann noch Einiges über

die Gerichtsverfassung in den vormals sächsischen Landesteilen und über den Unterschied von der früheren, wobei er fragte, ob ich glaubte, daß die jetzige den Vorzug verdiene, was ich natürlich mit großer Lebhaftigkeit bejahte und nach Kräften motivierte. Auch hier begleitete er meine Antwort mit freundlichem Kopfnicken und fragte mich dann noch, wie ich nach Naumburg zu reisen gedächte. Als ich das Nötige erwidert hatte, stand er auf und schloß die Unterhaltung, die wohl eine halbe Stunde gedauert haben mochte, mit den freundlichen Worten: „Dann werden Sie uns ja bald wieder näher kommen." Obwohl ich fühlte, daß ich nun gehen müsse, konnte ich mich doch nicht sogleich dazu entschließen und blieb noch ein Weilchen in seinen Anblick versunken vor ihm stehen, war aber nicht imstande, mehr hervorzubringen als meinen Dank für die große Freundlichkeit, mit der er mich aufgenommen. Hierauf sagte er, mich freundlich grüßend — und dies waren seine letzten Worte: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie in meinen Garten bemüht habe." Ich verneigte mich tief und ging — oder vielmehr ich ging nicht, sondern ich taumelte wie berauscht von dem Glück, das mir widerfahren war, nach meinem „Elephanten" zurück. Hier fiel ich meinem Reisegefährten, dem mein langes Ausbleiben schon ganz bedenklich geworden war, freudetrunken in die Arme und berichtete ihm mein Abenteuer so genau und treulich, wie es jetzt — nach so langer Zeit — hier geschehen ist.

851. Tagebucheintragung Karl Viktor Meyers:

Weimar, den 12. Oktober 1827.

Ich eilte die Treppe hinauf, eine Tür öffnete sich, und ich stand vor — Goethen. Ueberrascht durch den langersehnten Anblick des Sängerfürsten, hatte ich Noth, mich gehörig zu sammeln, um nicht meine Verlegenheit geradezu bemerkbar zu machen. Langsam kam er auf mich zu, gab mir seine Hand und eröffnete durch eine höchst liebevolle Bewillkommnung die Unterhaltung, die aber leider durch die schon herangenahte Tischzeit bald unterbrochen wurde.

Goethe war bereits ins 78. Jahr getreten, welches nur sein faltenreiches Antlitz und doch mit Mühe errathen ließ. Sein Haar hatte eine bläuliche Farbe, und seine Haltung war die eines 50jährigen Mannes, jedoch der sichere Schritt fehlte und die Sprache verriet schon den Mangel der Zähne. Doch immer noch ein schöner Mann zeigt er das Bild eines wahrhaft ehrwürdigen Greises.

852. Dichter und Übersetzer Karl Streckfuß an Goethe:

Berlin, am 13. Okt. 1827.

Ew. Exzellenz
haben mich durch den gütigen Empfang, den Sie mir zu Theil werden lassen, mit einer bedeutenden und schönen Erinnerung und einem mich mit neuer Wärme belebenden Gefühle bereichert. Beide werden mich durchs Leben begleiten, in welches Sie für mich nun als bestimmte Gestalt mit aller Klarheit Ihres Geistes und allem Wohlwollen Ihres Gemüths eingetreten sind. Ihre Worte klingen in mir nach, und erregen mich zu Freude und Nachdenken, und mein eigenes Wesen, nur erhoben, nicht gedemüthigt, durch Ihre Überlegenheit, gewinnt für mich einen höhern Werth, seit ich mich in persönlicher Beziehung zu Ihnen denken darf.

853. Karl Streckfuß an den Kanzler von Müller:

Berlin, am 13. März 1828.

Die Bekanntschaft des ehrwürdigen Göthe und die Teilnahme, die er mir geschenkt, hat mich wahrhaft erquickt und mich an Geist und Gemüt gestärkt und gefördert. Denn eine Stunde, mit ihm zugebracht, muß nach anderm Gesetz als ein anderer Zeitabschnitt gemessen werden.

854. Ferdinand Hiller an Eckermann:

Frankfurt, den 10. November 1827.

Ich denke nur immer mit wahrem Entzücken an meine Augenblicke bei Goethe, die, ich kann wohl sagen auf mein ganzes Leben einen entscheidenden Einfluß haben. Wie groß und liebreich sah ich den Mann vor mir stehen den ich schon liebte ohne ihn gesehen zu haben.

855. Erinnerungen des Dr. J. G. Stickel:

Weimar, den 18. November 1827.

Es war damals Brauch, daß die an der Universität sich Habilitierenden ihre Inaugural-Dissertation den Herren Ministern in Weimar

persönlich überreichten. So tat ich es auch mit der meinigen über die erhabene Theophanie, den hochfliegenden Hymnus in Habakuks drittem Capitel. Ein Brief von Knebel an Goethe begleitete mich. — Auf meine Anmeldung brachte der Bediente die Antwort, Se. Excellenz sei mit seiner mineralogischen Sammlung beschäftigt. Ich gab meinen Brief, den ich eigenhändig abzuliefern gedacht hatte, an den Diener ab und wurde nun zu Goethe hinauf beschieden.

Obwohl ich in Weimar das Gymnasium besucht und in Jena meine Studien gemacht hatte, hatte ich Goethe doch noch niemals mit Augen geschaut. Erwartungsvoll, schüchtern, tief bewegt stand ich, einige Zeit harrend, im Empfangszimmer. Schon diese Umgebung machte einen fremdartigen, weihevollen Eindruck.

Da öffnete sich die Tür, und der Dichterfürst trat in ruhiger Würde herein. Eine geborene Majestät, wenn auch nicht von so hoher Gestalt, wie sie sich von dem geistig Großen meine jugendliche Phantasie gebildet hatte.

Unwillkürlich verneigte ich mich so tief, wie sonst noch vor keinem Sterblichen. Eine innere Gewalt beugte mich nieder.

Nachdem Goethe mich auf dem Sofa neben sich hatte niedersetzen lassen, knüpfte er eine Unterhaltung an, aus der mir nur erinnerlich ist, daß ich meiner Besorgnis Ausdruck gab wegen der damaligen Zeitströmung und der Tendenzen in der theologischen Welt. . . . „Lassen Sie das gut sein!" hob Goethe an; „der Mensch, der einer guten Sache dient, wohnt in einer festen Burg."

Hiernach erzählte er von dem Religionsunterricht, den er in seiner Jugend erhalten habe in den starren dogmatischen Formeln, die keinem guten Kopf zusagen und befriedigen konnten. „Da habe ich," fügte er hinzu, „erst gar manche Schale brechen müssen, bis ich zum Kern durchgedrungen bin." — Als er mich dann entließ, lud er mich ein, künftig bei meiner Anwesenheit in Weimar „in seinem Hause einzusprechen".

Ich habe aus einer ehrfurchtsvollen, jugendlichen Scheu vor dem Geistesheros nur in längeren Zwischenräumen von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht, obwohl ich stets den Eindruck einer wohlwollenden Zuneigung von ihm mit hinwegnahm.

. . . Kein Gespräch, das ich mit ihm gehabt, hatte den Charakter einer nur conventionellen Unterhaltung; ein jedes bot etwas Bedeutendes, Markantes, das sich unvergeßlich einprägte.

856. Aufzeichnungen des engliſchen Arztes Auguſte Bozzi Granville:

Weimar, den 2. Januar 1828.

At halfpast ten precisely, Goethe made his appearance in one of his classically decorated withdrawing rooms, into which I had been but the moment before introduced. He advanced towards me with the countenance of one who seems not to go through the ceremony of a first meeting à contre cœur; and I felt thankful to him for that first impression on my mind. His person was erect, and denoted not the advance of age. His open and well-arched eyebrows, which give effect to the undimmed lustre of the most brilliant eye I have ever beheld, his fresh look and mild expression at once captivated my whole attention; and when he extended his friendly hand to welcome me to his dwelling, I stood absorbed in the contemplation of the first literary character of the age. The sound of his voice, which bespeaks peculiar affability, and the first questions he addressed to me respecting my journey, however, recalled me from my reverie. I found him in his conversation ready, rather than fluent, following rather than leading; unaffected, yet gentlemanly; earnest yet entertaining; and manifesting no desire to display how much he deserved the high reputation which not only Germany, but Europe in General, had simultaneously acknowledged to be his due. He conversed in French, and occasionally in English, particularly when desirous to make me understand the force of his observations on some recent translations of one or two of his works into that language.

857. Jugenderinnerung des Bildhauers Ernſt Rietſchel:

April 1828.

Auf der Rückreiſe berührte ich Weimar. Mein erſter Gang war zu Goethes Haus, und als ich ehrfurchtsvoll davor ſtand und mich der großen Perſönlichkeit ſo nahe fühlte, ſchon darüber hoch erfreut, trat der alte Herr zufällig an das Fenſter. So erſchrocken war ich über mein Glück, daß ich feſtgewurzelt noch daſtand und hinblickte, als ſich Goethe längſt entfernt hatte. Ich hatte ihn geſehen! das war mir genug. Ich eilte zum Bildhauer Kaufmann, dem ich meine Freude mitteilte. „Sie müſſen zu Goethe, er wird ſich freuen, von Nürnberg und Rauch zu hören, ich werde Sie melden", war ſeine Erwiderung. Ich erſchrak über ſeinen Vorſchlag und bat ihn, nicht

so töricht zu sein, dies zu tun; was sollte Goethe an einem jungen unbekannten und unbedeutenden Menschen für ein Interesse nehmen, um sich nur einen Augenblick stören zu lassen?

Aber am andern Morgen kam Kaufmann früh zu mir und kündigte mir an, daß ich um 8 Uhr bei Goethe sein sollte. Ich war sehr überrascht und wurde fast unwillig gegen Kaufmann, der mir indes Mut machte, mich bis ans Haus begleitete und unten mich erwarten wollte. Beklommen stieg ich die Treppe hinan. Das Zimmer, wo Goethe mich empfing, war nicht sein kleines Arbeitszimmer, wie ich später gesehen habe; er hatte, irre ich nicht, einen hellen, graugelblichen Tuchrock an, seine Erscheinung fand ich nicht anders, als sie von vielen geschildert ist. Er war mild und freundlich, fragte mich nach dem Verlaufe des Dürerfestes und nach Rauchs Tätigkeit; ich gab ehrerbietig meine Antworten und nahm den Augenblick wahr, wo ich glaubte, daß er mich entlassen wollte. Beglückt eilte ich die Treppe hinunter, dankte Kaufmann nun, daß er meinen Besuch eingeleitet, und kam vergnügt in Berlin an.

858. Joseph Stieler an Eckermann:

München, den 6. Mai 1838.

Diese vier Wochen in Goethes Nähe und alles was ich dort sah, werden mir unvergeßlich bleiben, sie bilden bey mir einen Lebensabschnitt: Du kannst Dir denken, mit welcher Begierde ich daher Deine Gespräche mit dem Vortrefflichen las. Ich erkannte ihn in jeder Zeile wieder, hörte dieselben Ausdrücke, dieselben Worte, welche ich von seinen Lippen vernahm, Du hast der Welt dadurch ein herrliches Geschenk gegeben und Dich mit ihm unsterblich gemacht.

859. Eckermann:

Sonntag, den 15. Juni 1828.

Wir hatten nicht lange am Tisch gesessen, als Herr Seidel mit den Tirolern sich melden ließ. Die Sänger wurden ins Gartenzimmer gestellt, so daß sie durch die offenen Türen gut zu sehen und ihr Gesang aus dieser Ferne gut zu hören war. Herr Seidel setzte sich zu uns an den Tisch. Die Lieder und das Gejodel der heitern Tiroler behagte uns jungen Leuten; Fräulein Ulrike und mir gefiel besonders der „Strauß" und „Du, du liegst mir im Herzen", wovon wir uns

den Text ausbaten. Goethe selbst erschien keineswegs so entzückt als wir andern. „Wie Kirschen und Beeren behagen," sagte er, „muß man Kinder und Sperlinge fragen." Zwischen den Liedern spielten die Tiroler allerlei nationale Tänze, auf einer Art von liegenden Zithern, von einer hellen Querflöte begleitet.

Der junge Goethe wird hinausgerufen und kommt bald wieder zurück. Er geht zu den Tirolern und entläßt sie. Er setzt sich wieder zu uns an den Tisch. Wir sprechen von „Oberon", und daß so viele Menschen von allen Ecken herbeigeströmt, um diese Oper zu sehen, so daß schon mittags keine Billetts mehr zu haben gewesen. Der junge Goethe hebt die Tafel auf. „Lieber Vater," sagte er, „wenn wir aufstehen wollten! Die Herren und Damen wünschen vielleicht, etwas früher ins Theater zu gehen." Goethen erscheint diese Eile wunderlich, da es noch kaum vier Uhr ist, doch fügt er sich und steht auf, und wir verbreiten uns in den Zimmern. Herr Seidel tritt zu mir und einigen anderen und sagt leise und mit betrübtem Gesicht: „Eure Freude auf das Theater ist vergeblich, es ist keine Vorstellung, der Großherzog ist tot! auf der Reise von Berlin hieher ist er gestorben." Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter uns. Goethe kommt herein, wir tun, als ob nichts passiert wäre, und sprechen von gleichgültigen Dingen. Goethe tritt mit mir ans Fenster und spricht über die Tiroler und das Theater. „Sie gehen heut in meine Loge," sagte er, „Sie haben Zeit bis sechs Uhr; lassen Sie die andern und bleiben Sie bei mir, wir schwätzen noch ein wenig." Der junge Goethe sucht die Gesellschaft fortzutreiben, um seinem Vater die Eröffnung zu machen, ehe der Kanzler, der ihm vorhin die Botschaft gebracht, zurückkommt. Goethe kann das wunderliche Eilen und Drängen seines Sohnes nicht begreifen und wird darüber verdrießlich. „Wollt ihr denn nicht erst euern Kaffee trinken," sagt er, „es ist ja kaum vier Uhr!" Indes gingen die übrigen, und auch ich nahm meinen Hut. „Nun, wollen Sie auch gehen?" sagte Goethe, indem er mich verwundert ansah. — „Ja," sagte der junge Goethe, „Eckermann hat auch vor dem Theater noch etwas zu tun." — „Ja," sagte ich, „ich habe noch etwas vor." — „So geht denn," sagte Goethe, indem er bedenklich den Kopf schüttelte, „aber ich begreife euch nicht."

Wir gingen mit Fräulein Ulrike in die oberen Zimmer; der junge Goethe aber blieb unten, um seinem Vater die unselige Eröffnung zu machen.

Ich sah Goethe darauf spät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn seufzen und laut vor sich hinreden. Er schien zu fühlen, daß in sein Dasein eine unersetzliche Lücke gerissen worden. Allen Trost lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wissen. „Ich hatte gedacht," sagte er, „ich wollte vor Ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will."

860. Aufzeichnung von Carl Friedrich Anton von Conta:

Weimar, den 15. Juni 1828.

Ich selbst überbrachte Goethe gemeinschaftlich mit dem Herrn Minister von Gersdorff die Nachricht von dem Tode des hochseligen Großherzogs, mit welchem er dreiundfünfzig Jahre in der engsten Freundschaft gelebt hatte. Es veränderte sich kein Zug in seinem Gesichte, und gleich gab er dem Gespräch eine heitere Wendung, indem er von dem vielen Herrlichen sprach, das der Hochselige gestiftet und gegründet hatte. Aber nichtsdestoweniger hat er diesen Verlust tief gefühlt und innig betrauert.

861. Aufzeichnung Bernhard Rudolf Abekens:

Als ich am fünften Juli Vormittags elf Uhr in Weimar ankam, erfuhr ich sogleich durch meinen Neffen. . ., daß Goethe am Ort sei und sich wohl befinde. Das erstere hatte ich nicht erwartet, da Briefe von Jena mir gemeldet hatten, er werde der öffentlichen Trauer (der Großherzog Carl August war am 14. Juni gestorben, und die Leiche stand noch unbestattet im Römischen Hause) aus dem Wege gehen. Den ganzen Morgen hatten mich schmerzliche Gefühle bewegt; ich kam von Erfurt aus in das Land, in welchem ich mehrere Jahre, während deren Carl August in voller Kraft, geehrt, geliebt, waltete, gelebt hatte; gegen den Verstorbenen hegte ich stets die tiefste Ehrfurcht; und bei meiner Liebe zu Goethe war es mir sehr traurig, daß ein solches, daß dieses einzige Band zerrissen war. . . . Ich schickte sofort aus dem Gasthofe ein Billet an ihn mit der Bitte, er möge mir eine Stunde nennen, wo ich und mein Neffe ihm einen Besuch machen dürften; und sogleich erhielt ich eine schriftliche Einladung „zu einem

stillen freundschaftlichen Mittagsessen um zwei Uhr" für mich und meinen Neffen. . . . Ich fand im Zimmer den Oberbaurat Coudray und den Doktor Eckermann. Bald trat Goethe selbst ein, und wie war ich verwundert über sein kräftiges Aussehn! Das Vogelsche Bild ist ähnlich; aber das Original trug weniger Spuren des Alters. Er bewillkommte mich sehr freundlich und stellte mich den Anwesenden als vormaligen Stadtgenossen vor. Nach und nach trat des Hausherrn Familie ein, sein Sohn, den ich von meiner Weimarischen Zeit her kannte, die Schwester von dessen Frau — diese selbst war abwesend — und der älteste Enkel, Walter. Endlich erschien noch mit seiner Frau der Hofmaler des Königs Ludwig von Bayern, Stieler, den der König schon im Mai abgeschickt hatte, um Goethen, und zwar in diesem Monate, zu malen. Die genannten Personen machten die Tischgesellschaft. . . .

Goethe schien mir mit Appetit zu essen und zu trinken, doch mäßig. Zum Schluß wurde Champagner serviert. Der Enkel, zu dem sich der zweite, Wolfgang, gesellt hatte, machte sich mit diesem an den Großvater, der beide mit Süßigkeiten des Nachtisches bedachte. . . .

Der Eindruck, den Goethe auf mich machte, war der eines von dem Guten, das die Welt bietet, gesättigten Mannes, der sich aber den Fortgenuß desselben noch wohl gefallen läßt, den das Leid der Erde und der Zeit in der Teilnahme an allem Geistigen nicht gestört, vielmehr im rüstigen Schaffen bestärkt habe. . . .

Dies war das letzte Mal, daß ich Goethe sah. Als ich von ihm schied, war es nicht in dem Gedanken, es sei ihm nur noch kurze Zeit für dieses Leben gegönnt. Ich hatte das Gefühl, welches ein Jenaischer Freund, der den Dichter kannte, um diese Zeit gegen mich ausgesprochen hatte: er könne hundert Jahre alt werden; so ungebeugt vom Alter erschien er mir. Und hätte er dieses Alter erreicht, er würde wie sein Faust, dem er ein Alter von hundert Jahren gibt, aus voller, großartiger Tätigkeit abgerufen sein, wie er im dreiundachtzigsten abgerufen wurde. Ein solches Bild von ihm nahm ich mit, da ich ihn verließ; und dieses Bild hat sich für alle Zeit mir eingeprägt.

Dann nahmen wir Abschied, es mochte gegen fünf Uhr sein; Goethe reichte uns beiden die Hand, sehr freundlich und gütig. Beim Willkommen hatte er bedauert, daß ich gerade in den Tagen der Trauer in Weimar eingetroffen sei.

862. Aufzeichnungen des Hofgärtners Karl Auguſt Chriſtian Sckell:

Dornburg, den 7. Juli 1828.

Abends zwiſchen 7 und 8 Uhr kam Goethe an. Ich empfing und geleitete ihn auf ſein Zimmer. Als ich mit ihm zu ſprechen begann, konnte ich mich der Tränen nicht enthalten. „Ja, Sie weinen," ſprach er zu mir. „Ich weiß, warum Sie weinen; Sie haben auch viel an unſerm guten Großherzog Carl Auguſt verloren; aber geben Sie ſich zufrieden, denn auch der jetzige Großherzog Carl Friedrich iſt ein liebenswürdiger, guter Fürſt und wird Sie auch gewiß nicht verlaſſen." Bei dieſen Worten konnte aber auch Goethe die Tränen nicht zurückhalten. Er teilte mir dann mit, daß in Weimar ſeines Bleibens nicht mehr geweſen ſei, und daß es ihm auch in Jena, wohin er gegangen, nicht behagt habe. Da er nun von dem verſtorbenen Großherzoge Carl Auguſt wiederholt aufgefordert worden ſei und ihn auch jetzt die verwitwete Frau Großherzogin Luiſe veranlaßt habe, ſeinen zeitweiligen Aufenthalt in Dornburg zu nehmen, ſo habe er von dem erneuerten Anerbieten Gebrauch gemacht. Seine Antwort auf die darauf von mir an ihn gerichtete Frage, ob er mit der von mir getroffenen Einrichtung ſeiner Wohnung zufrieden ſei, war eine freundlich bejahende. . . .

Sommermonate 1828.

Eines Tages kamen unter anderen Fremden drei junge Herren zu mir und fragten, ob ſie Goethe ſprechen könnten; ſie hätten gehört, daß er ſehr ſtolz ſei. Man hatte ſie falſch berichtet; Stolz kannte Goethe nicht. Ich fragte die jungen Herren, wer ſie ſeien. Es waren drei Studenten der Theologie aus Leipzig. Der Secretär und der Bediente waren ausgegangen, Goethe ſelbſt ging im Eſchengang bei dem mittleren Schloſſe ſpazieren. Ich begab mich zu ihm und meldete ihm die Leipziger. „Was nur die jungen Leute an mir haben!" rief er etwas unwillig aus. Es frappierte mich dieſe Äußerung einigermaßen, da ich den Herren ausgeredet hatte, daß Goethe ſtolz ſei, und ich wagte alſo, ihm zu erwidern, daß ich es gern ſehen würde, wenn er die Harrenden vorließe. „Na, na! wenn Sie es gern ſehen," reſolvierte er, „ſo ſagen Sie den Herren, daß ſie zu mir her in den Eſchengang kommen." Erſt nach einer halben Stunde kamen die Fremden ganz vergnügt von Goethe zurück, meinten, ſo human hätten

ſie ihn ſich nicht vorgeſtellt, und leerten vor Freude einige Flaſchen Wein auf ſein Wohl. . . .

Goethe war gegen jeden, welcher auch nur eine geringe Dienſtleiſtung für ihn verrichtete, freundlich und freigebig. . . .

Auch für die Kinderwelt ſchien Goethe viel Liebe zu beſitzen. Eines Tages begleitete er einen Fremden, welcher ihn beſucht hatte, beim Weggange durch den Schloßgarten. Als beide an einem Raſenplatz vorübergingen, lag dort ein kleiner hübſcher Knabe auf dem Rücken, die Hände auf der Bruſt wie zum Gebet gefaltet, in ſüßem Schlummer. Der Fremde bemerkte den kleinen Schläfer zuerſt und machte Goethe auf ihn aufmerkſam. „Wir wollen ihn nicht in ſeiner Ruhe ſtören, denn ſolchen Kindern iſt das Reich Gottes!“ verſetzte Goethe. Kurze Zeit darauf kam er desſelben Weges allein zurück, betrachtete den Kleinen, blickte gen Himmel, griff dann in die Weſtentaſche, nahm ein Geldſtück heraus und ſteckte es ihm, ſich über ihn neigend, in die gefalteten Hände.

Wie gegen Fremde zeigte Goethe auch viel Güte gegen ſeine Dienerſchaft. Ich habe nie gehört, daß er ſich auch nur des geringſten Scheltwortes gegen ſie bedient hätte. . . .

Auf ſeinem Zimmer zeigte ſich Goethe immer ganz beſonders leutſelig und geſprächig. . . .

Vor der Abfahrt [am 12. September] kam er noch einmal zu mir, verſicherte mich ſeines beſten Dankes und ſagte, indem er mir ſieben blanke Dukaten in die Hand drückte: „Leben Sie wohl, lieber Freund, und wenn Sie nach Weimar kommen, vergeſſen Sie ja nicht, mich zu beſuchen; ich werde Sie auch wieder beſuchen.“

In der Regel verließ Goethe um 6 Uhr das Bett und genoß ſofort Kaffee. Schon um 7 Uhr beſchied er ſeinen Secretär zu ſich und dictirte dieſem bis um 8, auch halb 9 Uhr. Darauf ging er auf den Terraſſen oder im Garten bis halb 10 Uhr ſpazieren, nahm nun das Frühſtück ein und dictirte darauf von Neuem oder begab ſich wieder in den Garten, wenn er nicht ſchon zeitig durch Fremdenbeſuch behindert wurde. Um 11 Uhr ſtellte ſich dann in der Regel jeden Tag Beſuch ein, welcher bei ihm ſpeiſte. Die Tafel begann gewöhnlich um halb 2 Uhr und dauerte bis 4 Uhr. Dann reiſten die Fremden ſofort ab und Goethe begab ſich wieder in den Garten, blieb dort bis 6 Uhr, aß darauf ſtets eine Franzſemmel und trank — die acht Tage ausgenommen, an welchen er den Dornborfer Rotwein genoß — ein Viertel Moſelwein. Von da blieb er auf ſeinem

Zimmer oder ging bei schöner Witterung wiederholt einige Male im Garten auf und ab. Sitzend habe ich ihn dort nie angetroffen. Abends beschäftigte er sich mit dem Lesen eingegangener oder mit dem Unterschreiben von ihm dictirter Briefe. An Zeitungslectüre schien er wenig Gefallen zu finden. Um 9 oder halb 10 Uhr ging er zu Bett. Da mir gestattet war, zu jeder Zeit sein Zimmer zu betreten, ohne angemeldet zu sein, so ist mir vergönnt gewesen, ihn auch hier beachten zu können. Er legte sich auf den Rücken, die Hände außerhalb der Bettdecke auf der Brust wie zum Gebete gefaltet, den Blick nach oben gerichtet. Früh waren die Hände noch in ihrer ursprünglichen Situation, sein erster Blick war nach oben gerichtet. Sein Schlaf mußte tief und süß sein, denn das Lager zeigte keine Spuren von Unruhe. — Er lebte sehr mäßig und nach einer bestimmt vorgezeichneten Ordnung; daher kam es wohl auch, daß er sich während seines Aufenthaltes in Dornburg nie unwohl fühlte. Im Genusse des Weins war er sehr mäßig, denn bei der Mittagstafel wurden, außer einem guten Tischwein, selbst bei acht bis vierzehn Gästen höchstens zwei Flaschen Champagner getrunken. Vorzugsweise liebte er unter den Speisen Compots aus Birnen, Kirschen und Himbeeren. Außer dem von ihm selbst bereiteten Salate aus Artischoken, die er nebst feinem Provenceröl aus Frankfurt a. M. hatte kommen lassen, genoß er keine Salate; auch Milchspeisen waren nicht nach seinem Geschmack.

863. Aufzeichnung Fritz Frommanns:

Im Sommer 1828 besuchte uns Frau v. Löw, dieselbe, die im ersten Teile von Dahlmanns Leben wiederholt erwähnt wird, mit ihrer einzigen Tochter Luise. Goethe wohnte noch auf einem der Dornburger Schlösser, wohin er sich nach dem Tode Carl Augusts zurückgezogen hatte, und wir fuhren mit unsern Gästen einen Nachmittag zu ihm. Er hatte ja schon die Eltern der Frau v. Löw, den Grafen Diede zum Fürstenstein und dessen Gemahlin gekannt, von denen er in der Italienischen Reise erzählt, daß er sie auf einem reizenden Landhause bei Florenz besucht habe. Jetzt wurde ihm also ein Glied der dritten Generation aus dieser Familie vorgeführt. Er empfing uns im südlichen Eckzimmer des mittleren, von Ernst August launenhaft gebauten, Schlößchens, saß zwischen Mutter und Tochter und

war äußerst freundlich und heiter in der Erinnerung an alte schöne Zeiten, ermuntert und angefeuert durch die Blicke seiner jungen Nachbarin, die mit freudiger Begeisterung an seinen Lippen hingen. Da streifte er mit seinem Arme den ihrigen und sagte: „Ja, wenn man sich an der Jugend reibt, wird man selbst wieder jung."

864. Fritz Frommann an Stüve:

Jena, Anfang August 1828.

Gleich vom ersten Eintreten an war er heiter, freundlich und unbeschreiblich liebenswürdig, setzte sich, scherzte mit Luischen Löw und durchlief in den beinahe zwei Stunden, die wir bei ihm saßen, einen unglaublich reichen Kreis von Dingen, Menschen und Situationen. Da die Löw von hier zu Graf Caspar Sternberg reist, sprach er zuerst von ihm, schilderte seine würdige und große Denkungsart, erzählte, wie er sich mit ihm gefunden, welch ein Glück es sei, in seinem Alter noch solche Jünglingsfreundschaft zu schließen. — Zelter, der sei immer ein Mann gewesen, habe sich durchs Leben durchgeschlagen durch Theater, Musik, Essen, Trinken, durch Creditoren, um den sei ihm nicht bange. — Tischbein charakterisierte er herrlich in seinem verfehlten aber liebenswürdigen und geistreichen Streben, hob hervor, was man ihm auch in der Kunst zu danken habe, dadurch daß er das Studium der Antike belebt, die etruriſchen Vasen zu Ehren gebracht habe; mit ihm habe er in seinem 40. Jahre wieder ein Studentenleben gelebt, aber in Rom, wo einen das Ungeheuere überall umgeben, sei man immer genöthigt gewesen sich wieder zu sammeln. — Die strebenden Geister, die damals dort vereinigt waren, Angelica Kaufmann, Reiffenstein, der Löw Aeltern, das Concert mit diesen auf dem Capitol bei Rezzonico mit der Aussicht auf das campo vaccino, wo die untergehende Sonne die Steine all des ungeheueren Gemäuers roth, die Bäume nur noch grüner, die Ferne dunkelblau gemalt hätte. Das deutete er alles nur so an. Er erzählte auch von einem Briefe Göttling's aus Neapel, lobte ihn und seine Sicherheit und Keckheit, seine Beschränkung in den Zwecken und Unermüdlichkeit in den festgesetzten Gränzen. — Von den Salzbohrversuchen, dem Salinendirektor Klenck, der neuen Saline bei Bufleben, ging er über zu der Möglichkeit, auch in Böhmen Salz zu finden und trug Luischen mit höchst launiger Scherzhaftigkeit auf,

dem Grafen Sternberg diese Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit und warum nicht gleich Gewißheit zu verkündigen. — Aber ich könnte noch lange schreiben, ohne die Gegenstände, worüber er sprach, zu erschöpfen und am Ende hättest Du doch nur ein todtes Gerippe, denn der Zauber seines Ausdrucks, seines lebendigen Geberdenspiels, seiner schönen heute mitunter recht kräftigen und klingenden Stimme fehlte. Unzählige kleine Anspielungen und Scherze fielen noch nebenbei! So hatte eine Frau in St. der Tante Betty aufgetragen, sie ihm zu Füßen zu legen. Dabei benahm er sich einzig, um diesen unanständigen Altar einer anständigen Frau abzuwehren, der ihm schon in der bloßen Vorstellung schrecklich war.

865. Aufzeichnung Ernst Schuchardts:

Jetzt wurde das Essen aufgetragen, und indem uns der Wein vorgesetzt wurde (Goethe trank Würzburger, wir bekamen roten), fing Goethe an von einem Buche zu sprechen, daß ein Engländer über die Geschichte der Weine geschrieben habe, und das ihn sehr interessiere. Er klagte dann, daß man fast vergäße, ihn mit Wein zu versehen und am letzten Sonnabend bloß fünf Flaschen aus Weimar geschickt habe. Während er dann selbst einen Salat zubereitete, versicherte er, einen neuen Salat erfunden zu haben aus eingemachten Gurken. Überhaupt schien er in diesen Fächern ziemlich bewandert zu sein, sprach mehreres vom Essen und aß selbst mit ziemlichem Appetite. Als Artischocken aufgetragen wurden, mochte er wohl bemerken, daß ich über die Behandlungsweise derselben verlegen war, und belehrte mich, wie sie zu essen seien. Wie er erzählte, hatten ihm seine Verwandten diese Artischocken aus Frankfurt geschickt und ihm dadurch eine sehr große Freude gemacht. Wir sprachen dann mehreres über die Türkenkriege, über Gotha u. s. w. Gegen das Ende des Mahles schien er vom Schlafe überwältigt zu werden, denn er legte die Hände zusammen, als bete er, senkte den Kopf und schwieg einige Zeit; doch fuhr er nachher im Gespräche fort. Nach Tische wurde uns Caffee gereicht, doch trank Goethe keinen. Wir begleiteten ihn dann in den Garten und verabschiedeten uns von ihm. Dies war gegen 5 Uhr. . . . Wegfahrend sah ich noch einmal bewundernd auf den Greis, der in den verdeckten Gängen des Gartens auf und ab ging.

Was sein Äußeres betrifft, so geht er noch aufrecht und ehrgebietend einher. Obgleich sein Scheitel gebleicht ist, so hatte er

dennoch das Anſehen eines 60jährigen Mannes, während er jetzt im 80. Jahre ſeines Lebens ſteht. Während Tiſche ward ſein Auge einmal ſogar bei einer etwas bedeutenderen Rede voll jugendlichen Feuers. Er war ſchwarz angezogen und hatte einen Hut auf; er läßt ſelbſt in ſeinem eingezogenen Leben in Dornburg nicht von dieſer Kleidung ab, die ihm läſtig zu ſein ſchien. Ich hatte ihn nachläſſig angezogen, ſein Alter pflegend und ſich um den Anſtand der Welt wenig kümmernd erwartet. Dies die Beſchreibung von dem, was ich in ein paar unvergeßlichen Stunden, um die mich nach Jahren vielleicht mancher beneiden wird, hörte und ſah. — Einige Vorurteile, die ich gegen dieſen Mann früher hegte, waren durch dieſen Beſuch in mir gänzlich gehoben worden, meine Bewunderung gegen ihn war geſtiegen, und mit zehnmal wärmerem Anteil, als ich es vorher getan haben würde, las ich, als ich nach Jena zurückgekehrt war, ſogleich Wahrheit und Dichtung aus ſeinem Leben und Werthers Leiden, welches gerade zu jener Zeit auch noch aus andern Rückſichten mir zuſprach.

866. Eckermann:

Donnerstag, den 11. September 1828.

Heute zwei Uhr, bei dem herrlichſten Wetter, kam Goethe von Dornburg zurück. Er war rüſtig und ganz braun von der Sonne. Wir ſetzten uns bald zu Tiſch, und zwar in dem Zimmer, das unmittelbar an den Garten ſtößt, und deſſen Türen offen ſtanden. Er erzählte von mancherlei gehabten Beſuchen und erhaltenen Geſchenken und ſchien ſich überall in zwiſchengeſtreuten leichten Scherzen zu gefallen. Blickte man aber tiefer, ſo konnte man eine gewiſſe Befangenheit nicht verkennen, wie ſie derjenige empfindet, der in einen alten Zuſtand zurückkehrt, der durch mancherlei Verhältniſſe, Rückſichten und Anforderungen bedingt iſt.

Wir waren noch bei den erſten Gerichten, als eine Sendung der Großherzogin-Mutter kam, die ihre Freude über Goethes Zurückkunft zu erkennen gab, mit der Meldung, daß ſie nächſten Dienstag das Vergnügen haben werde, ihn zu beſuchen.

Seit dem Tode des Großherzogs hatte Goethe niemanden von der fürſtlichen Familie geſehen. Er hatte zwar mit der Großherzogin-Mutter in fortwährendem Briefwechſel geſtanden, ſo daß ſie ſich über den erlittenen Verluſt gewiß hinlänglich ausgeſprochen hatten. Allein

jetzt stand das persönliche Wiedersehen bevor, das ohne einige schmerzliche Regungen von beiden Seiten nicht wohl abgehen konnte, und das demnach im voraus mit einiger Apprehension mochte empfunden werden. So auch hatte Goethe den jungen Hof noch nicht gesehen und als neuer Landesherrschaft gehuldigt. Dieses alles stand ihm bevor, und wenn es ihn auch als großen Weltmann keineswegs genieren konnte, so genierte es ihn doch als Talent, das immer in seinen angeborenen Richtungen und in seiner Tätigkeit leben möchte.

Zudem drohten Besuche aus allen Gegenden. Das Zusammenkommen berühmter Naturforscher in Berlin hatte viele bedeutende Männer in Bewegung gesetzt, die, in ihren Wegen Weimar durchkreuzend, sich teils hatten melden lassen und deren Ankunft zu erwarten war. Wochenlange Störungen, die den inneren Sinn hinnahmen und aus der gewohnten Bahn lenkten, und was sonst für Unannehmlichkeiten mit übrigens so werten Besuchen in Verbindung stehen mochten, dieses alles mußte von Goethe gespenstisch vorausempfunden werden, sowie er wieder den Fuß auf die Schwelle setzte und die Räume seiner Zimmer durchschritt.

Was aber alles dieses Bevorstehende noch lästiger machte, war ein Umstand, den ich nicht übergehen darf. Die fünfte Lieferung seiner Werke, welche auch die „Wanderjahre" enthalten soll, muß auf Weihnachten zum Druck abgeliefert werden. Diesen früher in einem Bande erschienenen Roman hat Goethe gänzlich umzuarbeiten angefangen und das Alte mit so viel Neuem verschmolzen, daß es als ein Werk in drei Bänden in der neuen Ausgabe hervorgehen soll. Hieran ist nun zwar bereits viel getan, aber noch sehr viel zu tun. Das Manuskript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt sein wollen. Hier fehlt etwas in der Exposition; hier ist ein geschickter Übergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, daß es ein kollektives Werk sei; hier sind Fragmente von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt; und so ist an allen drei Bänden noch sehr viel nachzuhelfen, um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmutig zu machen.

Goethe teilte mir vergangenes Frühjahr das Manuskript zur Durchsicht mit; wir verhandelten damals sehr viel über diesen wichtigen Gegenstand mündlich und schriftlich; ich riet ihm, den ganzen Sommer der Vollendung dieses Werkes zu widmen und alle anderen Arbeiten so lange zur Seite zu lassen; er war gleichfalls von dieser Notwendigkeit überzeugt und hatte den festen Entschluß, so zu tun. Dann

aber starb der Großherzog; in Goethes ganze Existenz war dadurch eine ungeheuere Lücke gerissen; an eine so viele Heiterkeit und ruhigen Sinn verlangende Komposition war nicht mehr zu denken, und er hatte nur zu sehen, wie er sich persönlich obenhalten und wiederherstellen wollte.

Jetzt aber, da er mit Herbstes Anfang, von Dornburg zurückkehrend, die Zimmer seiner weimarischen Wohnung wieder betrat, mußte ihm auch der Gedanke an die Vollendung seiner „Wanderjahre", wozu ihm nur noch die kurze Frist weniger Monate vergönnet war, lebendig vor die Seele treten, und zwar im Konflikt mit den mannigfaltigen Störungen, die ihm bevorstanden und einem reinen ruhigen Walten und Wirken seines Talentes im Wege waren.

Faßt man nun alles Dargelegte zusammen, so wird man mich verstehen, wenn ich sage, daß in Goethe, trotz seiner leichten, heiteren Scherze bei Tisch, eine tiefer liegende Befangenheit nicht sei zu verkennen gewesen.

867. Bildhauer Christian Daniel Rauch:

Weimar, den 23/25. September 1828.

Dann verweilten wir ein paar Tage in froher Gesellschaft mit Goethe in Weimar, dessen Freundschaft und Aufmerksamkeit die eines Vaters, eines Genossen ist, und in Briefen von einem Wiedersehen zum andern die angenehmste Verbindung unterhält.

Es wurde diesmal eben nur ein Aufenthalt von drei Tagen, aber fruchtbar und reich erfüllt. Rauchs wohnten freilich im Erbprinzen, waren aber fast die ganzen Tage im Goetheschen Hause. Abends stets in zahlreicher Gesellschaft mit Coudray und Töpfer, Gersdorff und Frau, der abschreckend häßlichen Adele Schopenhauer und Luise Seidler; Froriep, Riemer, Voigt, Hofrat Vogel und Mandelsloh.

In den Morgenstunden entstand bei anregender Unterhaltung in schneller Arbeit die Statuette Goethes im Hausrock.

868. Eckermann:

Montag, den 6. Oktober 1828.

Heute bei Tisch war die heiterste Gesellschaft. Außer den weimarischen Freunden waren auch einige von Berlin zurückkehrende

Naturforscher zugegen, unter denen Herr von Martius aus München, der an Goethes Seite saß, mir bekannt war. Über die mannigfaltigsten Dinge wurde hin und her gescherzt und gesprochen. Goethe war von besonders guter Laune und überaus mitteilend. Das Theater kam zur Sprache, die letzte Oper „Moses" von Rossini, ward viel beredet. Man tadelte das Sujet, man lobte und tadelte die Musik; Goethe äußerte sich folgendermaßen: „. . . Ich hätte euch einen ganz andern Moses machen wollen und das Stück ganz anders anfangen lassen. Ich hätte euch zuerst gezeigt, wie die Kinder Israel bei schwerem Frondienst von der Tyrannei der ägyptischen Vögte zu leiden haben, damit es nachher desto anschaulicher würde, welche Verdienste sich Moses um sein Volk erworben, das er aus so schändlichem Druck zu befreien gewußt."

Goethe fuhr fort, mit großer Heiterkeit die ganze Oper Schritt vor Schritt durch alle Szenen und Akte aufzubauen, immer geistreich und voller Leben, im historischen Sinne des Sujets und zum freudigen Erstaunen der ganzen Gesellschaft, die den unaufhaltsamen Fluß seiner Gedanken und den heitern Reichtum seiner Erfindungen zu bewundern hatte. Es ging alles zu rasch vorüber, um es aufzufassen, doch ist mir der Tanz der Ägypter im Gedächtnis geblieben, den Goethe nach der überstandenen Finsternis als Freude über das wiedergegebene Licht eintreten ließ.

869. Aufzeichnung von Julius Wiggers:

Ein Reise, welche G. F. Wiggers mit seiner Gattin und seinen beiden Söhnen Julius und Moritz, damals siebzehn und zwölf Jahr alt, am 2. September 1828 antrat und deren Zielpunkt das auf dem Umwege über Berlin und Dresden aufgesuchte Schulpforta war, wo der ältere der beiden Söhne als Alumnus der Anstalt abgesetzt werden sollte, führte auch nach Weimar, wo die Reisenden am Sonnabend vormittag, den 11. Oktober, ankamen. Die Werke Goethes hatten in mancher stillen abendlichen Stunde den Gegenstand der Vorlesung und Besprechung im Wiggersschen Familienkreise gebildet, und der Wunsch, den großen Dichter von Angesicht kennen zu lernen, war durch die Verehrung nahegelegt, von welcher alle Mitglieder der Familie gegen ihn erfüllt waren. Der Versuch ward zur guten Stunde gewagt. Zunächst fragte Wiggers nur für seine Person schriftlich bei Goethe an, ob es erlaubt sei, ihm einen kurzen Besuch

abzustatten. Er ward sogleich, zu mittags zwölf Uhr, angenommen. Es war dabei aber noch auf weiteres abgesehen. Wiggers hatte ein Gedicht seiner Gattin auf den Weg mitgenommen, mittelst dessen auch sie sich um die Gunst bewarb, dem Dichter persönlich ihre Huldigung darzubringen. Es dauerte auch nicht lange, so kehrte Wiggers mit der freudigen Botschaft zu seiner Gattin zurück, daß Goethe ihm aufgetragen habe, sie sogleich zu ihm abzuholen. Als Supernumerarien glaubten die Eltern nun auch die beiden Söhne mitführen zu dürfen. Erwartungsvoll stellte sich die Familie in Goethes Empfangszimmer auf. Wenige Sekunden verflossen, da öffnete sich die Tür des anstoßenden Zimmers, und die hohe, würdevolle Gestalt mit der breiten, gewölbten Brust, der erhabenen, freien Stirn, dem glänzenden Auge und dem weißen Lockenhaar, in schwarzer, mit einem silbernen Stern verzierter Kleidung schritt in aufrechter Haltung den sich vor ihm tief Verneigenden mit freundlichem Willkommen entgegen. Dem Anscheine nach durch die Vollzähligkeit, in welcher die Familie bei ihm erschienen war, nicht so sehr überrascht als erheitert, führte er die Frau Wiggers zu einem Sofa, auf welchem er sich neben ihr niederließ, während die Übrigen vor dem Sofa im Halbkreise sitzend die Gruppe abschließen mußten. Die Unterhaltung kam bald auf den Anlaß der Reise und auf Schulpforta. Mit vieler Teilnahme ließ Goethe sich von den Einrichtungen dieser Schulanstalt erzählen, wobei die Mutter mit dem Ausdruck der Besorgnis wegen der Strenge der klösterlichen Disziplin nicht zurückhielt. Er hörte mit Aufmerksamkeit die Darstellung an und schien die Sorge nicht unberechtigt zu finden. Gütig wandte er sich dann zu ihr mit der Bemerkung: „Hätte ich über Sie zu bestimmen gehabt, so würde ich Ihnen entschieden abgeraten haben, einen Blick in die inneren Einrichtungen der Anstalt zu werfen. Eine Mutter, die in Liebe gewohnt ist, ihr Kind als Ganzes in ihrem Hause zu sehen, wird es nur mit Sorge einer Anstalt übergeben, wo es nur ein unbedeutender Teil des Ganzen ist.“ Im übrigen verhielt er sich in gewohnter Weise mehr fragend als sich mitteilend. Seine Erkundigungen bezogen sich unter anderem auf die Familie des Dichters Kosegarten. Beim Abschied wandte er sich an den ältesten Sohn mit der wohlwollenden Einladung, bei einem etwanigen späteren Ausfluge von Schulpforta nach Weimar seines Hauses zu gedenken, welches ihm stets offen stehen werde. Er geleitete dann die sich Verabschiedenden bis an die Türe und richtete hier mit den Worten: „Wolf, begleite!“ an seinen im

Zimmer herumlaufenden Enkel Wolfgang die Aufforderung zur Fortsetzung dieses Höflichkeitswerkes. Noch durch die offene Türe gab der alte Meister den Fremden die Versicherung auf den Weg, daß er sich nach ihnen erkundigen wolle, so oft sich ihm dazu Gelegenheit bieten werde.

Kaum war die Familie wieder im Gasthof angelangt, als ihnen noch eine Botschaft des Dichters auf dem Fuße folgte. Der kleine Wolfgang von Goethe trat ein und überreichte der freudig überraschten Frau Wiggers im Auftrage seines Großvaters ein Kästchen, eine Medaille von Bronze mit dem Brustbilde Goethes enthaltend, nebst einer Visitenkarte von diesem. Goethe ließ dabei die Bitte aussprechen, sich dabei seiner oftmals zu erinnern.

870. Eckermann:

Sonnabend, den 11. Oktober 1828.

Ich fand ihn, wie ich wünschte, noch allein, in Erwartung der Gesellschaft. Er trug seinen schwarzen Frack und Stern, worin ich ihn so gern sehe; er schien heute besonders jugendlich heiter, und wir fingen sogleich an von unserm gemeinsamen Interesse zu reden. Goethe sagte mir, daß er Carlyles Aufsatz über ihn gleichfalls diesen Morgen betrachtet, und so waren wir denn imstande, über die Bestrebungen der Ausländer manche Worte des Lobes gegenseitig auszutauschen. . . .

„Liebes Kind," sagte er, „ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen soll. Meine Sachen können nicht popular werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind."

Er wollte weiter reden; eine junge Dame trat heran, ihn unterbrechend und ihn in ein Gespräch ziehend. Ich wendete mich zu anderen, worauf wir uns bald zu Tisch setzten.

Von dem, was gesprochen wurde, wüßte ich nichts zu sagen; Goethes Worte lagen mir im Sinn und beschäftigten ganz mein Inneres. . . .

Unterdessen hatte man um mich her heiter gescherzt und gesprochen und es sich an guten Gerichten wohl sein lassen. Ich hatte auch mitunter ein Wörtchen mit dreingeredet, aber alles, ohne eigentlich

bei der Sache zu sein. Eine Dame hatte eine Frage an mich gerichtet, worauf ich vielleicht nicht die beste Antwort mochte gegeben haben. Ich wurde geneckt.

„Laßt nur den Eckermann," sagte Goethe, „er ist immer abwesend, außer wenn er im Theater sitzt."

Man lachte auf meine Kosten; doch war es mir nicht unlieb. Ich war heute in meinem Gemüt besonders glücklich. Ich segnete mein Geschick, das mich, nach manchen wunderlichen Fügungen, den wenigen zugesellet hatte, die den Umgang und das nähere Vertrauen eines Mannes genießen, dessen Größe mir noch vor wenig Augenblicken lebhaft durch die Seele gegangen war, und den ich nun in seiner vollen Liebenswürdigkeit persönlich vor Augen hatte.

Biskuit und schöne Trauben wurden zum Nachtisch aufgetragen. Letztere waren aus der Ferne gesendet, und Goethe tat geheimnisvoll, woher sie gekommen. Er verteilte sie und reichte mir eine sehr reife über den Tisch. „Hier, mein Guter," sagte er, „essen Sie von diesen Süßigkeiten, und seien Sie vergnügt." Ich ließ mir die Traube aus Goethes Händen wohlschmecken und war nun mit Leib und Seele völlig in seiner Nähe.

871. Tagebuchaufzeichnung des Professors Dr. med. Immanuel Ilmoni aus Helsingfors:

Weimar, den 12. November 1828.

Ich habe mir wohl schon eine große Fertigkeit erworben, ohne Umstände und Verlegenheit mit allerlei Menschen zu verkehren; ich muß aber gestehen, daß eine ganz besondere Ehrfurcht sich meiner Seele bemächtigte, als ich über die Schwelle des merkwürdigen Mannes trat und die hohe, edle, von acht Dezennien noch nicht gebeugte Gestalt mit dem silbergrauen Haupte mir entgegen trat, mich aufforderte, mich dicht neben ihn zu setzen, und mich mit seinen großen, noch feurigen Augen ansah. Er ist vollständig dem großen, schönen Porträt ähnlich, welches man von ihm en face besitzt, vielleicht nur jetzt mit tieferen Zügen des Alters; seine Stimme ist noch recht wohlklingend, seine Gedanken sind klar, und die Fragen, die er stellt, folgen schnell und lebhaft.

872. Christian Schuchardt:

In die Zeit, in welcher ich die Stelle eines Sekretärs bei Goethe versah, fällt die Herausgabe seiner Werke letzter Hand, und derselbe diktierte mir dafür Neues und Umgearbeitetes, unter anderem auch „Wilhelm Meister" (Wanderjahre), wobei ich Gelegenheit hatte, die Kraft, Sicherheit und Klarheit seines Geistes in so hohen Jahren zu bewundern. Er tat dies so sicher, fließend, wie es mancher nur aus einem gedruckten Buche zu tun imstande sein würde.

Wäre das ruhig und ohne äußere Störung und Unterbrechung geschehen, so würde ich kaum aufmerksam geworden sein. Dazwischen aber kam der Barbier, der Friseur (Goethe ließ sich alle zwei Tage das Haar brennen, täglich frisieren), der Bibliotheksdiener, öfter der frühere Sekretär Goethes, der kürzlich verstorbene Bibliothekar Rat Kräuter, der Kanzlist, welche alle die Erlaubnis hatten, unangemeldet einzutreten. Der Kammerdiener meldete einen Fremden an, mit welchem sich Goethe, falls der Annahme, längere oder kürzere Zeit unterhielt; dazwischen trat auch wohl jemand aus der Familie ein. Der Barbier und Friseur erzählten, was in der Stadt etwa passiert sei, der Bibliotheksdiener berichtete von der Bibliothek usw.

Wie beim Anklopfen das kräftige Herein! ertönte, beendigte ich den letzten Satz und wartete, bis der Anwesende sich wieder entfernte. Da wiederholte ich so viel, als mir für den Zusammenhang nötig schien, und das Diktieren ging bis zur nächsten Störung fort, als wäre nichts vorgefallen. Das war mir doch zu arg, und ich sah mich überall im Zimmer um, ob nicht irgendwo ein Buch, ein Konzept oder Brouillon läge, in das Goethe im Vorübergehen schaute (während des Diktierens wanderte derselbe nämlich ununterbrochen um den Tisch und den Schreibenden herum), aber niemals habe ich das geringste entdecken können.

Als ich meine Verwunderung darüber gegen Hofrat Meyer, Goethes langjährigen Freund, äußerte, mit welchem ich täglich verkehrte, nahm er das als etwas ihm ganz Bekanntes auf und erzählte mir einen anderen Fall: Auf einer langsamen Fahrt von Jena nach Weimar habe ihm Goethe den ganzen Roman „Die Wahlverwandtschaften" erzählend vorgetragen, und zwar in einer Weise fließend, als habe er ein gedrucktes Exemplar vor sich; und doch sei damals noch kein Wort davon niedergeschrieben gewesen.

Während des Diktierens kam es auch nicht selten vor, daß Goethe

plötzlich stehen blieb, wie man etwa tut, wenn man eine Gruppe Menschen oder einen andern Gegenstand unvermutet vor sich sieht, welche die augenblickliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Diese schien er sofort künstlerisch zu gestalten und zu gruppieren. Mit ausgebreiteten Händen und unter Beugung des Körpers nach der einen oder andern Seite brachte er den Gegenstand ins Gleichgewicht und in kunstgerechte Stellung. War ihm das gelungen, so rief er gewöhnlich: „So recht! ganz recht!"

Anfangs wurde es mir fast unheimlich bei dieser Unterhaltung mit der unsichtbaren Gesellschaft, seinen eignen Kunstgebilden. Es wurde mir aber dadurch anschaulich klar, daß die ganzen Figuren und Situationen, der ganze Verlauf der Handlung, lebendig vor seiner Seele vorüberzogen. Es wird dadurch erklärlich, was in verschiedener Weise schon öfter bemerkt worden ist, daß Goethes Darstellungen klar, wahr und lebendig sind: es sind keine bloßen Reflexionen, es sind künstlerische Anschauungen.

873. Robert Springer über ein Gespräch mit Goethes letztem Sekretär Christian Schuchardt:

Ich sprach dann über Goethes Verhältnis zu Zelter und äußerte: . . . Zelter müsse meiner Vermutung nach der intimste Freund Goethes gewesen sein. Schuchardt wollte das nicht zugeben: Zelter sei zu einseitig gewesen. „Derjenige," sagte er, „mit welchem Goethe im herzlichsten Einvernehmen stand, war Heinrich Meyer." — „Jedenfalls weil derselbe in allen Kunstanschauungen mit ihm übereinstimmte." — „Ja, aber merkwürdigerweise standen sie sich dessen ungeachtet immer gegenüber und hatten stets miteinander zu streiten." — Dies war mir neu und widerlegte die oft ausgesprochene Behauptung, daß Goethe sich am liebsten mit untertänigen Nachschleichern und solchen Leuten umgeben habe, die ihm keinen Widerspruch entgegensetzten.

Auf seine eigenen Erfahrungen im Umgange mit Goethe hingelenkt, erzählte mir der alte Herr manche ausdrucksvolle Charakterzüge. „Er war ein verdammt liebenswürdiger Kerl!" rief er, sich halb vergessend, in seiner treuherzigen thüringischen Mundart aus. „Stets war er ruhig, heiter und human, ich habe ihn nie anders gesehen. Mit jedem hatte er Geduld und Nachsicht, selbst mit Kerlen, die ich am liebsten zur Türe hinausgeworfen hätte. Erst im reiferen

Alter wurde es mir klar, weshalb er jeden so ruhig und widerspruchslos anhörte: es lag ihm vor allem daran, die Menschen, mit denen er, wenn auch nur vorübergehend, zu tun hatte, kennen zu lernen, und er wußte wohl, daß dies am besten dadurch erreicht wird, wenn man das Individuum, anstatt es durch Widerspruch zu verwirren und zu reizen, frei seine Meinung aussprechen läßt. Auch an mir, dem damals noch jungen Mann, hatte er oft Gelegenheit seine Geduld und Nachsicht zu bewähren. Niemals schalt er, wenn ich gegen oder ohne seinen Willen nach meinem eigenen Sinne gehandelt hatte. Er fragte mich nur in größter Ruhe: Warum haben Sie das getan? und widerlegte mich dann mit wenigen überzeugenden Worten. In seinen Zurechtweisungen war er immer bündig und praktisch, und einmal legte er mir selber die Hand auf das Lineal zurecht, als ich mich beim Linüeren ungeschickt benahm. — Ein Tintenfleck auf dem Manuskript war ihm ein Greuel, aber dennoch wurde er niemals unwillig, sondern suchte mich ein für allemal durch eine kleine Anekdote zu bessern. Ich will Ihnen einmal etwas erzählen, junger Mann, — sagte er bei dieser Gelegenheit, — wenn es dem Herzog von Gotha beim Briefschreiben begegnete, daß die Schleife eines Buchstabens, wie beim h, g usw. in der Tinte zusammenlief, so fing er den Brief von neuem an. . . .

Ob Goethe beim Diktieren im Zimmer auf- und niedergegangen sei, fragte ich weiter, denn es war für mich von Interesse, zu erfahren, unter welchen äußeren Umständen sich die erhabensten Gedankenfrüchte aus der körperlichen Rinde gelöst hätten. „Auf und nieder ging er nicht," war die Antwort, „denn dazu fehlte es in dem engen Zimmer an Raum. Goethe ging, wenn er diktierte, um den Tisch herum. Von dieser Art des Diktierens können Sie sich schwerlich eine Vorstellung machen. Es floß ihm ohne Unterbrechung, ohne Stockung vom Munde, daß man Mühe hatte, mit der Feder zu folgen. Keine Störung konnte ihn wesentlich irre machen. Es geschah leider oft genug, daß er durch lästige Besuche abgerufen wurde. Er zog dann gewöhnlich in der Eile einen blauen Überrock an und begab sich in das Empfangszimmer. Wenn er aber zurückkehrte, nahm er das Diktat an der Stelle wieder auf, wo er stehen geblieben war, ohne sich die letzten Sätze erst in die Erinnerung zurückrufen zu lassen."

Dieses geläufige Produzieren, meinte ich, sei wohl eben daraus zu erklären, daß Goethe schon vor dem Diktieren die Stoffe jahrlang in sich herumgetragen, in seinem Geiste bewegt und teilweise schon völlig

ausgearbeitet habe. „Freilich wohl," bestätigte Schuchardt. „Meyer, gegen den ich mich verwundert darüber aussprach, erzählte mir sogar, Goethe habe ihm auf einer Fahrt von Jena nach Weimar im Wagen ganze Abschnitte aus den Wahlverwandtschaften, von denen damals noch nichts niedergeschrieben gewesen, so geläufig vorgetragen, als ob er von einem Buche abgelesen habe. Aber es erklärt sich besonders daraus, daß Goethe sich beim Vortrage ganz in die Sache versetzte, alle Vorgänge, die er schilderte, im Geiste miterlebte. Er sprach mit mächtiger Stimme, mit dramatischem Ausdruck, und ich fuhr manchmal zusammen, wenn er, mir zu den Wanderjahren diktierend, die Personen drastisch oder pathetisch vorführte. Dabei schien er weder mich noch irgend etwas von seiner alltäglichen Umgebung zu bemerken."

874. Eckermann:

Donnerstag, den 19. Februar 1829.

Mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tisch. — Er war sehr heiter und erzählte mir, daß ihm am Tage manches Gute widerfahren, und daß er auch ein Geschäft mit Artaria und dem Hof glücklich beendigt sehe.

Wir sprachen sodann viel über Egmont, der am Abend vorher nach der Bearbeitung von Schiller gegeben worden, und es kamen die Nachteile zur Erwähnung, die das Stück durch diese Redaktion zu leiden hat. . . .

Goethe erkundigte sich sodann nach der Farbenlehre, und ob ich seinem Vorschlage, ein Kompendium zu schreiben, weiter nachgedacht. Ich sagte ihm, wie es damit stehe, und so gerieten wir unvermutet in eine Differenz . . .

Als er nun heute seine Farbenlehre zur Erwähnung brachte und sich erkundigte, wie es mit dem besprochenen Kompendium stehe, . . . blieb mir . . . nichts übrig, als voll Vertrauen ihm zu bekennen, daß ich nach sorgfältigen Beobachtungen mich in dem Fall befinde, in einigen Punkten von ihm abweichen zu müssen, indem ich sowohl seine Ableitung der blauen Schatten im Schnee als auch seine Lehre von den farbigen Doppelschatten nicht durchaus bestätigt finde.

Ich trug ihm meine Beobachtungen und Gedanken über diese Punkte vor; allein da es mir nicht gegeben ist, Gegenstände im

mündlichen Gespräch mit einiger Klarheit umständlich zu entwickeln, so beschränkte ich mich darauf, bloß die Resultate meines Gewahrwerdens hinzustellen, ohne in eine nähere Erörterung des Einzelnen einzugehen, die ich mir schriftlich vorbehielt.

Ich hatte aber kaum zu reden angefangen, als Goethes erhabenheiteres Wesen sich verfinsterte und ich nur zu deutlich sah, daß er meine Einwendungen nicht billige.

„Freilich," sagte ich, „wer gegen Euer Exzellenz recht haben will, muß früh aufstehen, allein doch kann es sich fügen, daß der Mündige sich übereilt und der Unmündige es findet."

„Als ob Ihr es gefunden hättet!" antwortete Goethe etwas ironisch spöttelnd; „mit Euerer Idee des farbigen Lichtes gehört Ihr in das vierzehnte Jahrhundert, und im übrigen steckt Ihr in der tiefsten Dialektik. Das einzige, was an Euch Gutes ist, besteht darin, daß Ihr wenigstens ehrlich genug seid, um gerade herauszusagen, wie Ihr denket.

Es geht mir mit meiner Farbenlehre," fuhr er darauf etwas heiterer und milder fort, „gerade wie mit der christlichen Religion. Man glaubt eine Weile, treue Schüler zu haben, und ehe man es sich versieht, weichen sie ab und bilden eine Sekte. Sie sind ein Ketzer wie die andern auch, denn Sie sind der erste nicht, der von mir abgewichen ist. Mit den trefflichsten Menschen bin ich wegen bestrittener Punkte in der Farbenlehre auseinander gekommen. Mit *** wegen . . . und mit *** wegen . . ." Er nannte mir hier einige bedeutende Namen.

Wir hatten indes abgespeist, das Gespräch stockte. Goethe stand auf und stellte sich ans Fenster. Ich trat zu ihm und drückte ihm die Hand; denn, wie er auch schalt, ich liebte ihn, und dann hatte ich das Gefühl, daß das Recht auf meiner Seite, und daß er der leidende Teil sei.

Es währte auch nicht lange, so sprachen und scherzten wir wieder über gleichgültige Dinge; doch als ich ging und ihm sagte, daß er meine Widersprüche zu besserer Prüfung schriftlich haben solle, und daß bloß die Ungeschicklichkeit meines mündlichen Vortrags schuld sei, warum er mir nicht recht gebe, konnte er nicht umhin, einiges von Ketzern und Ketzerei mir noch in der Tür halb lachend, halb spottend zuzuwerfen.

Wenn es nun problematisch erscheinen mag, daß Goethe in seiner Farbenlehre nicht gut Widersprüche vertragen konnte, während er

bei seinen poetischen Werken sich immer durchaus lässlich erwies und jede gegründete Einwendung mit Dank aufnahm, so löst sich vielleicht das Rätsel, wenn man bedenkt, daß ihm als Poet von außen her die völligste Genugtuung zuteil ward, während er bei der Farbenlehre, diesem größten und schwierigsten aller seiner Werke, nichts als Tadel und Mißbilligung zu erfahren hatte. Ein halbes Leben hindurch tönte ihm der unverständigste Widerspruch von allen Seiten entgegen, und so war es denn wohl natürlich, daß er sich immer in einer Art von gereiztem kriegerischen Zustande und zu leidenschaftlicher Opposition stets gerüstet befinden mußte.

Es ging ihm in bezug auf seine Farbenlehre wie einer guten Mutter, die ein vortreffliches Kind nur desto mehr liebt, je weniger es von andern erkannt wird.

„Auf alles, was ich als Poet geleistet habe," pflegte er wiederholt zu sagen, „bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele."

Sonnabend, den 11. April 1829.

Ich fand heute den Tisch im langen Saale gedeckt und zwar für mehrere Personen. Goethe und Frau von Goethe empfingen mich sehr freundlich. Es traten nach und nach herein: Madame Schopenhauer, der junge Graf Reinhard von der französischen Gesandtschaft, dessen Schwager Herr von D., auf einer Durchreise begriffen, um gegen die Türken in russische Dienste zu gehen, Fräulein Ulrike, und zuletzt Hofrat Vogel.

Goethe war in besonders heiterer Stimmung; er unterhielt die Anwesenden, ehe man sich zu Tisch setzte, mit einigen guten Frankfurter Späßen, besonders zwischen Rothschild und Bethmann, wie der eine dem andern die Spekulation verdorben.

Graf Reinhard ging an Hof, wir andern setzten uns zu Tisch. Die Unterhaltung war anmutig belebt, man sprach von Reisen, von Bädern, und Madame Schopenhauer interessierte besonders für die Einrichtung ihres neuen Besitzes am Rhein, in der Nähe der Insel Nonnenwerth.

Zum Nachtisch erschien Graf Reinhard wieder, der wegen seiner Schnelle gelobt wurde, womit er während der kurzen Zeit nicht allein bei Hofe gespeist, sondern sich auch zweimal umgekleidet hatte.

Er brachte uns die Nachricht, daß der neue Papst gewählt sei, und zwar ein Castiglione, und Goethe erzählte der Gesellschaft die Förmlichkeiten, die man bei der Wahl herkömmlich beobachtet. . . .

Nach Tisch und als jedermann gegangen war, nahm Goethe mich in seine Arbeitsstube und zeigte mir zwei höchst merkwürdige Skripta, worüber ich große Freude hatte. Es waren zwei Briefe aus Goethes Jugendzeit, im Jahre 1770 aus Straßburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geschrieben, der eine im Juli, der andere im Dezember. In beiden sprach sich ein junger Mensch aus, der von großen Dingen eine Ahnung hat, die ihm bevorstehen. In dem letztern zeigten sich schon Spuren vom Werther; das Verhältnis in Sesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern.

Die Handschrift der Briefe war ruhig, rein und zierlich, und schon zu dem Charakter entschieden, den Goethes Hand später immer behalten hat. Ich konnte nicht aufhören, die liebenswürdigen Briefe wiederholt zu lesen, und verließ Goethe in der glücklichsten, dankbarsten Empfindung.

875. Erzählung des Kreisgerichtsdirektors Wilhelm Schnitter:

Weimar, den 18. April 1829.

An einem Freitage im Monate April rückte ich bei schon beginnender Abenddämmerung in Weimar ein und schickte sogleich einen Lohnbedienten mit meiner zierlich geschriebenen Visitenkarte an Goethe ab und ließ um die Erlaubnis bitten, mich Seiner Exzellenz vorstellen zu dürfen. Der Herr Minister läßt Sie bitten, morgen vormittag um 11 Uhr zu ihm zu kommen — lautete die Antwort.

Ganz erfüllt von idealen und phantastischen Vorstellungen . . ., ging ich dem, seit langen Jahren mit Ungeduld erwarteten Augenblicke, nicht ohne ein leises Zittern zu empfinden, entgegen.

In straffer, fester Haltung, vollendet aufrecht stehend, in vornehmer, fast gebietender Stellung stand er vor mir da, der teure Dichtergreis, und über dem vollkräftigen Körper erhob sich das schöne Haupt mit

der Fülle schneeweißer Haare, und die klaren, klugen Augen sahen mich mit dem Ausdruck des Wohlwollens und leiser Erwartung freundlich an.

876. Aus Caroline von Perthalers Erinnerungen:

Weimar, 1829.

Goethe ist ein wundervoll schöner Greis mit weißen Locken, keine Falte im Gesichte, überall die kräftige Fülle eines gesunden Alters. Er geht nicht, sondern fährt immer aus, und da harrt das Volk stundenlang, bis der Goethe erscheint. Eine unendliche Ruhe ist über ihn ausgebreitet. . . .

Sie [Caroline] erhielt zuerst von ihm einen Besuch, den sie erwiderte; sie kam dann noch einmal, wie auch er, wobei er dann die Medaillen überbrachte. „Ich kann", sagte er, „mich nicht erinnern, daß seit langem etwas solchen Eindruck und solch Vergnügen mir gemacht hätte wie Ihr Spiel" — und ließ sich aus über Musik und Vortrag. Zu Müller hatte er gesagt: er hätte wieder eine jener Künstlerinnen zu hören erwartet, welche die größte Mühe darauf verwenden, schwere Passagen durchzuführen, denn das sei man von den Virtuosen gewohnt. Allein er habe sich darin getäuscht und seelenvolle, tiefe, gemütreiche Musik gehört. Goethe hatte in seinem Hause auch einen Flügel; da mußte Caroline öfters spielen, einmal ganze drei Viertelstunden lang, indeß Goethe dasaß, die Rechte in die Brust gelegt und still in sich gekehrt und — schön wie ein Gott.

877. Friedrich Rochlitz an seine Frau:

Weimar, den 24. Juni 1829.

Welche köstliche Stunden (wahrlich, sie sind unter den schönsten meines Lebens) habe ich nun nicht zu schildern! Das geht nicht auf einem Blatte; aber anzuzeigen, und damit zu veranlassen, daß Du darnach fragst, wenn Dir wirklich daran gelegen. Ich wurde erwartet, eingeführt, und der erste Augenblick machte mich über Goethes jetzt wieder erneutes, vollkräftiges Herbstnachblühen erstaunen; im zweiten hatte er mich schon an seine Brust gezogen, wo er mich schweigend festhielt, wie ich schweigend an seinem großen, edlen Herzen ruhte, bis er mit seiner noch so kräftigen Stimme ausrief: „Willkommen! Willkommen!" Wir

setzten uns; sein erstes Wort war die Frage nach Dir. Nach einer Weile begann er: „Ich meine, wir lassen uns noch frischer aus im Grünen und zu Zweien harsch aneinander. Der Wagen steht bereit. Hab' ich's recht gemacht?" Wir fuhren fast volle zwei Stunden, erst im Park, dann der untergehenden Sonne zu. Unser Gespräch berührte nicht wenige der wichtigsten Angelegenheiten des innern Menschen, ein Jeder von seinem Gesichtspunkte aus, ein Jeder den des anderen ehrend, aber den seinigen festhaltend. Lebenslang vergesse ich dieses Gespräch nicht. Bei ihm zurückgekommen wollte ich mich entfernen; er ließ mich nicht. Das Gespräch wendete — erst im Garten, dann auf dem Zimmer — sich (daß ich so sage) irdischer, besonders auf Schiller und dessen inneren Lebensgang. Wie liebenswürdig begeistert sprach der große Mann von dem großen Rival! Dann zeigte er mir köstliche Kunstgeschenke vom König Ludwig von Bayern, und wir ergossen uns darüber. Da ich von neuem zu gehen ansetzte, ließ er seinen Sohn rufen, und wir Drei gingen in ein anderes Zimmer zum Abendtisch. Hier wurden wir jugendfröhlich, indem ich von Wien, er von Neapel auskramte. So ward's spät; endlich mußte ich fort. Der Sohn mußte seinen Hut holen, mich zu begleiten: „und bis ans Bett!" sagte der Vater. Zuvor hatte er mich aber noch gedrängt, anzugeben, wen ich morgen Mittag (heute) an seiner Tafel sehen wollte. Wir blieben bei v. Müller, Meyer (den er erst, wie ich nicht wußte, von Belvedere hereinholen muß), Riemer und Eckermann. . . .

Zum Schluß für diesen Ruck einige spaßhafte Anekdötchen, die des Aufbewahrens nicht unwert sind. Du hast ohne Zweifel schon oft gehört von Goethes unter Deutschen höchst seltenen Gabe, durch überraschende, geistvoll pikante Schlagworte ein heiteres Gespräch noch mehr zu erheitern. Als wir nach jener Fahrt in seinem Gärtchen am Hause auf und ab gingen, fiel mir ein wunderliches Beet auf. Im länglichen Viereck, ohngefähr so groß wie eine unsrer ehemaligen Stuben, war es mit nichts bepflanzt — und aufs allerdichteste, so daß zur Blütezeit die Kronen ineinander greifen müssen — mit nichts, sag' ich, als mit weißen Lilien. „Ja," sagte er, „das war auch so ein Einfall! Etwas, was mir vor einem halben Jahrhundert in andrer Gestalt nur allzu wohl gefallen hatte: eine wilde Unschuld." — Als er von der vorigen Königin von Neapel, Caroline, Schwester Antoinettens von Frankreich, etwas erzählen wollte, begann er: „Sie war in anderen Umständen — als das Land, in gesegneten nämlich."

878. Rochlitz an Böttiger:

den 22. September 1829.

Die acht Tage, die ich Anfang Julius mit Goethe'n, aber auch gänzlich mit ihm, verlebt habe, gehören unter die angenehmsten meines Lebens; und unter die angenehmsten nicht allein. Es ist nicht zu sagen, wie heiter, eingänglich, liebenswürdig der Achtziger ist. G. ist dies nie in diesem Grade und dieser Beharrlichkeit gewesen.

879. Aufzeichnung des Bildhauers Ernst Rietschel:

Weimar, den 1. Juli 1829.

In Weimar wurde einen Tag lang gerastet, Rauch nahm mich mit zu Goethe, dessen bekannte Statuette im Oberrocke etwas geändert werden sollte, da Goethe sich beklagt hatte, daß sie ihm zu dick erschiene. Rauch änderte, modellierte vorn und nahm ab, ich arbeitete etwas an der Rückenseite, während der alte Herr zwischen uns stand, liebenswürdig erzählte und dann Kupferstiche zeigte. In Wort und Blick äußerte er einen unbeschreiblich milden Ausdruck. Wir blieben zu Tisch, wobei Kanzler von Müller mit zugegen war, fuhren nachmittags mit dem jungen Goethe aus und blieben auch beim Abendtisch. Goethe sprach lebendig von seiner Harzreise und den Tagesereignissen; über uns alle war eine behagliche Stimmung verbreitet.

880. Caroline von Egloffstein an Bettine von Arnim:

Weimar, am 3ten July 1829.

Goethe ist wohl, heiter, — er ist so liebenswürdig, daß ich Sie innig herbei wünsche.

881. Musikmeister Xaver Schnyder von Wartensee an K. J. Blochmann:

Den Tag nach meiner Ankunft besuchte ich Goethe. Ich empfand ein eigenes Gefühl, als der Bediente mich meldete, dann kam, um mir zu sagen: ich solle heraufkommen, dann in eine Reihe von

Prachtzimmern mich hineinschob, voll von den schönsten und reichsten Kunstgegenständen, und ich so allein, wie in einem Tempel, den Mann des Jahrhunderts, den ich noch nie sah, noch zu sehen hoffte, erwartete. Nach fünf Minuten trat er frisch und freundlich herein, mit wunderbar strahlenden Augen, ließ sich kurz die Ursachen und Verhältnisse meines Besuchs erklären, und zog mich zu sich auf das Sofa. Ich entlud mich aller Aufträge und Grüße an ihn. Als die Sprache auf eine vor wenig Jahren verstorbene, ihm sonst sehr liebe Jugendfreundin kam, so verlor er sich in der Betrachtung, wie alles Nahe und Liebe ihm voran in das Grab sinkt, er allein einsam übrig bleibt, und ein Anflug von (ich möchte sagen: ungoethischer) Wehmut kam über ihn. Er entriß sich bald dieser ihm vielleicht unlieben sentimentalen Stimmung, und leitete das Gespräch auf etwas anderes. Zum Schlusse übergab ich ihm einige Kompositionen von mir zu einigen von seinen Gedichten, und erzählte ihm die Dir bewußte Geschichte der Entstehung meiner zwei Kompositionen seines Haideröslein, und fragte ihn, welche Farbe, die sentimentale oder die humoristische, die rechte sei. Er antwortete echt goethisch objektiv: „Beides ist gut und recht, man kann das Gedicht nehmen, wie man will. Ich fordere bei meinen Sachen nicht, daß alle sie durch dasselbe Glas betrachten sollen, jeder mag daraus entnehmen, was er darin findet, und dieses ist dann für ihn das Wahre." Nach einer kleinen Stunde schied ich von ihm und dachte, daß ich ihn wohl nicht wieder werde sehen können. Als ich um 12 Uhr nach noch mehreren Besuchen in meinen Gasthof zurückkam, ward ich durch die Einladung sehr angenehm überrascht, mich abends bei seiner Schwiegertochter zum Tee einzufinden. Ich fand da die Gesellschaft im Garten und den alten Papa in der munterſten, geistreichsten Laune. Nach einiger Zeit zog sich die Gesellschaft in die Zimmer zurück, und Frau von Goethe sang mit vielem Ausdruck einige Sachen von Händel.

882. Aufzeichnung des englischen Reisenden Henry Crabb Robinson:

Weimar, den 2. August 1829.

Ein goldener Tag! Voigt und ich verließen Jena vor sieben Uhr und waren nach drei Stunden in Weimar. Nachdem wir unsere Karten in Goethes Wohnhaus abgegeben, gingen wir nach dem Gartenhaus im Park und wurden sogleich von dem großen Manne

voraelassen. Ich hatte aus dem Geschenk der Denkmünze entnehmen können, daß er sich meiner noch erinnerte, und hatte erfahren, daß ich erwartet wurde; und doch war ich tief von so wohlwollendem Empfang ergriffen. Wir trafen den Greis in seinem Häuschen im Park, wohin er sich aus seinem Haus in der Stadt, welches Sohn, Schwiegertochter und drei Enkel mitbewohnen, zurückzieht, um ungestört zu sein. Er ist gemeiniglich allein; und wenn er einen Fremden einladet, so geschieht dies zu einem tête-à-tête. Dies ist eine kluge Art, seine Kräfte zu sparen. Siebenundzwanzig Jahre früher beschrieb ich ihn folgendermaßen: „Ich erblickte in Goethe einen ältlichen Mann von einschüchternder Würde, mit durchdringendem, schwer auszuhaltendem Blicke" — „ein Auge, das, gleich demjenigen Jupiters, droht oder gebietet" — „einer etwas gebogenen Nase und sehr ausdrucksfähigen Lippen, welche, wenn sie geschlossen waren, sich immerfort in Bewegung setzen zu wollen schienen, als ob sie nur schwer ihre verborgenen Schätze vor dem zu-Tage-kommen zurückzuhalten vermöchten. Sein Schritt war fest, so daß er einem sonst etwas allzu beleibten Körper eine edle Haltung gab: seine Gebärden waren gelassen, und er hatte eine freie und Begeisterung kündende Miene."

Jetzt sah ich freilich dieselben Augen; aber die Augenbrauen waren dünn geworden, die Wangen hatten Furchen bekommen, die Lippen kräuselten sich nicht mehr mit Scheu erweckendem Zusammenpressen, und die aufrechte, stolze Haltung war einem sanften Neigen gewichen. Damals hatte er mich, nach der ersten stolzen Verbeugung, weiter keines Blicks gewürdigt; jetzt war er ganz Höflichkeit.

883. Henry Crabb Robinson an seine Freunde Denmans und Flaxmans:

Dresden, den 27. August 1829.

Ich hatte die Absicht, in Weimar nur drei Tage zu bleiben — es wurden aber sechs daraus. — Ich war jeden Tag mehrere Stunden bei Goethe — er befindet sich sehr wohl — er ist ein gütiger, würdevoller, schöner alter Mann, unendlich zugänglicher als damals, wo Sie ihn sahen. — Er ist geblieben, was er immer war, eine Persönlichkeit, wert, abgöttisch verehrt zu werden, — aber viel liebenswürdiger als zu jener Zeit, wo er noch im Vollbesitze seiner Kraft stand — das Alter hat das Spröde in seinem Wesen gemildert.

884. Rahel Varnhagen an Ottilie von Goethe:

Berlin, den 23. Auguſt 1829.

Und gerade hier erlauben Sie mir wohl, mich erkenntlich für die Weimarer Tage zu bedanken. Dem hochgeliebten einzigen Vater, wage ich ein ſolch Wort zu ſagen: ſo frey, ſo ganz wie mit einem Andern ich mich, aus tiefſter Ehrfurcht, in Seiner Gegenwart betrage, ſo drängt mich mein ganzes Weſen, das was ich bin und war, vor ſeine Füße zu ſinken und die Erde zu berühren wo er ſteht! und ewig wird dies ſo bleiben, da es in meinem Alter noch zunimmt.

885. Großherzogin Luiſe an die Freiin Karoline von Freyſtadt:

Weimar, den 28. Auguſt 1829.

Je vous prie de dire à ma sœur que c'est aujourd'hui le jour de naissance de Goethe qui a 80 ans. Il est étonnant pour son âge, ayant l'air beaucoup plus jeune, en tenant fort droit et marchant d'un pas très ferme. Tout l'intéresse, les sciences comme la littérature et la politique. En un mot, il prent une vive part à tout ce qui se passe dans le monde et, étant ainsi, il y a à espérer qu'on le conservera encore assez longtemps.

886. Peucer an Böttiger:

Weimar, den 19. September 1829.

Göthes 81ſter Geburtstag wurde von einer kleinen Zahl Eingeweihter und nächſten Freunde durch ein Mittagsmahl im Gaſthauſe zum Erbprinzen gefeiert. Schon mehrere Wochen vorher hatte der alte Herr geäußert, er wünſche keine Feier, da ſein Geburtstag, nachdem der ſelige Großherzog todt ſei, keine Bedeutung mehr habe. So war es noch, als der Kanzler v. Müller ſeine Reiſe nach Italien antrat. Nachher iſt man aber in den nächſten Umgebungen Göthes doch wieder auf die Sache zurückgekommen, und da Weimar hinter den übrigen Städten Deutſchlands doch nicht ganz zurückbleiben und allein ſchweigen konnte, während an allen Orten und Enden gedichtet und gejubelt wurde, ſo gab er zuletzt ſeine Einwilligung; jedoch ſollte Alles möglichſt ſtill und geräuſchlos, ohne großes Aufſehen, gemacht

werden. So kam es denn, daß nur 19 Personen sich zu einem traulichen Festmahle im Erbprinzen, in einem abgelegenen Zimmer hinten hinaus, zusammenfanden, wozu noch 13 Fremde aus mehreren Städten Deutschlands und des Auslandes hinzugezogen wurden, die sich eben hier befanden. Am Morgen hieß es, Göthe werde nach Berka fahren, um den Gratulationen auszuweichen. Indessen war aber am frühesten Morgen das in einer Kiste angekommene Geschenk des Königs von Baiern (eine Niobide) ausgepackt worden, Coudray hatte es in einem Zimmer, vor einem angebronzten dunkeln Hintergrunde passend aufgestellt, die übrigen Gaben und Festgeschenke waren reichlich und sinnig auf Tischen und Tafeln ausgebreitet, und als nach 7 Uhr der Gefeierte, von seiner Familie begleitet, in die Zimmer tritt, um sich die schönen Sachen und Widmungen zeigen zu lassen, so vergeht die Zeit ganz unvermerkt, und siehe da, es melden sich schon einige Freunde und Freundinnen des Hauses, sie werden eingelassen, es kommen andere hinzu, und kurz, die Reise nach Berka muß aufgegeben werden, der alte Herr mußte im Négligé anwesend bleiben, und schnell verbreitete sich die Nachricht, Göthe bleibe hier und nehme Glückwünsche an. So machte ich mich denn ebenfalls auf den Weg und trat nach 11 Uhr ein. Die Zimmer waren noch voll. Man ging ab und zu. Er war sehr heiter, ging umher, sprach, stand wieder still, und hat sich die ganze Zeit über nicht gesetzt. Seine Haltung war gerade, sein Auge lebhaft und mild. Eine Menge Glückwünschungsbriefe und Gedichte lagen auf der Tafel; den Brief des Königs von Baiern aber hatte er an sich genommen. Wir hatten nachher an unserer Festtafel den Genuß, ihn vorlesen zu hören.

887. Archäolog Otto Magnus Freiherr von Stackelberg an August Kestner und Eduard Gerhard in Rom:

Dresden, den 15. November 1829.

In Weimar wurde ich in Goethes Schooße aufgenommen; der alte, einzige Sänger kam mir mit Achtung und Freundschaft entgegen, überraschend bey seinem allbekannten Ernst und bey der Vergötterung, die er in seinem Leben erreicht hat. Wie er Andre behandelt, das habe ich an dem Kanzler Müller gesehen, der Dir wohl einen Gruß von mir brachte, mein guter August. Denn er verstummt, sobald er jemand nicht gern mag, geht ans Fenster und nimmt ein

Buch in die Hand. Aber der Kanzler des Herzogthums ließ sich nicht decontenanciren, sondern ich wurde sein Vertrauter und nachmals wurde viel über alles gelacht. Goethe ließ mich nicht von sich, und stolz auf die Auszeichnung von einem solchen Manne, wäre ich ganz geblieben, hätte ich nicht das Ziel meiner Reise immer vor Augen behalten. Während fünf ganzer Tage ließ er mich doch nicht los. Ich bekam seine Kunstsammlung zu sehen, das Manuscript seiner Italischen Reise zu lesen, welches jetzt zum Druck vorbereitet wird und Interessantes über sein Verhältniß mit Angelika, seinen Aufenthalt in Albano mit Kunstübungen, und das Leben des heiligen Ignazius enthält, voll geistreicher Betrachtungen. Von morgens um 10 Uhr bis gegen Mitternacht mußte ich bey ihm täglich zubringen, sein Tischgenosse, Spaziergefährte, und wenn der gute Alte früher sich zurückzog, sagte er immer: Sie bleiben doch morgen noch? und übergab mich seiner geistgebildeten Schwiegertochter, welche er mich einzunehmen lehrte, indem ich Lord Byron gesehn und gekannt hatte, und ihr, als einer Aglomanin und Gräkomanin, willkommenster Berichterstatter werden sollte. Da ward denn zu meiner Unterhaltung die schönste junge Dame von Weimar täglich eingeladen, ein Fräulein Gersdorf, sanft und jungfräulich, mit einem Paar der schönsten Augen, bey hoher schlanker Gestalt. Bald wurde nach Belvedere gefahren, bald am Hofe bey der trefflichen alten Großherzogin zugebracht, bald Schlösser und Gärten besucht; bald spazierten wir in seinem Gartenhause an der Ilm unter selbstgepflanzten Bäumen umher, bald nahm er meinen Apollotempel von der Bibliothek vor und musterte den Phigalischen Fries, über den ich mit ihm angenehme Gespräche führte, und mich freute, doch in einem Stücke klarer als er zu sehen. Creuzern ist er ganz abgeneigt, doch ist er es mir nicht. Er legte mir einige antike Fragmente vor, die ihm unerklärlich vorkamen und freute sich, daß ich sie ihm lösen konnte; die Nüsse waren nicht schwer aufzuknacken. Zum Andenken gab er mir die Zeichnung davon. Wir wechselten Gastgeschenke. Eine ziemlich unbedeutende, große Aussicht von Taormina, die ihm Kniep gezeichnet, ersetzte ich mit meiner Aussicht von einem weit schöneren Standpunkte. „Sie haben erreicht, was ich strebte," sagte er über meine Zeichnungen. Vier Medaillen mit seinem Porträt erhielt ich auch zum Andenken. Es war eine Lust den Alten mit Kindern, die immer ab und zu bey ihm vorkamen, sprechen zu hören, denn er hat eine rührende Art, sich mit ihnen zu unterhalten und spricht dann ganz in ihrem Sinne, drum sie auch

an ihm hängen und ganz mit ihm vertraut sind. Ich könnte nicht aufhören von ihm zu erzählen, so hat er mich bezaubert, so schlicht und naiv ist sein Reden, so ungekünstelt und ungewählt sind seine Worte und immer treffend; er hat die Natursprache in seinem Besitz. Ich war froh, wenn ich allein seyn konnte und über ihn nachdenken. Ich zeichnete sein Landhäuschen an der Ilm eines Morgens ganz früh und glaubte mich ganz unbemerkt von ihm; da kam es aber nachher doch heraus, daß er mich gesehen hatte und auf denselben Standpunkt hingegangen war, wo er über die Wahl des Ortes sich verwunderte, weil man das Haus sogar gestochen hatte, aber niemand darauf gefallen war, es von dem Punkte zu nehmen, von welchem es ihm am besten zu einem Bilde sich zu eignen schien. Es ist wirklich der schwierigste Gegenstand, um etwas daraus zu machen, das nicht bloß des Namens wegen gezeichnet erscheinen soll. . . .

Goethe's Gesicht ist, den festen, ernsten Charakterausdruck abgerechnet, nicht mehr schön zu nennen; die Nase ist sehr stark geworden, denn die Haut hat sich hüglig erhoben, die Augen stehen schräg, denn die äußeren Augenwinkel haben sich stark gesenkt, die Augensterne sind kleiner geworden, weil sich durch eine staarartige Verbildung ein weißer Rand umhergegossen hat. Er geht mit den Füßen schurrend auf dem Boden, aber dennoch über die Treppen herunter, ohne sich anzustützen oder den Arm eines Begleiters zu brauchen. Rauch hat eine kleine Figur von ihm modellirt, wovon ich Gypsabgüsse gesehn, die ihm sehr ähnlich ist, im Ueberrock, die beyden Hände auf dem Rücken zusammengefaßt, wie er oft zu thun pflegt.

Dresden, den 29. Januar 1830.

Ich unterließ nicht, ihm überhaupt seine Meinung über die neuesten Ansichten der Mythologie in Creuzers Werke abzugewinnen und hörte, daß er gar nicht damit zufrieden sei, daß er kein Gefallen daran fände. Ich wurde gerade damals durch das Eintreten des Kanzlers Müller aus Weimar verhindert, weiter darin einzugehen, und dieser langweilige gebildete Mann, den du vermuthlich wirst kennen gelernt haben, wurde darauf so sonderbar von dem Dichter behandelt, daß ich ihn aus der Verlegenheit ziehen zu müssen glaubte, denn nach ein paar trockenen Worten Erwiederung ließ Goethe den großen Staatsmann sitzen, ging ans Fenster und nahm ein Buch in die Hand, in welchem er fortlas bis der Kanzler fortgegangen war. So

behandelte er ihn für die Störung und ich mußte die Konversation in seinem Hause führen. Der Kanzler schien aber an solche Launen gewöhnt, ließ sich nicht stören und quälte mich am Ende auch mit Gesprächen eine Stunde lang, so daß ich nachher von Goethe über meine Guthmüthigkeit, ihm geantwortet zu haben, ausgelacht wurde, worauf ich ihm bemerklich machte, daß ich auch einen Unbekannten gern aus einer Verlegenheit zöge, und der treffliche Alte mich umarmte. Sein Leben in Weimar ist durchaus nicht, wie es seyn sollte. Er bringt es fast immer auf dem kleinen hübschen Landhause im Park zu, wo er mir wie Rousseau erschien, abgeschieden von der Welt, nur in sich selbst lebend und durch Journäle und Zeitungen von allen Gegenden dem Lauf der Begebenheiten und der Entwicklung des Geistes zusehend, indem er seine eigenen Sachen sammelt und zu der Cottaischen Herausgabe fördert. So ist er denn vielfältig beschäftigt und pflanzt im Frühjahr selber seine Malven von allen bunten Farben, die, wie er selbst sagte (in ihren bunten Röcken an hohen Stöcken hinaufgezogen) Schildwache bey seinem Spaziergange halten.

888. Aufzeichnung von Willibald Alexis:

Weimar, den 12. August 1829.

Goethe wohnte diesmal in seinem anmutigen Landhause am Park. Ich ging bei einem Frühspaziergange heran, um, indem ich meine Karte abgab, selbst anzufragen, ob ich am Nachmittage zur gewohnten Stunde Zutritt erhalten könne? . . . Der Diener war zur Hand und eilte mit der Karte die Treppe hinauf, um mir sogleich Antwort zu bringen, und die lautete: ich möchte nur in das untere Zimmer treten, Goethe werde sogleich erscheinen. . . .

Noch war keine Minute verflossen, seit ich in das Zimmer trat, als ich auf der Treppe seine Fußtritte hörte.

Die Tür ging auf, und, im grauen Schlafrock, trat der Mensch und Dichter Goethe ein. Das war die hohe Gestalt, die herrliche Stirn, das große blaue Auge, das damals meinen Freund entzückt, als mich der Glanz des schwarzen Frackes und des silbernen Sternes den Menschen über der Exzellenz nicht sehen ließ. Diese war diesmal beim Kammerdiener, welcher die Tür hinter ihm schloß, vollständig zurückgeblieben. Goethe reichte mir die Hand, und seine sonore, vom Alter unangefochtene Stimme begrüßte mich: „Sehen

wir Sie auch einmal hier. Das ist ja recht von Ihnen. Wo kommen Sie her?"

Wir saßen diesmal nicht auf feierlichen Stühlen einander gegenüber. Er zog mich auf das kleine Kanapee neben sich, und keiner brauchte die Unterhaltung zu machen; sie war von selbst da und ging in anmutigem Flusse fort. Goethe wollte von seinen Pariser Freunden wissen, und was ich ihm mitteilen konnte, war ihm angenehm. Unser gemeinsamer Freund, J. J. Ampère, der Sohn, konnte sich einer Teilnahme des Greises erfreuen, die mir bewies, daß Goethe wärmerer Gefühle fähig sei, als man ihm zugestand. Ganz undiplomatisch ging es freilich auch hier nicht zu. Denn als er mich fragte: „Hat denn unser Freund auch mit Appetit von dem Rentierschinken in Ihrer Lappenhütte gegessen?" so war es Goethen wohl weniger darum zu tun, dies zu erfahren, als mir auf eine artige Weise zu verstehen zu geben, daß er meine Herbstreise nach Skandinavien kenne. Um deshalb bildete ich mir übrigens nicht ein, daß er das Buch gelesen habe, aber es ist schon genug, wenn ein Dichter im achtzigsten Jahre, und ein Goethe, der jüngern Literatur nicht fremd bleibt und von allen Erscheinungen, sei es auch durch unvollkommene Freundesmitteilungen, Notiz nimmt. Dieselbe milde, anerkennende Tendenz im ganzen Gespräche, das eben deshalb keine leuchtenden Punkte und keine schroffen Spitzen bot, die besonders in der Erinnerung geblieben wären. Hindeutungen auf eine allgemeine Europäische oder Welt-Literatur, eines der Lieblingsthemata in seinem noch von Phantasien umgaukelten Lebenswinter, traten auch hier in der Unterhaltung heraus.

Nicht enttäuscht und nicht berauscht, angenehm gesättigt trat ich aus der heitern Stube, aus dem freundlichen Hause. Das Bild des edlen Greises, in dessen Zügen noch volle Erinnerung an die Götterkraft seiner Jugend blitzte, begleitete mich. Alle Bilder, die damals von ihm existierten, und die mir nachher zu Gesicht kamen, drücken das nicht aus, was ich gesehen.

889. Anton Eduard Odyniec an Julian Korsak:

Weimar, 20. August 1829.

Gestern, genau zu Mittag, hielt ein eleganter Wagen der Frau Ottilie vor unserem Hotel, und eine Viertelstunde später stiegen wir aus demselben bei der Gartenpforte des Landhauses Goethes aus, wo

uns schon ein alter Diener Goethes erwartete, der uns durch den Garten führte, die Türe des Salons öffnete, uns einließ und fortging. Das Haus ist klein, einstöckig; es muß gemauert sein, denn es ist weiß und mit Weinlaub überzogen. Der Salon, in dem wir warteten, ist geräumig, bescheiden ländlich möbliert und hat kein Parkett, sondern einen braun eingelegten Fußboden. Im Kamine, der so rein gekehrt war, als hätte darin nie ein Feuer gebrannt, lag ein entzweigerissenes Papierblättchen. Ich hob die eine Hälfte auf; Adam erkannte die Handschrift Goethes, welche er im Stammbuche der Frau S. gesehen hatte, und wir nahmen es zum Andenken mit. Es war irgend ein Fragment über Physik. Wir warteten, halblaut sprechend, beinahe eine Viertelstunde. Adam fragte, ob mir das Herz poche. In der Tat war das eine Erwartung wie die irgend einer übernatürlichen Erscheinung. Er selber erinnerte daran, wie er vordem die Frau S. darum beneidet hatte, daß sie Goethe gesehen und mit ihm gesprochen. Da hörten wir oben Schritte. Adam zitierte mit Nachdruck den Vers aus Zgierskis Ciszka: „Man hört ein Gehen und ein hohes Schreiten," und kaum, daß wir uns zu diesem im Augenblicke passendsten Zitate erkühnten, öffnete sich die Türe, und herein trat — Jupiter! Mir wurde heiß. Und ohne Übertreibung, es ist etwas Jupiterhaftes in ihm. Der Wuchs hoch, die Gestalt kolossal, das Antlitz würdig, imponierend, und die Stirne! — gerade dort ist die Jupiterhaftigkeit. Ohne Diadem strahlt sie von Majestät. Das Haar, noch wenig weiß, ist nur über der Stirne etwas grauer. Die Augenbrauen klar, lebhaft, zeichnen sich noch durch eine Eigentümlichkeit aus, nämlich durch eine lichtgraue, wie emaillierte Linie, welche die Iris beider Augen am äußeren Rande rings umfaßt. Adam verglich sie dem Saturnusringe. Wir sahen bisher bei niemand etwas Ähnliches. Er trug einen dunkelbraunen, von oben bis herab zugeknüpften Überrock. Auf dem Halse ein weißes Tuch, das durch eine goldene Nadel kreuzweise zusammengehalten wurde, kein Kragen. Wie ein Sonnenstrahl aus Gewölke verklärte ein wunderbar liebliches, wohlwollendes Lächeln die Strenge dieser Physiognomie, als er schon beim Eintritte uns mit Verbeugung und Händedruck begrüßte und dazu sprach: „Pardon, Messieurs, que je vous ai fait attendre. Il m'est très agréable de voir les amis de Mme. Szymanowska, qui m'honore aussi de son amitié." Du mußt nämlich wissen, daß Goethe ein großer Verehrer der Frau S. war und über sie sprechend äußerte: „Elle est charmante, comme elle est belle; et gracieuse, comme elle est charmante."

Sodann, als wir uns gesetzt hatten, wandte er sich zu Adam und versicherte ihm, er wisse, daß er an der Spitze der neuen Richtung stehe, welcher sich die Literatur bei uns wie in ganz Europa zukehre. „Ich weiß es aus eigener Erfahrung," fügte er hinzu, „was das für eine schwere Sache ist, gegen den Strom zu schwimmen." — „Auch wir wissen es", antwortete Adam, „nach den Erfahrungen Ew. Exzellenz, wie große Genien beim Übergange durch sie die Strömung sich nach umlenken." Goethe nickte ein wenig dazu, wie zum Zeichen, daß er das Kompliment fühle, und weitersprechend beklagte er, daß er nur wenig von der polnischen Literatur kenne und keine slawische Sprache verstehe. „Mais l'homme a tant à faire dans cette vie." — Er fügte aber hinzu, daß er Adam schon aus den Journalen kenne, sowie auch Fragmente aus seiner neuen Dichtung (Wallenrod), welche ihm Frau S. freundlichst in einer deutschen Übersetzung (von Fräulein Karoline Janisch, einer Freundin Adams in Moskau) zugesendet, oder welche er später in den Leipziger Jahrbüchern gelesen hatte. Dorther wisse er auch, wie er, sich zu mir wendend, versicherte, von dem von mir herausgegebenen Almanach (Melitela), welcher Produktionen aller jetzt lebenden polnischen Dichter enthält, habe auch dort die Übersetzung meiner Dichtung „Die Gefangene des Litauers" gelesen und lobte die Lebendigkeit der Handlung und des Stiles, „autant que je puis en juger par la traduction." Ich errötete mächtig, ob aus Bescheidenheit oder Freude, weiß ich nicht, gewiß aber aus mächtiger Erregung. Adam warf inzwischen einige Worte über meine Übersetzungen aus Bürger hin. Im Blicke Goethes, welchem meine erhobenen Augen begegneten, glaubte ich den Ausdruck wohlwollender Güte zu sehen. Als ihm dann Adam auf sein Verlangen den ganzen Gang der polnischen Literatur wunderbar konzis und klar vorführte, und zwar von der ältesten bis zu der neuesten Zeit, wobei er denselben mit den historischen Epochen zusammenhielt und verglich: war in den auf ihn unverwandt gerichteten Augen Goethes nicht bloß eine tiefe Würdigung, sondern auch ein lebhaftes Interesse an dem Erzählten zu gewahren. Die Fingerbewegung seiner auf das Knie gestützten Hand schien dasselbe zu bezeugen. Notabene, ich vergaß zu sagen, daß Goethe im Beginne dieses Gespräches sich des Deutschen bediente; kaum hatte ihm aber Adam, und zwar auch deutsch gesagt, daß er zwar des Deutschen immerhin mächtig sei, aber es nicht wage, sich dessen in seiner Gegenwart zu bedienen: so kehrte er gleich zu dem Französischen zurück. Im weiteren Laufe des Gespräches behauptete

Goethe, daß bei dem immer schärfer hervortretenden Streben nach allgemeiner Wahrheit auch die Poesie und überhaupt die Literatur einen immer allgemeineren Charakter annehmen müsse; gestand aber Adam zu, daß sie nie besondere nationale Züge verlieren würde. Von da ging das Gespräch auf die Volkslieder über, und mit lebendigem Interesse fragte Goethe und hörte zu, was Adam und zum Teil auch ich ihm über die Verschiedenheit im Charakter und in den Tonweisen unserer provinziellen Gesänge erzählte, und wiederholte das alles später selber beim Mittagessen für die andern. Damit endigte unser literarisches Gespräch. — Dann sich zuerst zu Adam, dann zu mir wendend, fragte er um unsere weiteren Reiseprojekte, indem er sich gefühlvoll Italiens und Roms erinnerte, wobei er uns, wie er sagte, darum beneidete, daß wir dorthin gingen, woher er einst in seiner Jugend die liebsten Erinnerungen zurückgebracht habe. Weiter sprach er mit Adam über seine Bekannten in Berlin, die jener auf der Durchreise kennen gelernt hatte, und zwar besonders über Professor Gans; dann kehrte er wieder zu Frau S. zurück und tat einiger anderen ihm einst bekannt gewordenen Polen Erwähnung, namentlich Johann Potockis und der Fürstin Lubomirski, denen beiden er großes Lob spendete. Als wir, uns empfehlend, aufstanden, bedauerte er sehr, daß er wegen des eben strömenden Regens uns nicht sein Gärtchen (son petit jardin) zeigen könne. „Mais j'aurai le plaisir de jouir encore de votre société à diner chez ma belle-fille." Und sich lächelnd zu mir wendend, fügte er hinzu: „Et nous aurons quelques jolies dames et demoiselles; j'espère que ça vous fera plaisir." Wir lachten beide, und er wandte sich auch lachend schnell zu Adam, ihn gleichsam vertraulich fragend: „N'est ce pas?" Darauf reichte er uns die Hand, und als wir schon auf der Stiege waren, öffnete er nochmals die Salontüre und wiederholte: „Au revoir!"

„Wie, zum Teufel, gescheut ist der!" Das war das erste Wort Adams, als wir die Treppe hinabgingen. Und auch ich habe einen Beweis an mir, wie schnell er findet, was jemandem gefällt oder gefallen möchte. Denn könnte mir's einfallen, daß an diesem Tage und neben Goethe irgend ein anderer Stern über meinem Geisteshorizonte aufgehen könne? Und der alte Seher prophezeite das!

Inmitten der Gäste, die wir, um ein Viertel vor drei kommend, bei Frau Ottilie antrafen, waren auch Vogels; — er Hofrat und Leibarzt des Großherzogs, und sie — eine Schönheit in der vollen Bedeutung des Wortes. Es ist schwer, neben ihrer den Grazien eigenen

Gestalt und Bewegung noch über ihre Züge zu sprechen; über diese „Musik im Antlitz", wie es Lord Byron bezeichnet. Aber überlese Dir die Beschreibung Theresens (sie selber heißt Rosa) in seiner Dichtung „Mazeppa", und Du wirst beinahe die ähnlichste Vorstellung von ihr bekommen, wenigstens von ihren Augen. . . .

Goethe kam Punkt drei Uhr in einem, wie mir schien neueren Überrocke, aber von derselben Farbe, mit einem weißeren Halstuche als zu Hause, sonst aber wie dort gekleidet und, wie es schien, heiteren Humors. Die sämtlichen Damen gingen ihm entgegen, und er begrüßte jede mit einem Händedrucke und sprach lächelnd mit ihr. Die Reihe kam dann an uns. Goethe fragte seinen Sohn, ob er uns mit den anwesenden Gästen bekannt gemacht habe? und, auf das Fräulein hinweisend, sagte er: „c'est la petite-fille de notre Schiller". Ich weiß aber nicht, ob in gerader Linie, und habe mir ihren Zunamen nicht gemerkt; ich weiß nur, daß sie anders heißt, und so muß sie wohl ein Enkelin von der Tochter her sein. Doch gestehe, daß das immerhin etwas bedeutet, eine Enkelin Schillers im Hause Goethes zu sehen.

Bei Tische saß Adam zwischen Goethe und Frau Ottilie; ich hatte von der einen Seite die angenehme Nachbarschaft der Frau Vogel, von der anderen die des Fräuleins Pappenheim. Das Gespräch war lebhaft, . . . das ich selbstverständlich, ob gerne oder ungerne, nach beiden Seiten hin führen mußte und überdies mein Ohr so viel möglich nach dem Sprechen Goethes mit Adam hin richtete. Trotzdem konnte ich selten etwas erhaschen, außer wenn Goethe seine Stimme erhob, sei es, daß er zu Entfernteren sprach, sei es, daß er seine Worte an alle richtete, wo dann auch alle schweigend zuhörten. Und so erzählte er unter andern von den alten deutschen Stadtsoldaten, deren welche er in seiner Jugend in Straßburg kennen gelernt hatte, wie sie, auf den Festungswällen Wache stehend, ihr Gewehr auf die Erde legten und Strümpfe strickten. Und er erzählte das so launig, daß es unmöglich war, dabei nicht zu lachen. Im allgemeinen schien er heiteren und scherzhaften Humors zu sein, doch gab es auch Momente, in denen er sich gravitätischer äußerte. So entgegnete er Herrn Vogel auf seine Behauptung, die Theorie müsse immer der Praxis vorangeben, mit Nachdruck, daß sie immer mit der Praxis zusammengehe, „denn es ist den Menschen unmöglich, körperlose Seelen zu schaffen". Herrn Eckermann dagegen, der ihm gegenüber saß, wiederholte er Wort für Wort das, was er von Adam über die Volkslieder vernommen. Dieses Wiederholen fremder Worte muß

seine Gewohnheit sein, und das sicher um der Artigkeit willen. Denn als er nach dem Essen beim Kaffee mit der Schale in den Händen neben mir stehend mich heiter auf deutsch fragte: „Nun, wie gefallen denn Ihnen unsere Damen?“ und ich, durch diesen Ton ermutigt, mich verneigend und lächelnd: „Paradiesischer Vogel, Exzellenz!“ zur Antwort gab, lachte Goethe laut auf und bewegte sich mit großen Schritten zu den Damen, um ihnen diese Worte zu wiederholen. Frau Ottilie und die anderen sahen lächelnd nach mir herüber. Frau Rosa wurde purpurrot, aber ihr Blick beruhigte mich aufs schnellste, daß das nicht aus Zorn geschah. Später, als uns Herr August eine Sammlung Büsten großer Männer und sein Mineralienkabinett zeigte und darin namentlich viele, sehr gut erhaltene versteinerte Zähne verschiedener Tiere, machte Adam die Bemerkung, daß kein vorsündflutlicher Dentist schönere besitzen konnte. Goethe gefiel dieser Scherz, wie es schien, so gut, daß er sich sogleich zu den Damen wendete und es ihnen lächelnd wiederholte.

Vor sechs Uhr ging Goethe in seine Zimmer, die er oben bewohnt, und nahm von jedem mit einem „au revoir“ Abschied.

Weimar, 1829, 27. August um Mitternacht.

Der heutige Abend bei Frau Ottilie war ein Ballabend — der Polterabend des morgigen Festes. Die ganze Gesellschaft Weimars und die von allen Seiten hergekommenen Gäste füllten die reichbeleuchteten Salons. Man sprach die Gratulationen noch nicht formell aus, man spürte sie aber in allem. Alle Damen in glänzender Toilette, die Herren mit weißen Halsbinden, auf den Tischen große Buketts, überall festliche Kleidung und Drapierung. Goethe war als Sonne und Idol des Festes der Zentralpunkt, gegen den alles gravitierte. Die Menge folgte ihm, bei seiner Annäherung verstummte das Gespräch und lauschte man nur auf seine Worte. Er beteilte damit, langsam den Salon umschreitend, wohlwollend alle . . . Ich hatte nicht Zeit, dem zu folgen, was er mit anderen sprach, ich weiß nur von Adam, daß er ihm sehr artig dafür dankte, daß er noch diesen Tag hier geblieben sei. Trotz des wohlwollenden Sprechens und Lächelns konnte man aber unschwer erkennen, daß es nur eine angenommene Rolle sei, die er nur aus Zwang oder des Anstandes wegen spielte. Auf seinem Statuengesichte war weder Bewegung noch Lebhaftigkeit zu gewahren. Auch seine Gegenwart wirkte durchaus

nicht belebend. Solange er im Salon verweilte, bewegte ſich das Geſpräch wie in Feſſeln; erſt als er ſich incognito auf ſeine Zimmer zurückzog (das war etwa um 10 Uhr), wurde das Gemurmel allmählich lauter, bis zuletzt der ganze Salon davon erfüllt wurde.

890. Jean Pierre David d'Angers an einen deutſchen Schriftſteller:

6. Auguſt 1843.

J'ai travaillé à cet ouvrage avec tout l'ardeur que m'inspiraient mon admiration et ma veneration pour le grand homme qui m'avait reçu avec tant de bienveillance dans son intimité. C'est une belle et noble mission que celle de l'artiste de la statuaire qui, par sa donée parle à l'avenir le plus reculé. C'est aussi pour cela que l'art ne doit consacrer que les types qui honorent. Goethe aimait beaucoup la proportion colossale pour de certaines personifications, il me disait, rien ne me parait absurde comme l'idée d'elever à une tres grande hauteur les ouvrages d'une grande dimension. Il faut, au contraire, les rapprocher du spectateur, afin qu'il voye bien qu l'on a eu l'intention de réaliser ce que l'imagination inspire quand un homme est grand par son génie.

XVIII.

Vom achtzigsten Geburtstage bis zum Hinscheiden.

28. August 1829 bis 22. März 1832.

891. Tagebuchaufzeichnung Eduard Simsons:

An Goethes Geburtstag, den 28. August 1829.

Der Kammerdiener führte mich die breite Treppe hinauf; mich melden zu lassen, sei heute nicht nötig, da das Haus jedem offen stände. Durch solche Freundlichkeit und das vor der Stubentür in Holz eingelegte Salve noch mehr ermutigt, trat ich in das Zimmer und sah den Hochgefeierten in einem kleineren rechts, das Büsten und Gipsabgüsse enthielt, einfach in einem langen braunen Rock, langen grauen Hosen und Stiefeln, mit lose umgebundenem Halstuch — denn von solchem Heros bemerkt man ja auch wohl Kleinigkeiten mit Interesse — im französischen Gespräch mit einigen Männern dieser Nation und einigen Engländern. . . . Endlich kehrte er sich um; meinen Brief ihm darreichend trat ich zu ihm. „Das ist hübsch," sagte er, „daß von Zelter etwas Freundliches zu diesem Tage eintrifft — ich freue mich sehr — Sie erlauben, daß ich den Brief lese," und einen jungen Mann heranwinkend: „Unterhalten Sie diesen Herrn!" trat er in das Nebenzimmer, wo ich ihn mit unbewaffnetem Auge das Schreiben lesen sah. . . .

Kurz darauf trat er mit dem Landesdirektionsrat Töpfer an mich heran, stellte mich ihm vor und äußerte den Wunsch, daß derselbe mich zur Gesellschaft, die heut in einem Mittagsmahl das Fest feiert (nicht prunkend, wie mir Herr T. sagte, aber in innerer Bedeutung) einladen solle, und zwar mit den Worten: „er ist von Zelter sehr empfohlen, und aus allem, was ich aus dem Brief von ihm ersehe" — weiter ließ ihn Töpfer nicht sprechen, denn ihn mochte die Bemerkung drängen, die er zu machen für nötig fand: „Euer Exzellenz machen mich durch einen Befehl am heutigen Tage glücklich". . . .

Goethe fragte, wo ich wohne, und als ich den Weißen Schwan genannt, meinte er, er sei von den kleineren Gasthöfen, aber artig — und wir würden doch gute Nachbarschaft halten.

892. Anton Eduard Odyniec an Julian Korsak:

Weimar, 28. August 1829.

Es war schon nach halb ein Uhr, als wir, auf dem Wege nach Ablegung ihrer Gratulationen Rückkehrender begegnend, an Goethes Schwelle standen. Durch die angelweit offenstehende Vorhaustüre fielen die Sonnenstrahlen gerade auf das Wort Salve, welches in Mosaik auf dem Fußboden ausgelegt ist. — Sobald er uns eintreten sah, ging er aus dem ihn umgebenden Männerkreise auf uns zu, reichte uns die Hand und erwiderte auf unsere wenigen glückwünschenden Worte: „Je vous remercie, Messieurs, je vous remercie sincerement.“ Darauf mischten wir uns in den Schwarm von Gästen beiderlei Geschlechtes, die den Salon in Goethes eigenem Appartement füllten und sich darin umherbewegten. Auf einem Tische unterhalb des Spiegels lagen verschiedene Damenarbeiten und ein großer Stoß schriftlicher Gratulationen, Gedichte und Briefe, welche der Gefeierte heute erhalten hatte. Doch der Hauptgegenstand des Interesses und Gespräches war der Brief des König-Dichters, welcher namentlich bei den Damen von Hand zu Hand ging, und den mir erst Frau Rosa freundlich zum Überlesen reichte. Er beginnt mit den Worten: „Herr Minister!“, erinnert an die für den Schreibenden denkwürdige Stunde, in welcher er selbst Goethe vor zwei Jahren besuchte; wünscht ihm hundert Jahre zu erleben und bittet ihn, als Angebinde eine mitfolgende Kopie der neuentdeckten altertümlichen Bildsäule, welche einen Sohn der Niobe vorstellen solle, anzunehmen. Er schließt mit der Bitte um Bezeichnung des Hauses, das Goethe in seiner Jugendzeit während seines Aufenthaltes in Rom, wohin auch der König zu reisen sich anschicke, bewohnte; „denn selbst die geringfügigsten Dinge, wenn sie auf große Männer Bezug haben, sind wichtig.“ Die Unterschrift: „Ihr bewundernder Ludwig.“

Die erwähnte Bildsäule stand, mit einer Blumengirlande geschmückt, auf einem schönen Postamente in dem anstoßenden Büstensaale, gerade der offenen Salontüre gegenüber, damit sie alle von dort aus sehen könnten. Doch begnügte sich niemand damit, sondern alle gingen der Reihe nach, sie in der Nähe besehen. David und uns mit ihm führte Goethe selber hin, entzückt von der harmonischen Schönheit der Einzelnheiten und des Ganzen. Später sah ich von weitem, wie er allein wieder hinzutrat, sie mit Aufmerksamkeit betrachtete und dabei die Hände und Finger bewegte, als wenn er mit jemandem spräche. Im

allgemeinen war heute bei ihm unvergleichlich mehr Leben und Gefühl zu gewahren, als gestern; und wer weiß, ob ihn diese tote Bildsäule, sei es als ein Werk der Kunst, sei es als ein Geschenk aus königlicher Hand, nicht mehr als die lebendigen Gäste belebte.

893. Caroline Gräfin von Egloffstein an Goethe:

Carlsbad, den 28. August 1829.

Zum lieben Tag bin ich so fern — aber treue Wünsche überflügeln die Trennung und erreichen den ersehnten Gegenstand und rufen den frömmsten Segen auf Ihr geliebtes Dasein vom Himmel herab!

. . . Könnte ich Ihnen deutlich machen, wie unschätzbar Ihr wohlwollend Andenken meiner Seele ist, und wie mit innigem Bestreben ich mich dessen würdig halten möchte.

Gott segne und behüte Sie für und für und gebe Ihnen der schönen Tage so viele als Sie uns andern schenken. . . . Des Himmels beste Freuden sind mit Ihnen — wem anders könnten sie zu Theil schon auf Erden sein?!

894. Tagebuchaufzeichnung Eduard Simsons:

Montag, den 31. August 1829.

Halb sieben abends ging ich zu Goethen, fand Holtei und Frank, . . . später kamen noch David, Coudray, Mickiewicz; Fräulein von Pogwisch war da in Begleitung ihrer Mutter, die der Großherzogin Mutter Hofdame ist. Auch Eckermann, leidlich hergestellt. Noch ein paar englische Damen, die gut Deutsch sprachen, uns aber bald verließen. Von der Überschwemmung ausgehend, erkundigte sich der Alte nach Königsberg, namentlich dem botanischen Garten, Ostpreußen überhaupt, und sprach recht angelegentlich und etwas lauter als er pflegt. Für einen Achtziger ist das Gesicht bildschön, das Haar erst grau, noch nicht weiß, herrliche Augen; die Kleidung ganz von Freitag. Er war froh gestimmt durch eine Aufmerksamkeit, die ihm die Leipziger Bühne durch Übersendung eines einfachen Blumenkranzes gemacht hatte, der sich dort über dem Anschlagzettel des „Faust" von unbekannter Hand gefunden hatte. Er rühmte dann auch Rochlitz als einen zartfühlenden Mann und gab ein lobend Urteil ab über

eben erschienene „Detractions“ einer englischen Dame. Darauf ließ er sich eine Paste Rossinis reichen, die ihm David geschenkt, und scherzte anmutig gegen die englischen Damen, die den Komponisten zu wohl und keck aussehend fanden. Darauf setzte er mir manches Vortreffliche an der Arbeit auseinander, mit wahrhaft jugendlicher Wärme und hohem Lob des Künstlers. So verließ er um acht etwa still die Gesellschaft, und wer weiß, ob mich mein Glück ihn noch einmal sehen läßt. Mit unbeschreiblicher Freundlichkeit ließ er mir durch Frau von Goethe, ohne unser Bitten und Gebet, seine eigenhändige Unterschrift samt Datum zustellen unter einem älteren Gedichte von ihm. Des Himmels Segen über den Heros! Er lebt — ob er stürbe!

895. Anton Eduard Odyniec an Julian Korsak:

Weimar, 31. August 1829 um Mitternacht.

Abends bei Frau Ottilie kam Papa Goethe nach 8 Uhr und verweilte beinahe zwei Stunden. Während der ganzen Zeit sprach er meist mit Adam; doch bekam ich auch mein Teil und zwar immer in demselben sehr wohlwollenden, halb scherzhaften Tone wie gewöhnlich. Er verbürgte sich sogar für mich bei Frau Rosa mit den Worten: „Er wird nicht so leicht uns vergessen.“ Ich benützte die Gelegenheit, um mit Nachdruck, versteht sich es auf ihn anwendend, dasselbe auszusprechen, und durch seinen liebevollen Blick ermutigt, wagte ich ihm dieselbe Bitte vorzutragen, welche früher Adam durch die Vermittelung von Frau Ottilie vorgebracht hatte, ihn nämlich um seine eigenhändige Namensunterschrift und um zwei gebrauchte Federn anzugehen. Er lächelte und neigte das Haupt, und der danebenstehende Adam fügte hinzu, es werde dies das teuerste Andenken für unser Leben sein. Lächeln und zustimmendes Kopfnicken, darauf sprach er von anderem. Als er mir dann zum letzten Abschiede die Hand reichte, ergriff ich sie mit lauterer Rührung, und indem ich sie unterhalb des Ellbogens küßte, bat ich ihn um seinen Segen. Es mußte ihn nicht beleidigt haben, denn er faßte mich darauf an den Achseln und küßte mich auf die Stirne, und nahm auf dieselbe Art von Adam Abschied, der ihn auf die Achsel geküßt hatte. Frau Ottilie sagte, es sei dies eine ganz besondere Gunstbezeugung, und sie erinnere sich derselben bei keinem Fremden. Im Fortgehen nahm er die Kerze vom Tische, und

an der Türe stehen bleibend, wandte er sich nochmals um und neigte die Hand wie vom Munde zu uns. Die Türe schloß sich, und wir werden ihn gewiß nie wiedersehen. — Nach etwa zehn Minuten brachte uns der ältere Enkel zwei goldgeränderte, wie für ein Stammbuch bestimmte Blättchen, auf deren jedem sichtlich früher geschriebene Verse in deutschen Buchstaben standen mit der Unterschrift: Goethe, der noch das heutige Datum frisch zugefügt worden war, dann zwei ihrer Fahnen beraubte Federn, welche sorgfältig nach Art einer Nadel mit dem dünneren Ende durch die auseinandergerissene Mitte derselben gesteckt waren. Die vier Verse auf meinem Blättchen lauten:

„Diese Richtung ist gewiß,
Immer schreite, schreite!
Finsternis und Hindernis
Bleiben dir beiseite,"

was ich mir dann schnell ins Polnische zu übersetzen trachtete.

Als ich sie durchgelesen, bat ich Frau Rosa, sie wolle Goethe sagen, daß ich die Worte: „immer schreite, schreite!" von nun an zu meiner Devise erwähle und sie als den magischen Spruch des Meisters betrachte, den ich sorgfältiger im Gedächtnisse bewahren würde als sein Zauberlehrling in der Ballade. Frau Rosa versprach mir, es zu tun, da sie, der Rücksichtnahme des alten Schönheitsverehrers sicher, dadurch kühner und zuversichtlicher als andere ist, versteht sich mit Ausnahme von Frau Ottilie, welche den Papa, wie man sagt, bloß durch ihre Anmut und Schmiegsamkeit ganz allein zu lenken weiß.

896. Aufzeichnung des Bildhauers David d'Angers:

Weimar, den 23. August bis Anfang September 1829.

Il ne fait jamais de geste; sa physionomie annonce seule avec expression ce qui se passe dans son âme. Sa lèvre inférieure, qui avance legèrement, prend un caractère singulier que vient compléter certain clignotement des yeux lorsqu'on parle devant lui d'un homme qui s'est trempé en quelque chose. Goethe paraît avoir le sentiment de sa supériorité. Il a l'air de quelqu'un qui a tout prévu, et, le dirai-je, il semble bien aise de l'échec d'autrui. . . . Lorsqu'il éprouve une émotion vive, il se retire dans son cabinet ou va voir ses antiques. Cela le refraîchit, dit-il, et il reparaît le visage calme.

897. Aufzeichnung des polnischen Dichters Grafen A. E. von Kozmian:

Weimar, den 2. Oktober 1829.

Als ich im Jahre 1829 mit Graf Alexander B[atowski] auf einer Reise nach Frankreich begriffen war, hielt ich mich ein paar Tage in Weimar, diesem deutschen Klein-Athen, auf. Meine erste Sorge ging dahin, die Ehre zu erlangen, den berühmtesten Dichter Germaniens kennen zu lernen. Nicht leicht pflegte dieser König des Gedankens, dieser geistige Herrscher Deutschlands zu sich Einlaß zu gewähren. Wollte man die Erlaubnis erhalten, ihm seine Huldigung darbringen zu dürfen, so mußte man ihm dem Namen nach bekannt oder wohl empfohlen sein. Ungeachtet seiner angebornen Höflichkeit sah Goethe sich gezwungen, den Zutritt zu sich zu erschweren; sonst hätte er alle Stunden seiner Tage dem Empfange solcher opfern müssen, die teils mit aufrichtiger Verehrung, teils mit aufdringlicher Neugierde zu ihm geeilt wären. Er hätte aus sich sozusagen ein permanentes Ausstellungsobjekt machen müssen.

Die freundliche Aufnahme, welche wir beide am Weimarer Hofe gefunden hatten, die Verwendung von Persönlichkeiten, deren Verlangen Goethe willig nachgab, und vor allem das Entgegenkommen seiner Schwiegertochter, deren Seeleneigenschaften, Witz, Gemütsfrische und Phantasie sie würdig erscheinen ließen, Goethes Schwiegertochter zu sein — erwirkten für uns die Erlaubnis, ihn in seiner Wohnung zu besuchen. . . .

Als ich mich Goethes Wohnung nahte, hatte ich einen Eindruck, wie wir ihn bloß unter außerordentlichen, wichtigen Umständen erfahren, in Augenblicken, deren Erinnerung nie entschwindet, in Augenblicken, da die Seele neue, unbekannte Gefühle und Freuden erwartet. Als ich schon die Schwelle seines Hauses überschritten hatte, auf der Treppe, wo unter verschiedenen Skulpturwerken der Kopf des Apollo vom Belvedere besonders hervorragte, als ich mich schon innerhalb der Wände befand, wo ich den Dichter erschauen sollte: da fühlte ich in mir eine Art von Furcht und Schüchternheit, und zugleich hatte ich das Gefühl des Wanderers, welcher zum ersten Mal ein Schiff bestiegen hat und zu sich sagt: „Ich bin auf dem Meere" — welcher zu der ewigen Stadt gekommen, zu sich sagt: „Ich bin in Rom" — welcher auf dem Gipfel des Montblanc angelangt spricht: „Ich bin auf dem Scheitel des höchsten Berges in Europa." —

Im Zimmer, worin Goethe seine Gäste empfing, fanden wir schon

ein paar Personen und mit ihnen seine Schwiegertochter, welche mit einnehmender Höflichkeit die Pflichten der Hausfrau erfüllte. Goethe hatte sich noch nicht gezeigt; aber nach kurzer Weile schob sein Lieblingsdiener die Türe des Nebenzimmers auseinander und meldete: „Herr von Goethe!“ Auf dieses Losungswort erhoben wir uns achtungsvoll alle wie ein Mann und erblickten den Dichter, welcher hereingekommen, mit höflicher, doch ernster Verbeugung die versammelten Gäste begrüßte. Diese Tür, welche sich nicht öffnen, sondern auseinanderschieben ließ, diese Art seines Eintretens mit vorheriger Anmeldung durch den Bedienten hatte vielleicht etwas Theatralisches an sich, und wenigstens was mich betrifft, hob dies keineswegs den Eindruck, welchen seine majestätische Gestalt bewirkte. Diese Gestalt war erhaben und achtunggebietend, die Züge strahlten von Genie, die Augen flammten vom Feuer der Begeisterung. Zwei Runzeln, welche seine Stirn durchfurcht hatten, gaben ihm den Ausdruck einer schwer zu beschreibenden Geistesgewalt; es schien, als ob dorther seine Pläne sich ergössen, dorther die Funken seines Genies blitzten. Wie die Deutschen berichten, hatte er in seiner Jugend mit dem Belvedereschen Apoll, im Alter mit dem Donnerer Zeus Ähnlichkeit — und in der Tat war dies ehrwürdige Greistum, der Adel seiner Züge wie geschaffen zur Begeisterung eines Bildhauers. Das Antlitz zeigte nicht so sehr den Schöpfer des Werther als den Fausts; ich las darin leichter Gewalt des Gedankens als Weichheit des Gefühls; ja, es schien mir, als bemerkte ich dort den charakteristischen Ausdruck, welchen die Erforschung der Geheimnisse des Daseins bewirkt. Allein die ganze Art Goethes, seine ernste Höflichkeit bezeugten, daß er, welcher so mächtig fühlt, so tief denkt, immer den Formen gebildeter Gesellschaft sich unterwarf, daß er die Hofluft gewohnt war und häufig mit vornehmen Persönlichkeiten verkehrte.

898. Freiherr Ludwig Löw von und zu Steinfurt, Privatdozent in Heidelberg:

3. Oktober 1829.

Ich trat in das Haus. . . . Man führte mich durch ein Zimmer in ein zweites. Überall Kunstwerke verschiedener Art, Gemälde, Kupferstiche, Büsten, Statuen, auf Repositorien große Mappen, Zeichnungen enthaltend. Das Ameublement stand hiermit in Widerspruch; es war geschmacklos, alt, fast ärmlich zu nennen. Ich wartete

einige Minuten. Dann sah ich durch eine offen stehende Türe des Zimmers, in welchem ich mich befand, Goethe in das anstoßende Gemach kommen, ziemlich rasch in sehr aufgerichteter Haltung, die Lippen bewegend, manchmal selbst leise redend hindurch schreiten und zu mir eintreten. Sein Äußeres entsprach im ganzen meiner Erwartung nicht. Nach den vielfachen glänzenden Beschreibungen, die ich gehört und gelesen, hatte ich mir ihn noch größer und weniger gealtert vorgestellt. Nur sein lebhaftes, mitunter feuriges Auge und seine aufrechte Haltung, die er während unserer ganzen Unterredung beizubehalten suchte und von Zeit zu Zeit, wenn der Oberkörper unwillkürlich vorsank, wieder herstellte, bezeugte auch im Äußeren noch die Herrschaft des gewaltigen Geistes über den 80jährigen Körper. Höchst merkwürdig aber, ja wahrhaft erstaunenswürdig war die Art, wie er sprach. Es war der reinste, ununterbrochenste Fluß der Rede, die höchste Mannigfaltigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, über welchen Gegenstand er auch sprechen mochte. Da, wo sich's um tiefere Dinge handelte und wo selbst die Gebildeten, selbst die geübten Denker in der Regel die Worte suchen müssen, da bewegte er sich mit derselben Leichtigkeit, als wenn er über das Wetter oder eine Stadtneuigkeit spräche. Man sah überall, wie ihm, der sein ganzes Leben der Beschäftigung mit Ideen und Idealen gewidmet, diese Dinge, die uns nur Zuckerbrot sind, zur gewöhnlichen Speise geworden. Es war mit einem Worte unsre deutsche Sprache in der Gestalt, wie man sie sich von überirdischen Wesen geredet denken möchte. . . .

Hatte ich mich im höchsten Grade glücklich zu preisen über den freundlichen Empfang, den ich erfahren, über die Stimmung, in der ich den edeln Greis gefunden, so mußte ich noch an demselben Tage die Launen des Glücks auf die bitterste Weise erfahren. Ich ging nämlich von Goethe zu meinen Verwandten und brachte dort den ganzen Nachmittag und Abend zu. Als ich ins Gasthaus zurückkehrte, kam mir der Kellner sogleich mit der Botschaft entgegen, Frau von Goethe habe mich auf den Abend einladen lassen, um ihn in Gesellschaft ihres Schwiegervaters und des Grafen Reinhard, des Freundes, dessen Geburtstag man feierte, zuzubringen; da er nicht gewußt, wo ich aufzufinden, habe er dieses Auftrags sich nicht früher entledigen können. — Verehrer Goethes, welche wissen, daß grade in kleinen Kreisen die Liebenswürdigkeit seines Wesens und die Hoheit seines Geistes am meisten hervortrat, solche auch, die erfahren haben, daß die Sehnsucht, einen großen Mann kennen zu lernen, durch das

erſte Begegnen keineswegs befriedigt, ſondern vielmehr geſteigert wird, werden ſich den Eindruck vorſtellen können, den jene Schreckensbotſchaft auf mich machte.

899. Aus Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret:

Weimar, Montag, den 18. Januar 1830.

Gegen das Ende des verfloſſenen und im Beginn des neuen Jahres ſtellte ich meine gewöhnlichen Beſuche — warum, weiß ich ſelbſt nicht — bei Goethe ein, bis er davon Notiz nahm und mich zu ſehen wünſchte.

Ich fand ihn viel ſchwächer als zuvor, er fiel manchmal, ohne es zu wollen, in einen zwei bis drei Minuten andauernden Schlummer, wozu er früher nicht neigte. Seitdem habe ich dieſes Vorkommnis häufig nach dem Diner beobachtet; doch ſchließlich geben auch jüngere Leute als er dieſem Bedürfniſſe der Natur nach. Ich machte ihn wieder munter durch Vorlegung einer Lithographie mit der Unterſchrift: „Plaudereien über Lavater"; ſie ſtellt den Kopf einer Frau dar mit kleinen Zeichen auf Geſicht und Hals; jeder ſolche Fleck findet ſich nach Lavater an einer beſtimmten Stelle des Körpers wieder. Ich machte Goethe Vergnügen durch die Erklärung, bei mir träfen die Angaben Lavaters wirklich zu. Ich bedauere, damals nicht alle Scherze aufgezeichnet zu haben, die dieſes Porträt veranlaßte.

900. Eckermann:

Weimar, Sonntag, den 24. Januar 1830.

Wir ſprachen ſodann über die „Klaſſiſche Walpurgisnacht", deren Anfang Goethe mir vor einigen Tagen geleſen. „Der mythologiſchen Figuren, die ſich hiebei zudrängen," ſagte er, „ſind eine Unzahl; aber ich hüte mich und nehme bloß ſolche, die bildlich den gehörigen Eindruck machen. Fauſt iſt jetzt mit dem Chiron zuſammen, und ich hoffe, die Szene ſoll mir gelingen. Wenn ich mich fleißig dazu halte, kann ich in ein paar Monaten mit der ‚Walpurgisnacht' fertig ſein. Es ſoll mich nun aber auch nichts wieder vom ‚Fauſt' abbringen; denn es wäre doch toll genug, wenn ich es erlebte ihn zu vollenden!

Und möglich ist es; — der fünfte Akt ist so gut wie fertig, und der vierte wird sich sodann wie von selber machen."

Goethe sprach darauf über seine Gesundheit und pries sich glücklich, sich fortwährend vollkommen wohl zu befinden. „Daß ich mich jetzt so gut halte," sagte er, „verdanke ich Vogel; ohne ihn wäre ich längst abgefahren. Vogel ist zum Arzt wie geboren und überhaupt einer der genialsten Menschen, die mir je vorgekommen sind. Doch wir wollen nicht sagen, wie gut er ist, damit er uns nicht genommen werde."

901. Eckermann:

Sonntag, den 14. Februar 1830.

Diesen Mittag auf meinem Wege zu Goethe, der mich zu Tisch eingeladen hatte, traf mich die Nachricht von dem soeben erfolgten Tode der Großherzogin-Mutter. Wie wird das bei seinem hohen Alter auf Goethe wirken! war mein erster Gedanke, und so betrat ich mit einiger Apprehension das Haus. . . . Allein ich war nicht wenig überrascht, ihn vollkommen heiter und kräftig mit seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln am Tisch sitzen und seine Suppe essen zu sehen, als ob eben nichts passiert wäre. Wir sprachen ganz heiter fort über gleichgültige Dinge; nun fingen alle Glocken der Stadt an zu läuten; Frau von Goethe blickte mich an, und wir redeten lauter, damit die Töne der Todesglocken sein Inneres nicht berühren und erschüttern möchten; denn wir dachten, er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es stand in seinem Innern gänzlich anders. Er saß vor uns, gleich einem Wesen höherer Art, von irdischen Leiden unberührbar. Hofrat Vogel ließ sich melden; er setzte sich zu uns und erzählte die einzelnen Umstände von dem Hinscheiden der hohen Verewigten, welches Goethe in seiner bisherigen vollkommensten Ruhe und Fassung aufnahm. Vogel ging wieder, und wir setzten unser Mittagessen und Gespräche fort. Auch vom „Chaos" war viel die Rede, und Goethe pries die Betrachtungen über das Spiel in der letzten Nummer als ganz vorzüglich. Als Frau von Goethe mit ihren Söhnen hinaufgegangen war, blieb ich mit Goethe allein. Er erzählte mir von seiner „Klassischen Walpurgisnacht", daß er damit jeden Tag weiterkomme, und daß ihm wunderbare Dinge über die Erwartung gelängen. Dann zeigte er mir einen

Brief des Königs von Bayern, den er heute erhalten, und den ich mit großem Interesse las. Die edle, treue Gesinnung des Königs sprach sich in jeder Zeile aus, und Goethen schien es besonders wohlzutun, daß der König gegen ihn sich fortwährend so gleichbleibe. Hofrat Soret ließ sich melden und setzte sich zu uns. Er kam mit beruhigenden Trostesworten der kaiserlichen Hoheit an Goethe, die dazu beitrugen, dessen heitergefaßte Stimmung noch zu erhöhen.

902. Friedrich Soret:

Weimar, Mittwoch, den 24. Februar 1830.

Ich verbrachte heute bei Goethe eine peinliche Viertelstunde. Er schien schlecht aufgelegt, gab mir einige Sachen zum Ansehen und ging in sein Schlafzimmer. Nach einigen Augenblicken kehrte er in höchst aufgeregtem Zustande zurück, den er zu verbergen suchte; er war stark gerötet und sprach seufzend mit tiefer Stimme. Ich tat, als ob ich mit verdoppelter Aufmerksamkeit in meine Lektüre versunken sei, um ihm Zeit zur Beruhigung zu lassen, doch hörte ich ihn zweimal ausrufen: „Oh, das Alter, das Alter!" als ob er seinem Alter irgend eine Schwäche vorwerfen wollte. Dann setzte er sich mit ziemlicher Mühe nieder. Wolf kam, ihn zu liebkosen, und Goethe erwiderte diese Zärtlichkeiten freundlicher als gewöhnlich, aber immer mit Unruhe. Er erhob sich von neuem und flüsterte unverständliche Worte gegen das Fenster. Ich fand es für angemessen zu gehen und verabschiedete mich. Friedrich versicherte mich, daß sein Herr keine Beschwerde habe und sich besser befinde als gewöhnlich. Am Ende ließ es sich schon durch eine kleine Verstopfung erklären, zumal bei einer Person, die für sich laut zu sprechen und wohl auch von einer Kleinigkeit viel Wesens zu machen pflegt. Aber trotzdem habe ich eine traurige Empfindung gehabt, daß ich Goethe schmerzhafte Äußerungen über sein Alter zum Ausdruck bringen hörte.

903. Eckermann:

Weimar, Sonntag, den 7. März 1830.

Um 12 Uhr zu Goethe, den ich heute besonders frisch und kräftig fand. Er eröffnete mir, daß er seine „Klassische Walpurgisnacht" habe zurücklegen müssen, um die letzte Lieferung fertigzumachen.

„Hiebei aber," sagte er, „bin ich klug gewesen, daß ich aufgehört habe, wo ich noch in gutem Zuge war und noch viel bereits Erfundenes zu sagen hatte. Auf diese Weise läßt sich viel leichter wieder anknüpfen, als wenn ich so lange fortgeschrieben hätte, bis es stockte." Ich merkte mir dieses als eine gute Lehre.

Es war die Absicht gewesen, vor Tisch eine Spazierfahrt zu machen; allein wir fanden es beiderseits so angenehm im Zimmer, daß die Pferde abbestellt wurden.

Unterdessen hatte der Bediente Friedrich eine große von Paris angekommene Kiste ausgepackt. Es war eine Sendung vom Bildhauer David, in Gips abgegossene Porträts, Basreliefs von siebenundfunfzig berühmten Personen. Friedrich trug die Abgüsse in verschiedenen Schiebläden herein, und es gab große Unterhaltung, alle die interessanten Persönlichkeiten zu betrachten. Besonders erwartungsvoll war ich auf Mérimée; der Kopf erschien so kräftig und verwegen wie sein Talent, und Goethe bemerkte, daß er etwas Humoristisches habe. Victor Hugo, Alfred de Vigny, Emile Deschamps zeigten sich als reine, freie, heitere Köpfe. Auch erfreuten uns die Porträts der Demoiselle Gay, der Madame Tastu und anderer junger Schriftstellerinnen. Das kräftige Bild von Fabvier erinnerte an Menschen früherer Jahrhunderte, und wir hatten Genuß, es wiederholt zu betrachten. So gingen wir von einer bedeutenden Person zur andern, und Goethe konnte nicht umhin, wiederholt zu äußern, daß er durch diese Sendung von David einen Schatz besitze, wofür er dem trefflichen Künstler nicht genug danken könne. Er werde nicht unterlassen, diese Sammlung Durchreisenden vorzuzeigen und sich mündlich über einzelne ihm noch unbekannte Personen unterrichten zu lassen.

Auch Bücher waren in der Kiste verpackt gewesen, die er in die vorderen Zimmer tragen ließ, wohin wir folgten und uns zu Tisch setzten. Wir waren heiter und sprachen von Arbeiten und Vorsätzen hin und her. „Es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sei," sagte Goethe, „und besonders nicht, daß er alleine arbeite; vielmehr bedarf er der Teilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen soll. Ich verdanke Schillern die ‚Achilleïs' und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie können es sich zurechnen, wenn ich den zweiten Teil des ‚Faust' zustande bringe. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt, aber ich muß es wiederholen, damit Sie es wissen." Ich freute mich dieser Worte, im Gefühl, daß daran viel Wahres sein möge.

Beim Nachtisch öffnete Goethe eins der Pakete. Es waren die Gedichte von Emile Deschamps, begleitet von einem Brief, den Goethe mir zu lesen gab. Hier sah ich nun zu meiner Freude, welcher Einfluß Goethen auf das neue Leben der französischen Literatur zugestanden wird, und wie die jungen Dichter ihn als ihr geistiges Oberhaupt verehren und lieben. So hatte in Goethes Jugend Shakespeare gewirkt . . . Überall war der Brief von Emile Deschamps mit sehr liebenswürdiger, herzlicher Freiheit geschrieben. „Man blickt in den Frühling eines schönen Gemüts," sagte Goethe.

Ferner befand sich unter der Sendung von David ein Blatt mit dem Hute Napoleons in den verschiedensten Stellungen. „Das ist etwas für meinen Sohn," sagte Goethe und sendete das Blatt schnell hinauf. Es verfehlte auch seine Wirkung nicht, indem der junge Goethe sehr bald herunterkam und voller Freude diese Hüte seines Helden für das non plus ultra seiner Sammlung erklärte. Ehe fünf Minuten vergingen, befand sich das Bild unter Glas und Rahmen und an seinem Ort, unter den übrigen Attributen und Denkmälern des Helden.

904. Friedrich Soret:

Weimar, Montag, den 8. März 1830.

Man merkt aus mehreren Äußerungen, wie Goethe sich jetzt viel mit Gedanken an seinen Tod beschäftigt; denn er hält sich so viel als möglich an das, was ihn mit dem Leben verbindet. Er macht oft, wie diesen Abend noch, Anspielungen auf Bücher, die er zur Lektüre erhält. „Die Herren," sagt er, „haben mir wieder etwas geschickt, um das Leben frisch zu erhalten."

905. Erzählung des Malers Prof. Wilhelm Zahn:

Im März 1830 sah ich den großen Mann zum letztenmal. . . . Er war noch immer derselbe in milder Heiterkeit und gütigem Wohlwollen. Bei der Mittagstafel gab es unter anderem Kohlsalat mit warmer Brühe. „Das ist ein echt Frankfurter Essen," äußerte Goethe, „wie's meine Mutter mir so häufig gemacht hat." Von dieser teueren Mutter, der „Frau Rat", pflegte Goethe besonders gern und immer mit dankbarer Liebe zu sprechen. . . . Der Abschied wurde diesmal schwer, denn wir ahnten wohl beide, wie wir einander nicht mehr wiedersehen würden.

906. Eckermann:

Weimar, Mittwoch, den 21. April 1830.

Ich nahm heute Abschied von Goethe, indem die Abreise nach Italien mit seinem Sohne, dem Kammerherrn, auf morgen früh bestimmt war. Wir sprachen manches auf die Reise Bezügliche durch, besonders empfahl er mir, gut zu beobachten und ihm dann und wann zu schreiben.

Ich fühlte eine gewisse Rührung, Goethe zu verlassen, doch tröstete mich der Anblick seiner festen Gesundheit und die Zuversicht, ihn glücklich wiederzusehen.

Als ich ging, schenkte er mir ein Stammbuch, worin er sich mit folgenden Worten eingeschrieben:

„Es geht vorüber eh' ich's gewahr werde,
Und verwandelt sich eh' ich's merke."

Hiob.

Den Reisenden

Weimar,
den 21. April 1830.

Goethe.

907. Erinnerung des Schauspielers G. Moltke:

Weimar, den 30. April 1830.

Ehe ich von Weimar wieder abreiste, versäumte ich natürlich nicht, meinem hohen Gönner Goethe meine Aufwartung zu machen. Ich ging diesmal nicht allein, sondern in Begleitung eines Freundes, des Sängers Putsch, der mich in Weimar besuchte und ein glühender Verehrer Goethes war. Der Greis, huldvoll wie immer, ermahnte mich, nie zu vergessen, daß Bescheidenheit die größte Zierde des Kunstnovizen sei. Ich stellte Goethe meinen Freund vor, dem das Glück, dem Hochgefeierten gegenüberzustehen, aus den Augen leuchtete. Putsch besaß eine sonore, sympathische Baßstimme, und bat um die Gunst, Sr. Exzellenz ein Lied vorsingen zu dürfen.

„Was soll ich denn zu hören bekommen, junger Mann?" — „Wenn Ew. Exzellenz erlauben, den König in Thule, komponiert von Zelter." — „Von meinem alten Freund Zelter? Das ist mir ja sehr erfreulich."

Die schöne Stimme und der Vortrag meines Freundes hatten den geliebten Herrn angenehm erregt; er dankte freundlich, und bat den überglücklichen Sänger, ihn womöglich mit noch einem Liede zu erfreuen. Sogleich sang Putsch das komische Lied: „Als Noah aus dem Kasten kam". Goethe dankte wahrhaft herzlich. Ich kannte den Verfasser dieses Gedichtes nicht, erinnerte mich aber eines ähnlichen humoristischen Gedichtes aus Goethes Westöstlichem Diwan: „Hans Adam war ein Erdenkloß". Ziemlich naiv fragte ich nun: ob Exzellenz der Verfasser dieses Gedichtes sei. Goethe antwortete lächelnd: „O nein, mein kleiner Moltke! Ich habe mich zwar in meinem Leben viel mit Noahs Getränk beschäftigt, aber seinen Kasten habe ich in Ruhe gelassen."

908. Aufzeichnung des polnischen Dichters Grafen A. E. von Kozmian:

Weimar, den 8. Mai 1830.

In Goethes Wohnung angelangt, fand ich ihn, meinen Besuch erwartend, in eben jenem Zimmer, worin er das Jahr vorher seine versammelten Gäste empfangen hatte. Als er mich mit einnehmender Freundlichkeit bewillkommt, dankte ich ihm in französischer Sprache (denn in der deutschen fühlte ich mich nicht sicher genug, mit Goethe zu sprechen) für die teuersten Erinnerungen meiner Reise, welche ich ihm zu verdanken hätte. . . .

Nach dieser einstündigen Unterredung nahm ich von dem Dichter Abschied im Vollgefühle der Dankbarkeit, daß er bei all der Majestät und Würde seines Genius mich mit so viel Freundlichkeit aufgenommen; als ich ihn verließ, geleitete mich die Erinnerung, welche ich für immer bewahren werde und wovon ich hier mit Freuden Mitteilung gemacht habe. Gern wollte ich weitere Einzelheiten vermelden, welche die Lebensweise des Dichters beträfen, würde gern eine genaue Beschreibung der Gegenstände liefern, welche ihn gewöhnlich umgaben, der Geräte, welche er gebrauchte, der Personen, mit denen er verkehrte. Aber während der kurzen Weile, die ich mit ihm verbracht, war ich so sehr mit Goethe allein, so sehr mit seinen Worten beschäftigt, daß ich auf die sonstige Umgebung kein Augenmerk haben konnte. Goethe nur, den Dichter Goethe wollte ich sehen, und auch nur ihn allein habe ich gesehen.

909. Reisebriefe Felix Mendelssohn-Bartholdys an seine Angehörigen:

Weimar, den 21./24. Mai 1830.

So heiter und liebenswürdig, wie diesmal, und so gesprächig und mitteilend habe ich den alten Herrn noch nie gefunden. . . .

Da fand ich ihn denn im Äußern unverändert, anfangs aber etwas still und wenig teilnehmend; ich glaube, er wollte mal zusehen, wie ich mich wohl nehmen möchte; mir war es verdrießlich, und ich dachte, er wäre jetzt immer so. Da kam zum Glück die Rede auf die Frauenvereine in Weimar und auf das Chaos, eine tolle Zeitung, die die Damen unter sich herausgeben, und zu deren Mitarbeiter ich mich aufgeschwungen habe. Auf einmal fing der Alte an lustig zu werden und die beiden Damen zu necken mit der Wohltätigkeit und dem Geistreichtum und den Subskriptionen und der Krankenpflege, die er ganz besonders zu hassen scheint; forderte mich auf, auch mit loszuziehen, und da ich mir das nicht zweimal sagen ließ, so wurde er erst wieder ganz wie sonst und dann noch freundlicher und vertraulicher, als ich ihn bis jetzt kannte. . . .

Nach Tische fing er denn auf einmal an: „Gute Kinder — hübsche Kinder — muß immer lustig sein — tolles Volk" und dazu machte er Augen, wie der alte Löwe, wenn er einschlafen will. Dann mußte ich ihm vorspielen, und er meinte, wie das so sonderbar sei, daß er so lange keine Musik gehört habe: nun hätten wir die Sache immer weitergeführt und er wisse nichts davon; ich müsse ihm darüber viel erzählen, „denn wir wollen doch auch einmal vernünftig miteinander darüber sprechen". Dann sagte er zu Ottilie: „Du hast nun schon gewiß deine weisen Einrichtungen getroffen; das hilft aber nichts gegen meine Befehle, und die sind, daß du heut hier deinen Tee machst, damit wir wieder zusammen sind." Als die nun frug, ob es nicht zu spät werden würde, da Riemer zu ihm käme und mit ihm arbeiten wolle, so meinte er: „Da du deinen Kindern heut früh ihr Latein geschenkt hast, damit sie den Felix spielen hörten, so könntest du mir doch auch einmal meine Arbeit erlassen." Dann lud er mich auf den heutigen Tag wieder zu Tisch ein, und ich spielte ihm abends viel vor. . . . Da ich Goethe gebeten hatte, mich Du zu nennen, ließ er mir den folgenden Tag durch Ottilie sagen, dann müsse ich aber länger bleiben als zwei Tage, wie ich gewollt hätte, sonst könne er sich nicht wieder daran gewöhnen. Wie er mir das nun noch selbst

sagte und meinte, ich würde wohl nichts versäumen, wenn ich etwas länger bliebe, und mich einlud, jeden Tag zum Essen zu kommen, wenn ich nicht anderswo sein wollte; wie ich denn nun bis jetzt auch jeden Tag da war und ihm gestern von Schottland, Hengstenberg, Spontini und Hegels Ästhetik erzählen mußte, wie er mich dann nach Tiefurt mit den Damen schickte, mir aber verbot, nach Berka zu fahren, weil da ein schönes Mädchen wohne und er mich nicht ins Unglück stürzen wolle, und wie ich dann so dachte, das sei nun der Goethe, von dem die Leute einst behaupten würden, er sei gar nicht eine Person, sondern er bestehe aus mehreren kleinen Goethiden — da wär' ich wohl recht toll gewesen, wenn mich die Zeit gereut hätte . . .

Gestern abend war ich in einer Gesellschaft bei Goethe und spielte den ganzen Abend allein: Konzertstück, Aufforderung, Polonaise in C. von Weber, drei welsche Stücke, schottische Sonate. Um zehn war es aus, ich blieb aber natürlich unter dummem Zeug, Tanzen, Singen usw. bis zwölf, lebe überhaupt ein Heidenleben. — Der Alte geht immer um neun Uhr auf sein Zimmer, und so wie er fort ist, tanzen wir auf den Bänken und sind noch nie vor Mitternacht auseinandergegangen. . . .

Goethe ist so freundlich und liebevoll mit mir, daß ich's gar nicht zu danken und zu verdienen weiß. Vormittags muß ich ihm ein Stündchen Klavier vorspielen, von allen verschiedenen großen Komponisten, nach der Zeitfolge, und muß ihm erzählen, wie sie die Sache weitergebracht hätten; und dazu sitzt er in einer dunkeln Ecke, wie ein Jupiter tonans, und blitzt mit den alten Augen. An den Beethoven wollte er gar nicht heran. — Ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen, und spielte ihm nun das erste Stück der C Moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. — Er sagte erst: „das bewegt aber gar nichts; das macht nur Staunen; das ist grandios," und dann brummte er so weiter und fing nach langer Zeit wieder an: „das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein; und wenn das nun alle die Menschen zusammen spielen!" Und bei Tische, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder damit an. Daß ich nun alle Tage bei ihm esse, wißt Ihr schon; da frägt er mich denn sehr genau aus und wird nach Tische immer so munter und mitteilend, daß wir meistens noch über eine Stunde allein im Zimmer sitzen bleiben, wo er ganz ununterbrochen spricht. Das ist eine einzige Freude, wie er einmal mir Kupferstiche holt und

erklärt oder über Hernani und Lamartines Elegien urteilt, oder über Theater, oder über hübsche Mädchen. Abends hat er schon mehreremal Leute gebeten, was jetzt bei ihm die höchste Seltenheit ist, so daß die meisten Gäste ihn seit langem nicht gesehen hatten. Dann muß ich viel spielen, und er macht mir vor den Leuten Komplimente, wobei „ganz stupend" sein Lieblingswort ist. Heute hat er mir eine Menge Schönheiten von Weimar zusammengebeten, weil ich doch auch mit den jungen Leuten leben müsse. Komm ich dann in solcher Gesellschaft an ihn heran, so sagt er: „meine Seele, du mußt zu den Frauen hingehen und da recht schön tun." — Ich habe übrigens viel Lebensart und ließ gestern fragen, ob ich doch nicht vielleicht zu oft käme. Da brummte er aber Ottilie an, die es bestellte und sagte: „er müsse erst ordentlich anfangen mit mir zu sprechen, denn ich sei über meine Sache so klar, und da müsse er ja vieles von mir lernen." Ich wurde noch einmal so lang, als Ottilie mir das wiedersagte, und da er mir's gestern gar selbst wiederholte und meinte, es sei ihm noch vieles auf dem Herzen, über das ich ihn aufklären müsse, so sagte ich „O ja!" und dachte: „es soll mir eine unvergeßliche Ehre sein." . . .

Der folgende Tag war der allerschönste, den ich je dort im Hause erlebt habe. Nach einer Spazierfahrt des Morgens fand ich den alten Goethe sehr heiter; er kam ins Erzählen hinein, geriet von der Stummen von Portici auf Walter Scott, von dem auf die hübschen Mädchen in Weimar, von den Mädchen auf die Studenten, auf Die Räuber und so auf Schiller, und nun sprach er wohl über eine Stunde ununterbrochen heiter fort, über Schillers Leben, über seine Schriften, und seine Stellung in Weimar; so geriet er auf den seel. Großherzog zu sprechen, und auf das Jahr 1775, das er einen geistigen Frühling in Deutschland nannte, und von dem er meinte, es würde es kein Mensch so schön beschreiben können wie er; dazu sei auch der 2. Band seines Lebens bestimmt; aber man käme ja nicht dazu, vor Botanik und Wetterkunde und all dem anderen dummen Zeug, das einem kein Mensch danken will; erzählte dann Geschichten aus der Zeit seiner Theaterdirektion; und als ich ihm danken wollte, meinte er, „ist ja nur zufällig; das kommt alles so beiläufig zum Vorschein, hervorgerufen durch Ihre liebe Gegenwart." Die Worte klangen mir wundersüß; kurz es war eins von den Gesprächen, die man in seinem Leben nicht vergessen kann. Den anderen Tag schenkte er mir einen Bogen seines Manuskripts von Faust und hatte darunter

geschrieben: dem lieben jungen Freunde F. M. B., kräftig zartem Beherrscher des Pianos, zur freundlichen Erinnerung froher Maitage 1830. J. W. von Goethe, und gab mir dann noch drei Empfehlungen hieher mit.

910. Aus dem Reisetagebuch des schweizerischen Pfarrers Johannes Linder:

Weimar, 1830.

Es war nicht Linders Absicht gewesen, als er nach Weimar kam, den berühmten Mann selbst aufzusuchen. Als er an Goethes Haus vorbeikam, fiel ihm ein, „es möchte doch nicht übel sein, es mit einer Audienz beim Dichterfürsten zu probieren, wenn auch nur curiositatis causa. Aber — ich mit meinem hellgelben Überrock und ganz beschmutzten Schuhen! Nun, ein so großer Geist sieht nicht auf das Äußere. Ich fragte den Schloßvogt nach seiner Meinung. Er sagte, ich sollte es probieren, viele nehme Goethe an, viele lasse er nicht vor. Hiermit machte ich mich in den Busch und strich meine Schuhe im Gras herum, solange es mir nötig schien, zog auch das Halstuch frisch an. Aber ach, da fällt eben noch ein Knopf ab an den Hosen. Schnell in ein nahes Haus. Das Dienstmädchen, das eben den Hausgang scheuert, läßt sich erbitten, reicht dem Fremden das Nähzeug und weist mir ein Zimmer an, wo ich den Schaden gut machen kann. Und nun geht's schrägüber ins Goethehaus zur Anmeldung.

Der Bediente, wohl dressiert, fragt mich scharf aus. Ich denke, diesmal müssen auch Titel helfen, und nenne mich Dekan. Während der Bediente die Treppe hinauf eilt, besehe ich mir die schönen Werke der Bildhauerkunst auf dem Vorplatz, Hunde und andere Tiere, die den west-östlichen Divan bewachen. Der Bediente kommt wieder und will noch mehr wissen. Ich antworte, so höflich ich kann, und füge bei, es würde mir unendlich leid sein, Sr. Exzellenz dem Herrn Minister lästig zu fallen, indessen könne er den Schweizern doch gewiß nicht anders als gut sein. Nun war bald Erlaubnis zum Vortreten gegeben. In der Tat, die große, volle Gestalt des einundachtzigjährigen Greises hat etwas Einnehmendes. Sein Gesicht strahlt eine edle Würde aus; man fühlt, daß man vor einem großen Manne steht. Ich mache die schönste Verbeugung, die ich in 15 Wochen herausgebracht habe, und stottere einige schmeichelhafte Worte von der Verehrung, die auch die Schweiz Sr. Exzellenz schuldet und als

deren Organ ich mich in diesem Augenblick anzusehen bitte. Ein Enkel von 10 Jahren, mit einem herrlichen Gesicht, ist auch in dem großen, schönen Zimmer. Ich werde zum Sofa geführt, nachdem Goethe mit wenigem und freundlichem Lächeln erwidert hatte. Der Dichter setzt sich mir gegenüber. Im Zimmer stand gar vieles, das ich gern besehen hätte, aber über dem Apoll kam ich nicht dazu, den Olymp um mich recht zu betrachten. Goethe faßt mich scharf ins Auge und fängt sein Examen über den Zweck meiner Reise an. Und hier habe ich, ich gestehe es, nicht recht, wie ich sollte, bekannt. Ich habe die Brüdergemeine überschlagen, und gerade durch die Erwähnung derselben würde ich meinem Minister, wie ich nachher hörte, besonders interessant geworden sein.

Hingegen sagte ich ihm doch, ich halte mich zu denen, die die Bibel buchstäblich verstehen und befinde mich sehr wohl dabei, suche aber gern auch Andersdenkende auf, weil ich überzeugt sei, daß wir auch von ihnen lernen können.

Er billigte sehr die Unbefangenheit und Liberalität in religiösen Sachen. „Die Hauptsache, die wir brauchen, ist ja sehr einfach und nahe beisammen," sagte er, „wir brauchen im Grunde gar wenig." Hier wäre wieder ein Ort gewesen, einzuschreiten.

Hätte ich nur gesagt, z. B. ja, nur Christus für uns und dann Christus in uns, so würde das in den Text geführt haben, daß er mit seiner natürlichen Religion hätte herausrücken müssen. Ich war aber doch zu unvorbereitet und durch die Gegenwart des Mannes befangen, wiewohl ich die Bestrafung gleich fühlte, die mich auf die schöne verpaßte Gelegenheit aufmerksam machte, dem großen, ehrwürdigen, dezidierten Nichtchristen das einfältige Evangelium in seinen alten Tagen vorzubekennen.

Ich lernte, daß in meinem Herzen auch eine gute Portion Menschenfurcht sei, wenn ich sie auch selten kennen zu lernen Gelegenheit habe.

Er billigte sehr die Idee, auch in der Amtstätigkeit wieder einmal durch eine größere Reise aus dem Gewöhnlichen herauszutreten.

Ich blieb etwa eine halbe Stunde da.

Noch sprach er eine Zeit lang stehend mit mir und wünschte mir von Herzen Glück auf die Reise. Der Abschied war wirklich herzlich mit Händedruck. Er begleitete mich bis an die Tür und hieß dann seinen Enkel mich herunter begleiten.

Unten stand der Bediente wieder, der mich in den Garten des Herrn Ministers führte.

911. Aufzeichnung des kurheſſiſchen Staatsmanns Theodor Schwedes:

Weimar, den 3. Juni 1830.

Der Eintritt in das Goetheſche Haus und das Aufſteigen auf der großen Treppe verriet ſchon, daß hier kein gewöhnlicher Mann hauſe, denn man erblickte ausgezeichnete Statuen und Büſten in Niſchen. Der Treppe gegenüber wurde die Tür geöffnet, durch welche ich in ein großes Empfangszimmer eintrat, in welchem faſt zu gleicher Zeit Goethe aus ſeinem Arbeitszimmer erſchien. Der Ausdruck ſeines Geſichts war freundlich, die Haltung der imponierenden Geſtalt ruhig und gemeſſen, aber nicht berechnet, ſondern natürlich. Er ergriff einen Stuhl und verwies mich auf das Sofa, und als ich einen anderen Stuhl ergriff, um mich vor ihn zu ſetzen, nötigte er mich, auf dem Sofa Platz zu nehmen, „weil es ihn unruhig machen würde, wenn ich dieſen Platz nicht einnähme".

Er bemächtigte ſich der Unterhaltung ſogleich, an die intereſſante geognoſtiſche Beſchaffenheit Kurheſſens anknüpfend, mit welcher er ſowie mit der Geographie dieſes Landes bekannt war. . . .

So wurde ein Stündchen verplaudert, und ich ſchied von Goethe mit der Beruhigung, daß ihm der Beſuch kein Opfer gekoſtet hatte.

Er war ganz ſchwarz gekleidet, auf dem Frack den Ordensſtern. Die große, ebenmäßige Geſtalt, das ſchöne, ausdrucksvolle Geſicht, die ruhige, ſichere Haltung, die ungeſuchte, klare und geiſtreiche Redeweiſe hatten einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht, und ich habe in meinem Leben niemanden kennen gelernt, der ihm ganz zu vergleichen geweſen wäre.

912. Aufzeichnungen von Sir Charles Murray:

Weimar, im Juni 1830.

Nachdem ich eine Nacht in Weimar zugebracht, hatte ich Poſtpferde beſtellt, um meine Reiſe fortzuſetzen; doch vor dem Aufbruch ſagte ich meinem Wirte, es läge mir ſehr viel daran, den großen deutſchen Dichter zu ſehen, der damals Premierminiſter am weimariſchen Hofe war. Er erwiderte mir, Reiſende aus aller Herren Länder hätten, wenn ſie Weimar berührten, oft einen derartigen Wunſch geäußert; der Miniſter laſſe ſich aber nie darauf ein, es ſei denn, daß man Empfehlungsbriefe von einflußreichen Perſonen oder

intimen Freunden überbrächte. Trotzdem wollte ich meinen Plan nicht aufgeben, ohne einen Versuch zu seiner Durchführung zu machen; ich setzte mich also hin und schrieb einen Brief an den großen Mann, dessen Inhalt ich hier anzugeben nicht für nötig halte, auch wenn ich mich seiner noch erinnern könnte. Es genügt zu bemerken, daß der Brief so eindringlich war, als ich ihn machen konnte. Mit diesem Briefe in der Hand fuhr ich bei Goethe vor. Als ich eingelassen wurde, bat ich den Diener, der die Tür öffnete, meinen Brief Sr. Exzellenz zu übergeben. Während er diesen Auftrag ausführte, sah ich mich im Vorraum um, wo eine Büste von Byron einen hervorragenden Platz der Tür gegenüber einnahm, und wartete mit Spannung auf das Ergebnis meines kühnen Unternehmens. Zu meiner großen Ueberraschung und Freude kehrte der Diener zurück, um mir mitzuteilen, er sei beauftragt, mich in das Arbeitszimmer Sr. Exzellenz zu führen.

Als ich eintrat, saß Goethe an seinem Schreibtisch. Ich will hier nicht versuchen, ein Bild von dem Äußern des großen Dichters zu geben. Es ist nach den vorhandenen Bildern, Büsten und Stichen zu wohl bekannt, als daß dies nötig wäre. Ich habe nur zu sagen, daß, obwohl mehr als 80 Jahre ihre unverlöschbaren Spuren auf seinem Antlitz zurückgelassen haben, es mir noch immer eins der eindrucksvollsten erschien, das mir vor Augen gekommen ist. Er erhob sich von seinem Sitze, reichte mir die Hand, und mit einem freundlichen Lächeln, das mir gleich ein Gefühl der Sicherheit gab und mich darüber beruhigte, daß er keinen Anstoß an meinem unberechtigten Briefe genommen, lud er mich zum Sitzen ein und fragte mich, welche Zwecke ich bei meiner Reise durch Deutschland verfolge. Nachdem wir uns ein paar Minuten lang über allgemeine Dinge unterhalten hatten, wies er auf einen großen Band hin, der vor ihm auf dem Tische lag, und sagte: „Es ist merkwürdig, daß ich, als Ihr Besuch mir gemeldet wurde, im Begriffe war, einige Notizen über Ihre alte englische Literatur zu machen. Hat dieser Gegenstand jemals Ihre Aufmerksamkeit erregt?" Hierauf konnte ich glücklicherweise eine bejahende Antwort geben, da ich kurz zuvor in Oxford einige Zeit mich mit dem Studium des Angelsächsischen abgegeben und überdies Chaucer fleißig gelesen hatte; daher war ich in der Lage, ein paar alte Worte und Wendungen zu erklären, die er als der Erläuterung bedürftig angemerkt hatte. Dies war ihm offenbar angenehm: er fragte mich, ob ich meine Abreise noch ein oder zwei

Tage verschieben könne, und fügte hinzu, seine Schwiegertochter Frau von Goethe erwarte am Abend einige Freunde; er würde sich freuen, mich ihr und ihnen vorstellen zu können. Ich brauche nicht zu sagen, wie gern ich einwilligte; und so verbrachte ich zwei angenehme Tage in Weimar, eine halbe Stunde jeden Morgen bei Goethe und die Abende im Salon seiner Schwiegertochter, wo ich die beste Gesellschaft von Weimar traf.

913. Prof. Friedrich Siegmund Voigt an Zelter:

Jena, den 14. Juli 1830.

Wenige Tage zuvor war ich in Weimar, und brachte bei unserem theuren Göthe einen Mittag ganz allein mit ihm zu. Diese Einsamkeit gab zu den schönsten Unterhaltungen Anlaß, und abermals hatte ich zu bewundern, wie seine Geisteskräfte sowohl als Körperkräfte noch völlig ungeschwächt sind. Bei Gelegenheit der Mittheilung von einem alten und bekannten Lebemann, der kürzlich im 85 st. Jahre, über einem tüchtigen Frühstück, gestorben, versicherte er mir ganz ernsthaft: Dieser Mensch habe es bloß durch Diätfehler so weit gebracht.

914. Erinnerung des Professors Johann Heinrich Wolff:

Nachdem ich in dem sogenannten „Ilm-Athen" angekommen war, richtete ich einige Zeilen an den verehrten Altmeister, um anzufragen, wann ich meinen Besuch bei ihm machen dürfe, worauf ich zu meiner Freude alsbald zu ihm beschieden wurde. Er empfing mich nicht in seinem Arbeitszimmer (welches bekanntlich jedes Komforts entbehrte, indem es nur mit einem Pulte und einem kleinen Tische für den Schreiber, dem er gewöhnlich beim Herumgehen diktierte, ausgestattet war), sondern in seinem kleinen Audienzzimmer neben dem Gesellschaftssaal. Mit klopfendem Herzen trat ich dem hochverehrten Greis gegenüber, dessen imponierende Erscheinung weniger in seiner keineswegs hervorragenden Größe, als vielmehr in seiner Haltung lag. Aber schon die freundliche Art, mit der er mich neben sich auf das Sofa niedersetzen hieß, verscheuchte jede Befangenheit. Er befragte mich nach meinem Leben und meinen Studien, und ich erzählte ihm, — wie ich es im Laufe der Biographie hier auch getan — daß

ich ursprünglich meinem Vater nachfolgend, mich mehr mit der Technik des Bauens beschäftigt habe, und erst später, angeregt durch begabte Meister und durch meine überwiegende Neigung dafür, zu dem künstlerischen Teil des Faches übergeleitet worden sei. Dieses offene Geständnis schien sich besonders seines Beifalls zu erfreuen. Ich überreichte ihm auch noch im Manuskript eine kurze Besprechung des „Pentazonium Vimariense", zu der ich durch seine Anzeige dieses von Coudray für den Herzog projektierten Denkmals in den „Propyläen" veranlaßt war und welche ich kurz darauf in Berlin in dem von Tölken redigierten Literaturblatt abdrucken ließ. Goethe frug mich im Laufe des Gesprächs, wie lange ich noch in Weimar zu verweilen gedenke, und als ich ihm meine Absicht, recht bald nach Berlin zu gehen, mitteilte, lud er mich auf den folgenden Tag zum Mittagessen ein mit dem Bemerken: „Ich werde Ihre Anwesenheit zur Veranlassung nehmen, mehrere meiner Weimarer Kunstfreunde bei mir zu sehen." — Ich erhielt am Abend sogar noch eine elegante Einladungskarte mit Goethes eigenhändiger Namensunterschrift, die ich noch heute als teures Andenken bewahre.

Am anderen Mittag war ich gleichsam beschämt, als mich Goethe im schwarzen Frack, den Stern auf der Brust, feierlich empfing und mich später gleich seiner Dame zu Tisch führte, mir den Platz zu seiner Rechten anweisend. Auf meiner anderen Seite saß Coudray, dem folgte die Frau des Hauses, Goethes Schwiegertochter (der Sohn Goethes war gerade in Italien), Riemer, Eckermann, der sogenannte Kunst-Meyer, und zwischen diesen und dem Hausherrn reihten sich die beiden Enkel, zwei prächtige Knaben von etwa acht und zehn Jahren, ein, mit denen der Großpapa in harmloser Weise zwischendurch seine Späße und Neckereien trieb. Die Konversation bewegte sich über Mitteilungen aus Italien und Kunsterscheinungen der Zeit, über meine Rezensionen im Cottaschen Kunstblatt, bezüglich des Klenzeschen Hauses in München und des Mollerschen Theaters usw., welche Coudray unserm verehrten Wirt schon früher vorgelesen und die, wie er uns selbst sagte, seinen Beifall erhalten hatten. Dann kamen wir auf die mangelhaften Kunsturteile Karl August Böttigers in Dresden, des bekannten Archäologen und Schriftstellers, zu sprechen, wobei, als ich einige Aussprüche desselben tadelte, Goethe wirklich in eine Art lebhaften Scheltens „über dessen unbefugte Anmaßung" verfiel; er sprach sich mit einem Eifer gegen ihn aus, den man der ruhigen Würde des großen Mannes gar nicht zugetraut hätte. Seine

ganze Vorliebe zeigte er dagegen für den noch jugendlichen Eckermann, von dessen Fähigkeiten er eine große Meinung zu haben schien. Wenn irgendeine Besprechung gelehrter Fragen durch Riemer angeregt wurde, so war es häufig Goethes Refrain: „Ja, wenn Eckermann nicht zu bescheiden wäre, so könnte er wohl die Sache in die Hand nehmen."

915. Aus dem Nachruf Victor Cousins auf Goethe:

Vor zwei Jahren sahen wir ihn noch zu Weimar; da war er von Alter schon sehr gebeugt; sein Körper und auch sein Geist verrieten die Last der Jahre; die Stirn war noch groß, herrlich, aber das Auge trübe und der Mund sehr eingefallen. In der Unterhaltung zeigte sich noch hin und wieder der große Mann; besonders interessant war er, wenn er von sich selbst sprach, von seinen Werken, namentlich aber von seinen Plänen (dergleichen hatte er noch, da er achtzig Jahre und älter war). Er sagte zu mir: Zuerst will ich meine Zwischenspiele zu Faust vollenden, dann mache ich mich an dies oder jenes, und dabei nannte er mir zwei, drei Arbeiten, die er vorhatte. Rührend ist es, einen solchen Greis beständig von der Zukunft sprechen zu hören, als stände noch Leben und Genius ihm zu Gebote! . . .

Er war Dichter im vollsten Sinne des Worts, aber ein Dichter, der vollkommen über sich gebietet, und so rührte sein Genius die Schwingen nur, wenn er schrieb. Im Leben, im Umgang war dieser Genius zurückhaltend und gelehrig. Die Begeisterung sparte Goethe zum Schreiben, den Verstand zum Leben in der Welt.

916. Karl von Hase an seine spätere Gattin Pauline Härtel:

Jena, den 23. August 1830.

Vorgestern . . . fuhr ich nach Weimar. . . . Ich war gerade in der Studierstube Herders, der mit Schleiermacher mein theologischer Heiliger ist, als ihr dermaliger Insasse, Röhr, zu mir sagte: „Sind Sie noch nicht bei Goethe gewesen? nun, so müssen Sie gleich hin, er hat schon mehrmals nach Ihnen gefragt und freut sich, Sie zu sehen". . . . Ich wurde in einem großen Zimmer allein gelassen, der Herr werde gleich kommen. . . . Ich betrachtete mir eifrig die Gegenstände, um ruhiger zu werden, denn Sie würden nicht wieder sagen,

daß ich hochmütig sei, wenn Sie gefühlt hätten, wie stürmisch das Herz mir schlug und wie tief ich mich beuge vor der Majestät des Geistes, wo sie mir wahrhaft entgegentritt. Bald kam er, das letzte Baiersche Bild ist sehr ähnlich, der erste Eindruck streng und imposant, wie eine großartige Ruine. Nun hätte ich nichts mehr gewünscht, wie wir zusammen auf dem Sopha saßen, als daß ein anderer geredet hätte und ich still hätte zuhören und betrachten können. Das Gespräch blieb durchaus gemessen und ruhig, er schien wohlwollend im allgemeinen ohne etwas Persönliches und Herzliches. Der Anfang ziemlich ministeriell über das, was Jena mir biete und von mir erwarte. Dann ein Abschweif, der etwas Goethisch klang, von dem Ineinandergreifen und gegenseitigen Fördern geistiger Kräfte, dadurch man allein der unendlichen Aufgabe des Lebens näher rückte, wenn man auch nimmer zu Ende komme. Daß dieses eben das Beste sei, konnte ich aus eigner Herzensmeinung hinzufügen, da das Leben eng und ängstlich sein würde, wenn auch in noch so weiter Ferne, aber doch irgendwo, Bretter um die Welt geschlagen wären. . . . So in diesem Gang fortgehend blieb alles sehr einfach, doch blieb mir ein schmerzlicher Eindruck vorwaltend, indem ich bedachte, daß dieser alte Mann, wo nicht der größte, doch der glücklichste Mensch des Zeitalters sei, und doch hatte auch er dem Schicksal seine Schuld bezahlt, niemals des Hauses stilles Glück gefunden, wohl selbst nie die Seligkeit oder den Schmerz einer hohen, seiner würdigen Liebe, und nun steht er vereinsamt unter einem entfremdeten Geschlecht und denkt an die Herrlichkeit seiner Jugend. O daß ich ihn jung gekannt hätte! —

917. Aufzeichnung des Übersetzers Johann Diederich Gries:

Jena, Ende August 1830.

Goethe hat am 28. August sein 82. Jahr gesund und heiter angetreten. An mittelmäßigen Gedichten und schönen Geschenken hat es, wie gewöhnlich, nicht gefehlt. So hat die Stadt Frankfurt ihm einen vortrefflich ciselirten silbernen Pocal verehrt und dazu eine ansehnliche Quantität des besten Rheinweins. Alwine Frommann, die mit dem Bruder und der Schwägerin hinübergefahren war und bei Goethe gespeist hatte, wußte von der Heiterkeit und Liebenswürdigkeit des alten Herrn nicht genug zu erzählen. Ich war an diesem Tage

ſehr unwohl, ſonſt wäre ich auch nach Weimar gefahren, wo ich ſeit drei Jahren nicht geweſen bin. Seit dem Abzuge der Schopenhauer habe ich dort faſt gar keine Bekannten mehr, und mit Goethe, der nicht gern laut ſpricht, es auch nicht kann, habe ich die mündlichen Verhandlungen längſt aufgeben müſſen.

918. William Makepeace Thackeray an G. H. Lewes:

London, 28th April, 1853.

Of course I remember very well the perturbation of spirit with which, as a lad of nineteen, I received the long expected intimation that the Herr Geheimrat would see me on such a morning. This notable audience took place in a little antechamber of his private apartments, covered all round with antique casts and bas-reliefs. He was habited in a long grey or drab redingot, with a white neck-cloth and a red ribbon in his buttonhole. He kept his hands behind his back, just as in Rauch's statuette. His complexion was very bright, clear and rosy. His eyes extraordinarily dark, piercing, and brilliant. I felt quite afraid before them, and recollect comparing them to the eyes of the hero of a certain romance called *Melmoth the Wanderer*, which used to alarm us boys thirty years ago; eyes of an individual who had made a bargain with a Certain Person, and at an extreme old age retained these eyes in all their awful splendour. I fancied Goethe must have been still more handsome as an old man than even in the days of his youth. His voice was very rich and sweet. He asked me questions about myself, which I answered as best I could. I recollect I was at first astonished, and then somewhat relieved, when I found he spoke French with not a good accent.

919. J. L. Deinhardſtein an einen Freund:

Weimar, den 31. Auguſt/1. September 1830.

Als ich von meinem Spaziergange zurückgekehrt war, ſchickte ich zu Goethe und ließ ihn infolge einer in früherer Zeit gütig an mich ergangenen Einladung fragen, wann ich ihm aufwarten dürfe. Er ließ mir erwidern, ich möchte gleich kommen. Mit einer Art heiligen Scheu betrat ich ſein Haus. Über eine breite Treppe, an der einzelne Abgüſſe von Statuen ſtehen, kommt man zu ſeiner Wohnung im

ersten Stockwerke. Vor der Schwelle seiner Wohnzimmer ist ein längliches Viereck auf Mosaikart eingelegt mit dem freundlichen Wort „Salve“. Das erste Zimmer fand ich mit Blumen geschmückt und mit schöner Majolika; im zweiten, an Bildern, Gipsabgüssen von Statuen und schönen Stickereien reichen, trat er mir entgegen. Er war in einen einfach braunen Oberrock gekleidet und hatte das Halstuch lose umgeworfen, ohne Hemdkragen, gerade so, wie er von Stieler gemalt ist. Wie mich der Moment ergriff, in welchem ich dem Manne gegenüberstand, den ich seit meiner frühesten Jugend mit so reger Glut verehrt hatte, der die literarische Bildung des Vaterlandes um ein Jahrhundert vorgerückt, ihm, dem Patriarchen der Literatur, kannst Du wohl ermessen, der eine gleiche Verehrung für ihn mit mir teilt. Die beste und schönste Zeit der literarischen Herrlichkeit Deutschlands ging mir bei seinem Anblicke vorüber. Goethe hat alles Ehrwürdige des Greisenalters und noch bedeutende Reste von der Kraft früherer Jahre. Seine Haltung ist vollkommen gerade, sein Blick voll Feuer und Leben. Ein besonders gutmütiges Wohlwollen, fern von jeder Affektation, herrscht in seinem Benehmen vor. Wir sprachen lange, meistens über die literarischen Verhältnisse Österreichs. Er schenkte der kleinsten Bemerkung Aufmerksamkeit. Beim Fortgehen ersuchte er mich, abends nach fünf Uhr wieder zu ihm zu kommen, wo ich einige der bedeutendsten Männer Weimars kennen lernen sollte. Auch seiner Schwiegertochter wollte er mich vorstellen. . . .

Um fünf Uhr ging ich zu Goethe. Ich fand dort außer seiner höchst liebenswürdigen und geistreichen Schwiegertochter den Kanzler Geheimen Rat Müller, Oberbibliothekar Riemer und Oberkonsistorialrat Röhr. Ich werde diesen Abend nie vergessen. Welch reiner geistiger Verkehr, welch eine im eigentlichsten Verstande gute Gesellschaft. Es wurde mitunter auch mit vieler Achtung der bedeutenderen Schriftsteller meines Vaterlandes vergangener und gegenwärtiger Zeit gedacht, unter den letzteren besonders Pyrkers und Grillparzers. Goethe war die Liebenswürdigkeit selbst, belebt und voll Humor. Mit herzlicher Anhänglichkeit ist er seinem kleinen zwölfjährigen Enkel zugetan, der beständig in seiner Nähe ist. Die gewählte Toilette hatte Goethen noch besser aussehen gemacht als vormittag. Er war ganz schwarz gekleidet und trug den Stern des Großkreuzes eines der vielen Orden, die ihm die anerkennende Huld der Mäzene seiner Zeit verliehen, an der Brust. Er sah in Haltung

und Benehmen einem Manne weit ähnlicher als einem Greise. Sein Kopf ist ganz der eines Jupiters: die Stirne gewölbt und edel, das Auge voll Glanz und Kraft und eine unnachahmliche Hoheit um den Mund. Alles an ihm ist Ordnung und Ebenmaß.

Das Gespräch wendete sich zu den englischen Autoren und vorzugsweise zu Byron. Ich gedachte dabei zufällig einer Übersetzung des Marino Faliero von tor Hardt und lobte sie als die beste, die mir von einem Byronschen Werke zu Gesichte gekommen war. Goethe trat meiner Ansicht bei, und als seine Schwiegertochter ihn fragte, ob er das Buch besitze, antwortete er ihr, daß dem so sei, daß er es aber, weil er sich deshalb schuldig wisse, daß er dem Manne, der es ihm zugesandt, noch nicht geantwortet, vor ihr verborgen gehalten habe, um nicht an seine Pflicht erinnert zu werden, der er aus Mangel an Zeit noch nicht habe nachkommen können. All das tat er mit einer Munterkeit und einem Humor von der liebenswürdigsten Art. Beim Fortgehen ladete er mich für den künftigen Tag zu Tisch. „Ich möchte so gerne", sagte er mit unbeschreiblicher Gemütlichkeit, „Ihnen Ihren hiesigen Aufenthalt so angenehm machen, als mir möglich." . . .

Es scheint unglaublich, einen Mann von allem Feindlichen, was die Jahre mit sich zu bringen pflegen, auf eine so eigene Art unangefochten zu sehen, wie Goethe; aber wenn man ihn hört, sieht und seine Werke liest, ist das Rätsel gelöst.

Am andern Morgen vormittag besuchte ich den Geheimen Rat Hofkanzler Müller, einen geistreichen, kräftig lebhaften Mann. . . .

Von dort ging ich wieder zu Goethe. Ich fand bei ihm eine höchst gewählte Gesellschaft versammelt. . . . Goethe war ganz der muntere, liebenswürdige Gesellschafter, für die kleinsten Bedürfnisse seiner Gäste Sorge tragend; nur zuweilen schaute er mit den leuchtenden Augen starr vor sich hin. . . . Er sah besonders heiter und kräftig aus. Noch schimmert das frühere Schwarz durch das Silber seines sorglich geordneten Haares.

920. Buchhändler Friedrich Johannes Frommann zu Jena in einem Aufsatz „Goethe und das Volk":

Wenn man wissen will, wie sich Goethe zum sogenannten Volke gestellt habe, so frage man doch die Handwerker und Künstler, die

für ihn gearbeitet, die Bauern, die mit ihm verkehrt haben, seine eignen Dienstboten. Ich behaupte, alle, die in untergeordneter Stellung mit ihm zu tun gehabt haben, sind ihm von ganzer Seele ergeben gewesen. Zum Beweise, wie er mit solchen umging, nur ein Beispiel: In den zwanziger Jahren wurden seine meisten Schriften in der Druckerei meines Vaters und Oheims gedruckt. Der Lehrling, welcher die Korrekturen zu bringen und zu holen hatte, mußte ihm das Technische des Satzes erläutern, und nachdem der „stolze" Goethe begriffen hatte, daß große Einschiebsel oder Streichungen viel Arbeit machen und den Satz verderben, bemühte er sich, bei seinen Korrekturen die geänderten Wendungen oder Worte in der Anzahl der Buchstaben möglichst dem ursprünglichen Satze anzupassen. Denselben Lehrling, von dem er nicht verschmäht hatte sich in das Verständnis der Buchdruckerkunst einführen zu lassen, lud er später nach Weimar zu sich ein, bewirtete ihn reichlich und ließ ihm alle Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen. — Er erkannte und achtete das Wahre und Edle und fühlte sich zu tüchtigen Naturen, trotz ihren leidenschaftlichen Einseitigkeiten und Irrtümern, mit Liebe hingezogen. So erzählte er eines Abends meiner Mutter, wie ihn am Morgen ein Student besucht habe, schilderte, wie nur er und auch nur mündlich schildern konnte, wie diesem unter den schwarzen Locken die feurigen Augen hervorgeglänzt hätten, während er ihm allerhand redlich gemeintes, aber überspanntes Zeug vorgeredet, und endigte mit den Worten: „Ich hätte ihm um den Hals fallen und sagen mögen: lieber Junge, sei nur nicht so dumm."

921. Ottilie von Goethe an Eckermann:

Weimar, den 8. November 1830.

Der Vater gibt mir viele, viele Sorge; ich weiß nur zu sagen, daß er, obgleich nicht krank, doch kränkelt, — doch mehr wie das ist, [daß] die wunderbare Empfindung, die ich sonst hatte, als wäre sein Leben mir so sicher wie der Glanz der Sonne, aus meinem Innern verschwunden, und ich blicke der Zukunft mit Angst und Bekümmernis entgegen.

922. Eckermann:

Weimar, den 23. November 1830. abends.

Ich ging zuerſt zu Frau von Goethe. Ich fand ſie bereits in tiefer Trauerkleidung, jedoch ruhig und gefaßt, und wir hatten viel gegeneinander auszuſprechen.

Ich ging ſodann zu Goethe hinunter. Er ſtand aufrecht und feſt und ſchloß mich in ſeine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig; wir ſetzten uns und ſprachen ſogleich von geſcheiten Dingen, und ich war höchſt beglückt, wieder bei ihm zu ſein. Er zeigte mir zwei angefangene Briefe, die er nach Nordheim an mich geſchrieben, aber nicht hatte abgehen laſſen. Wir ſprachen ſodann über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches andere; ſeines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht.

Donnerstag, den 25. November 1830.

Goethe ſendete mir am Morgen einige Bücher, die als Geſchenk engliſcher und deutſcher Autoren für mich angekommen waren. Mittags ging ich zu ihm zu Tiſch. Ich fand ihn eine Mappe mit Kupferſtichen und Handzeichnungen betrachtend, die ihm zum Verkauf zugeſendet waren. Er erzählte mir, daß die Frau Großherzogin ihn am Morgen mit einem Beſuche erfreut, und daß er Ihr meine Ankunft verkündiget habe.

Frau von Goethe geſellte ſich zu uns, und wir ſetzten uns zu Tiſch. Ich mußte von meiner Reiſe erzählen. . . .

Übrigens erſchien Goethe mir heute beſonders ſtille und oft in ſich verloren, welches mir kein gutes Zeichen war.

Dienstag, den 30. November 1830.

Goethe ſetzte uns vorigen Freitag in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutſturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, ſechs Pfund Blut, welches bei ſeinem achtzigjährigen Alter viel ſagen will. Die große Geſchicklichkeit ſeines Arztes, des Hofrats Vogel, verbunden mit ſeiner unvergleichlichen Natur, haben jedoch auch diesmal geſiegt, ſo daß er mit raſchen Schritten ſeiner Geneſung entgegengeht, ſchon wieder den beſten Appetit

zeigt und auch die ganze Nacht wieder schläft. Es darf niemand zu ihm, das Reden ist ihm verboten, doch sein ewig reger Geist kann nicht ruhen, er denkt schon wieder an seine Arbeiten.

923. Caroline von Wolzogen an Ernst von Schiller:

Weimar, den 16. Februar 1831.

Goethe hat nach dem Tode des Sohnes an einem schönen Tage den Haushalt umgestürzt und dem Schuldenmachen der Schwiegertochter gesteuert. Ich mußte lachen über die Pedanterie, womit er jetzt die Wirtschaft treibt. Aber nötig mag es sein. Er hat den Schlüssel des Holzstalles unter seinem Kopfkissen und läßt das Brot abwiegen. Als Gesellschafterin behandelt er Ottilien sehr artig; aber im Hause muß sie sich fügen. Ich finde seine Züge seit der letzten Krankheit doch sehr verändert und glaube an kein langes Leben mehr.

924. Aufzeichnung des Professors Johann Gustav Stickel:

Gerade an demselben Monatstage, an welchem ein Jahr später der größte Dichtergeist unseres Volkes dieser Erde entschwebte, am 22. März 1831, war ich zum letztenmale bei Goethe, indem ich, wieder nach damaliger Sitte, mich als neuernannten außerordentlichen Professor der Theologie dem Herrn Staatsminister glaubte vorstellen zu müssen. Auf meine Anmeldung brachte der Bediente die Antwort, Se. Excellenz sei zwar unwohl, ich möge aber heraufkommen.

Ich wurde in das etwas enge Gemach geleitet, welches nach dem Garten hinausgeht. Das Meublement mit dem Schreibtisch und dem Bücherregale darauf, das eine einzige Bücherreihe enthielt, war in hohem Grade einfach ausgestattet. Goethe saß seitwärts davon auf einem Stuhl und hatte das leidende Bein gerade ausgestreckt über einem zweiten Stuhl ruhend.

Meine leider allzu kurze Aufzeichnung aus jener Zeit lautet unter dem angeführten Datum folgendermaßen: „Eine lange Zeit bei Goethe zugebracht; in seiner Studierstube saß er, an einem bösen Fuß leidend. Er belobte die Weise, wie ich meine Wissenschaft trieb, und gab mir zum Abschied die Hand. Die letztere Erklärung der Siegelinschrift hatte ihm zugesagt."

Das Nähere ist mir von diesem letzten Beisammensein in guter Erinnerung geblieben. Die Unterhaltung bezog sich nämlich zunächst auf meine akademischen Vorlesungen, über deren Erfolg er mich befragte. . . . Die Unterhaltung wendete sich dann auf den West-östlichen Divan, über dessen Entstehung Goethe mitteilte, es seien Mißhelligkeiten eingetreten, die ihn zu dem Entschluß gebracht hätten, in ein fernes Land zu ziehen. So habe er sich nach Jena begeben und jene Schrift zubereitet. Er erzählte, daß er sich in seiner Jugend auch mit dem Hebräischen und ein wenig mit Arabisch beschäftigt habe. Als ich dann meiner Bewunderung Ausdruck gab, wie vortrefflich und mustergültig seine Übersetzung des arabischen Heldengedichtes im Divan sei, richtete sich sein Haupt empor; obwohl sitzend, war es doch, als ob seine Gestalt größer und größer würde; in majestätischer Hoheit, wie ein olympischer Zeus, hob er an:

Unter dem Felsen am Wege
Erschlagen liegt er,
In dessen Blut
Kein Tau herabträuft. —

Mittags begannen wir Jünglinge
Den feindseligen Zug,
Zogen die Nacht hindurch,
Wie schwebende Wolken, ohne Ruh.

Jeder war ein Schwert,
Schwert umgürtet,
Aus der Scheide gerissen,
Ein glänzender Blitz.

Sie schlürften die Geister des Schlafes;
Aber wie sie mit den Köpfen nickten,
Schlugen wir sie,
Und sie waren dahin.

Während er diese Strophen mit volltönender Stimme rezitierte, — für einen Greis in seinen Jahren welch bewundernswürdig treues Gedächtnis! — war es, als ob sie sich ihm, wie einem vom poetischen Raptus Ergriffenen, neu erzeugten, seine Augen waren groß und weit geöffnet, Blitze schienen aus ihnen hervorzusprühen.

Der Eindruck war in Wahrheit überwältigend und wird mir, so lange ich atme, unvergeßlich bleiben. So hätte ein Künstler Goethes Bild malen oder in Marmor verewigen müssen.

925. Eckermann:

Freitag, den 25. März 1831.

Goethe zeigte mir einen eleganten grünen Lehnstuhl, den er dieser Tage in einer Auktion sich hatte kaufen lassen.

„Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen," sagte er, „denn alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen, passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen."

926. Aus dem Lebensbild des Malers Friedrich Preller:

Im Frühjahr 1831 traf Preller in Weimar wieder ein, und einer seiner ersten Wege war zu Goethe. Der Heimgekehrte fand den freundlichsten Empfang. Daß ihm gegenüber dabei von dem jetzt Zweiundachtzigjährigen nicht die Rede auf seinen in Italien verstorbenen Sohn gebracht wurde, wird niemand wundern, der da weiß, daß Goethe es ablehnt, einen Kultus irdischer Verluste zu treiben. . . . Ein stillschweigender Verkehr über August sollte zwischen ihnen aber doch noch stattfinden. Als Preller ihm erzählte, daß er in seine Skizzenbücher die Porträts aller seiner Bekannten in Rom gezeichnet habe, bat Goethe sich dieselben aus, um sie für sich zu durchblättern. Preller verstand, daß er nach den Zügen seines Sohnes suchen wollte, welche sich in der Tat darin befanden, und brachte ihm die Bücher. Als er nach einigen Tagen wiederkam, reichte Goethe sie ihm „still und ernst" zurück. Aber zu Hause angelangt und an bekannter Stelle nachschlagend, fand Preller, daß er recht gehabt, denn Augusts Porträt war nicht mehr da.

927. Friedrich Preller an Auguſt Keſtner in Rom:

Weimar, am 1. Juli 1832.

Ach hätten Sie ahnen können, wie oft und gern er von Ihnen ſprach, und welche zarte Teilnahme und innige Freude er an allem hatte, was an Kunſt nur erinnern konnte. Niederfallen hätte ich mögen, als ich ſah, wie er ſich, beſonders einmal, bei den Werken von Pouſſin, die wir durchſahen, lebendig und warm über deſſen Geiſt und Gemüt ausſprach.

928. Johann Jacob Schmied an ſeine Schweſter Anna:

17. April 1831.

Von Gotha ging es folgenden Tages über Erfurt, wo die größte Glocke in ganz Deutſchland zu ſehen iſt, nach Weimar. Nun muß ich lachen über meine ans Freche grenzende Kühnheit. Dem ausgeſprochenen Grundſatze zufolge mußte ich bei Goethe anfragen laſſen. Ich tat es nur aus Grundſätzlichkeit und hätte Tauſende gegen eins gewettet, daß man mich zurückwieſe. Daher war ich wirklich wie aus den Wolken gefallen, als der Bediente mir die Antwort brachte: Se. Exzellenz, der Herr Staatsrat von Goethe, läßt ſich Ihnen empfehlen, und Sie möchten gleich zu ihm kommen. Man ſpricht in ganz Deutſchland von der Unzugänglichkeit Goethes, und ich bengelhafter Kandidat, der nicht würdig iſt, ihm ſeine poetiſchen Schuhriemen aufzulöſen, ich ſollte ſo hoch begnadigt werden. Zum Glück hatte ich, wie Du weißt, ſchon mehrere wichtige Beſuche bei hohen Perſonen gemacht; ohne dieſen Umſtand hätte ich es kaum wagen dürfen, die unvermutete Einladung anzunehmen. Ich hatte freilich immer im Plan, Goethe zu beſuchen, aber je näher ich nach Weimar kam, deſto ſtärker ſchlug mir das Herz vor dem kühnen Wagnis. Endlich löſte ſich meine Beſtürzung in Jubel auf, ich ſtellte mich in Wichs, Chemiſe, Schuh, ſeidene Strümpfe (wozu freilich meine Reiſemütze ſchlecht paßte), und ſo ausſtaffiert begab ich mich nach ſeinem Hauſe. Beim Eintritt in dasſelbe ſtellten ſich einige Statuen in Lebensgröße meinem Blicke entgegen: Alles in altem griechiſchen Geſchmacke. Der erſte Lakai meldete mich beim zweiten, und nachdem ich einige Sekunden in einem antik gezierten Vorſaal verweilte und mich über den Mißton, in welchem die Lakaien zum übrigen ſtimmten, ärgern wollte, —

hieß es, ich möchte eintreten. — Hin waren alle wohlausgedachten Phrasen — hin mein einstudierter Gruß — hin mein Kopf! An diesem allen ist seine Stirne Schuld. Vor dieser kann nichts parieren, was nicht aus dem lebendigen Quell des Busens hervorströmt, — und jede Maske fällt. — So stand ich da, wie mich Gott erschaffen hat — aber in einem so exaltierten Zustande, verbunden mit einer gewissen Geistesgegenwart, die ich gar nicht hinter mir gesucht hätte. Zuerst (eben als ich alles verloren hatte) fand ich nicht gleich Worte, und es mag so etwa vier Pulsschläge gedauert haben, bis der geöffnete Mund zum Sprechen kam. Da ging es aber frisch und lebhaft, und das Herz rächte sich auf die schönste Art an meinem Verstande, den ich vorher allein um sein Gutachten in Beziehung auf die Anrede an Goethe gefragt hatte. Ich weiß recht gut, daß ich keine Dummheiten sagte und auch gar nicht mehr verlegen schien; Goethe selbst mag meinen ganzen Zustand bemerkt haben und erwiderte mir mit attischer Urbanität. Nun hatte für mich die große Stunde geschlagen, in welcher es mir vergönnt war, vor dem größten Herren zweier Jahrhunderte zu stehen und von Angesicht zu Angesicht den Mann zu sehen, der als Stern erster Größe der Menschheit voranleuchtet und ihr den Pfad zu ihrer Bestimmung erhellt, und wahrlich! knüpfen sich nicht an den Namen Goethe alle die Ideen, zu deren Entwickelung und Realisierung der Mensch geboren ist? gibt es ein Gefühl, das er nicht fühlte, ein Gut, das er nicht suchte, eine Lebenswahrheit, die nicht vor sein Bewußtsein trat und sein Eigentum wurde? Und ist nicht er es, aus welchem Tausende von edlen Menschen die Befriedigung ihrer höchsten Bedürfnisse schöpfen? Diesen Mann zu sehen, über Gegenstände ewigen Interesses mit ihm zu sprechen und ihn mehr als eine halbe Stunde eigen zu besitzen, gewürdigt werden, in freiem, wenn auch bescheidenem Urteile über ihn sich gegen ihn selbst äußern zu dürfen und mit Liebe behandelt zu werden, das, meine Teure, ist ein Glück, welches unter Millionen von den Mitlebenden kaum einem vom Vater gegeben ist, und dieser eine Glückliche bin ich. Und nun, meine Teilnehmende, nun mache ich Dich noch, damit Du ungefähr wissest, wie wichtig unser Thema war, mit einem Punkte bekannt, den ich seit meinem Besuche bei Goethe gegen gar niemand äußerte, indem man mir ununtersucht den Vorwurf der Eitelkeit machen würde. Denke Dir, wie ernst bei aller Heiterkeit Goethe und ich gestimmt waren. Als ich mit aller Wärme von dem Eindruck sprach, welchen sein Faust auf mich machte und immer noch macht, da

traten ihm, dem greisen Goethe, helle Tränen in sein offenes, schönes Auge, und seine Stimme zeugte von seiner Rührung. Auch mich überwältigte mein Gefühl, und mein Gemüt feierte, als er wieder die Rede ergriff. Dies ist der dritte Sohn Gottes, der in mein Gemüt herabstieg; der erste war — o den vergeß ich nicht —! der Augenblick der Konfirmation, der zweite — der Augenblick, als ich das Gebet vor meiner ersten Predigt begann, und der dritte — jene Minute auf eine solche Weise Goethe gegenüber. Beim Abschied ergriff er meine Hand, drückte sie mit den beiden seinigen und sprach: „Leben Sie wohl, geleitet von Gott und Ihrem Genius des Guten. Fügt es sich, daß Sie bei meinem Leben noch einmal nach Weimar kommen, so besuchen Sie mich, ohne sich vorher anmelden zu lassen." Eine solche Auszeichnung war nun noch die Krone des Ganzen, und ebenso stolz als demütig, begab ich mich zu meiner Reisegesellschaft, die aus lauter gemeinen Menschen bestand. O wollte Gott, daß ich nur noch ein einziges Mal seine Stirne sehen könnte und mein Geist sich weidete am Anblicke seines herrlichen Geistes!

929. Aus den Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt:

Weimar, Frühjahr 1831.

Unvergeßlich ist mir die liebste Erinnerung an Goethe: Ich war mit Ottilie an einem schönen Frühlingstage zu Fuß nach Tiefurt gegangen; lange hatten wir auf dem stillen friedlichen Platz neben dem Pavillon gesessen; der Blick nach der mit alten, schönen Bäumen bewachsenen Anhöhe war wohltuend und regte zu vertraulichem Gespräche an. Der Vormittag war verstrichen, und wir gingen durch den Park nach der oberen Chaussee; dort hielt ein Wagen; Goethe stieg aus, umfaßte jede von uns mit einem Arm und führte uns zurück nach der Ilm, lebhaft von Tiefurts Glanzzeit und der Herzogin Amalia erzählend. An einem länglich viereckigen Platz, von alten Bäumen umgeben, blieb er stehen, es war der Teeplatz der edlen Fürstin; etwas weiter zeigte er uns die Stellen, für die er „Die Fischerin" geschrieben hatte, und wo sie aufgeführt worden war. So weich und mild sah ich ihn nie; der ganze Tag war so harmonisch — langsam stiegen wir den Berg hinauf, wo der Wagen hielt, und fuhren zusammen nach Weimar zurück. Vor Goethes Haustür stand ein kleiner Knabe, der Pfefferkuchen feilbot;

Goethe nahm ein Herz, über dem zwei Täubchen einträchtig saßen, schenkte es mir und lud mich noch zu Mittag ein, was Friedrich rasch meinen Eltern kundtun mußte. Nach Tisch holte er seinen Faust, an dessen zweitem Teil er noch arbeitete und aus dem er Ottilie oft vorlas. Jetzt durfte ich ihm lauschen; ich hätte es ewig tun mögen, nie den „Platz zu seinen Füßen" zu verlassen brauchen. Es dämmerte, als ich gehen mußte. Die Hand, die er mir reichte, zog ich dankbar und ehrfurchtsvoll an die Lippen. Er sah wohl, welch einen Eindruck ich mit mir nahm, und sagte noch, als ich mit Ottilien an der Tür stand: „Ja, ja, Kind, da habe ich viel hineingeheimnist."

Mit Julie Egloffstein, Adele Schopenhauer und anderen kam ich oft zu ihm, aber keine Erinnerung war mir lieber als jene. Das Pfefferkuchenherz behielt ich, bis es in Staub zerfiel, die Erinnerung wird niemals zerfallen.

Anmutig war eine Stunde in Goethes Hausgarten, wo ich mit Ottilie einem Menschenschädel, den wir am Zaun gefunden hatten, würdigere Ruhe unter einem Baum bereitete. Goethe hatte uns von seinem Arbeitszimmer im sonnigen Garten gesehen, kam herunter und sagte: „Ihr Frauenzimmerchen verklärt auch noch den Tod." Wir hofften den Gedanken gedichtet zu bekommen, aber es blieb bei der schönen Prosa.

Ein andermal überfielen wir, eine Schar übermütiger Mädchen, den Dichter zur Abendzeit in seinem Gartenhaus. Wir kamen von Tiefurt und brachten ihm eine Menge Frühlingsblumen. Dabei hatte eine von uns das Unglück, den Gipsabguß einer Venus umzustoßen. Wir wurden blaß vor Schreck, einen Zornausbruch erwartend; die Sünderin selbst brach in Tränen aus. Ein sonniges Leuchten flog jedoch über seine Züge; er drohte mit dem Finger und meinte: „Ei, ei! wer wird um die Tote weinen, wo Venus so viel lebende Vertreterinnen hat!"

Oft sah ich ihn zwischen seiner Malvenallee im Parkgarten auf und nieder gehen; er mochte wohl an seine Farbenlehre denken, da ihn die vielfarbigen besonders erfreuten.

930. Niederschrift Friedrich Försters:

Weimar, den 4. August 1831.

(Donnerstag) früh 5 Uhr verließ ich heut' Erfurt, wo ich dem großen Musikfeste beigewohnt, und traf mit dem Schlage 8 Uhr in

Weimar ein, wo ich in dem Erbprinzen abtrat. Um 10 Uhr ließ ich bei Goethe anfragen, ob und wann ich Se. Exzellenz aufzuwarten die Ehre haben könnte; ich wurde auf 1½ Uhr beschieden. Da ich schon öfter so glücklich war, seines persönlichen Umganges und Gespräches mich zu erfreuen, war die heutige Begegnung frei und ungezwungen, und ich war erstaunt und erfreut, den alten Herrn . . . um vieles verjüngter und frischer zu finden. Mit großer Freundlichkeit kam er mir entgegen, nötigte mich auf das Sofa, während er auf dem Stuhle blieb. Meine Mitteilungen bezogen sich auf meine italienische Reise und auf . . . steins Briefe. Gleich bei dem Eintritt erkundigte er sich nach meiner Frau, und auch beim Abschied rief er mir lebhaft nach: „Grüßen Sie mir ja die gute, liebe Frau!" Er bat mich, in dem oberen Stock seiner Schwiegertochter einen Besuch zu machen, was ich auch tat. . . . Ich war nicht lang bei ihr, als der Vater heraufschickte und mich bitten ließ, mittag sein Gast zu sein; nur Frau von Goethe und Dr. Eckermann waren außer ihm und mir am Tisch; ich saß ihm gegenüber, er hatte einen braunen Überrock an und trug einen grünen Schirm vor den Augen, doch so, daß ich in sein volles, belebtes Gesicht und seine aufblitzenden Augen sehen konnte. Der Papa legte vor, kein Wasser kam auf den Tisch, nur Wein, er empfahl dem Dr. Eckermann das Schenk-Amt. Er rühmte das erste Brot von neuem Korn erhalten zu haben.

931. Friedrich Förster an Eckermann:

10. April 1832.

Wie glücklich darf ich mich preisen, daß ich und die Meinen im vergangenen Sommer noch so schöne Stunden mit dem heiteren, liebenswürdigen Dichter verlebten; wir haben uns dadurch die Gemeinschaft mit ihm so lebhaft erneut, daß er bei jeder Veranlassung, die uns an ihn erinnert, sogleich in eigenster Person gegenwärtig ist.

932. Erinnerungen des Freiherrn Karl von Beaulieu-Marconnay:

Weimar, den 6. August 1831.

Der ehrwürdige Greis empfing uns in dem sogenannten Urbino-Zimmer; er war bekleidet mit einem langen braunen Überrock mit Schawlkragen; ein weißes Halstuch kreuzte sich vorn und war mit

einer Busennadel befestigt. Die Damen nahmen den Platz auf dem Kanapee ein, Goethe setzte sich auf einen Stuhl an ihrer Seite und forderte mich auf, meinen Platz an seiner Seite zu nehmen. Er wußte, daß ich in Heidelberg gewesen war, und brachte gleich das Gespräch auf diese Stadt, wobei er sich theilnehmend nach Thibaut erkundigte, bei dem ich im verflossenen Winter die Pandekten gehört hatte. Die Unterhaltung kam dann weiter auf Wilhelm Tischbein, der mich als Kind in Eutin gezeichnet hatte, und von diesem auf Johann Heinrich Voß, der von Eutin nach Jena und von dort nach Heidelberg gekommen war. Goethe äußerte sich mit großer Anerkennung über diesen Mann, schüttelte jedoch sehr bedenklich den Kopf, als auf die literarischen Fehden desselben, namentlich mit Creuzer die Rede kam.

Goethe war in durchaus heiterer Stimmung und scherzte freundlich mit den Damen; von seiner äußeren Erscheinung empfing ich den Eindruck, daß er im Gesichte ein wenig eingetrocknet aussah; allein die prächtig leuchtenden Augen ließen es vollständig vergessen, daß man vor einem 82jährigen Greise stand.

933. Aus einem Briefe Friedrich Försters:

Weimar, den 25. August 1831.

Goethe, der in diesen Tagen seinen dreiundachtzigsten Geburtstag feiert, macht noch immer nicht den Eindruck eines Greises; seine Haltung ist fest, seine Unterhaltung lebhaft, sein Humor der beste von der Welt. Er entschuldigte sich zwar, als er meiner Frau den Arm bot, um sie zu Tisch zu führen, daß er im Oberrock komme und einen grünen Schirm über den Augen trage, da er etwas Rheumatisches empfinde; allein über Tisch legte er den Schirm ab und ließ weder seinen Teller noch sein Glas feiern; er legte vor und schenkte mit fester Hand ein.

934. Cotta an Goethe:

Stuttgart, 22. August 1831.

Euer Exzellenz werden zwar an dem Festtage, an dem diese Zeilen in Ihre Hände kommen, von so vielen Nahen und Lieben umringt, kaum Zeit finden, denselben einige Augenblicke zu schenken; dennoch

werden Sie sie freundlich unter die Wünsche entfernter Freunde und Verehrer aufnehmen und die Überzeugung hegen, daß sie aus treuem Herzen kommen.

Das Fest, das wir diesmal feiern, ist wahrlich ein doppelt heiliges, es ist das des uns Erhaltenen nicht bloß, sondern das des uns Wiedergeschenkten, und der Hinblick auf diese so weise Führung der Vorsehung stärkt Mut und Glauben zum Fortschreiten in der ernsten Zeit, in der wir leben. Und so, verehrter, würdiger Mann, wirkt Ihr Leben nach allen Seiten und auf jede Weise wohltätig auf Ihre Freunde, auf Ihre Zeitgenossen, und glücklich und beneidenswert ist Ihr Los, vor vielen der Auserwählte zu sein. Gottes reichster Segen schütze und umgebe Sie!

Uns aber, die wir beide es redlich meinen, erhalten Sie Ihr wertvolles Andenken.

Mit reinster Verehrung

Euer Exzellenz gehorsamster

Cotta.

935. Neunzehn englische Schriftsteller, darunter Thomas Carlyle und Walter Scott, an Goethe:

Dem Dichter Goethe zum 28. August 1831.

Hochgeehrter Herr!

Unter den Fremden, welche dieses theilnahmeerregende Fest um Sie versammelt, sei es uns „englischen Freunden" vergönnt, in der Vorstellung und sinnbildlich, weil es uns persönlich unmöglich ist, zu erscheinen, um Ihnen unsere innigsten Glückwünsche darzubringen. Wir hoffen, Sie werden uns die Ehre erzeigen, dieses kleine Geburtstaggeschenk [ein kunstvolles Petschaft] anzunehmen, welches als das wahrhafte Zeugniß unserer Gefühle wohl nicht ohne Werth ist. — Wir sagten zu uns: Da es stets die höchste Pflicht und das höchste Vergnügen ist, dem Ehrfurcht zu erweisen, welchem Ehrfurcht gebührt, und da unser vorzüglichster, vielleicht unser einziger Wohltäter der ist, welcher durch Wort und That uns Weisheit lehrt: so haben wir, die wir gegen den Dichter Goethe die Empfindung geistiger Schüler gegen ihren geistigen Lehrer hegen, den Wunsch, diese Gesinnung offen und gemeinschaftlich an den Tag zu legen. Zu diesem Ende haben wir uns entschlossen, ihn um die

Annahme eines geringen englischen Geschenkes, welches von uns allen gleichmäßig herkommt, bei seinem herannahenden Geburtstage zu ersuchen, damit es nicht, so lange der verehrungswürdige Mann noch unter uns wohnt, an einem Zeichen der Dankbarkeit, welche wir ihm schuldig sind, und welche, wie wir glauben, die ganze Welt ihm schuldig ist, fehlen möge. — Und so steht denn unser kleiner Tribut, der vielleicht zu dem reinsten gehört, welchen der Mensch dem Menschen darzubringen vermag, in sichtbarer Gestalt da, und bittet darum, ihn anzunehmen. Mag er willkommen sein, und ein Verhältnis aussprechen, das ein sehr enges ist, obwohl weite Meere zwischen beiden Theilen fluten. — Unser Gebet ist, daß noch viele Jahre einem so ruhmreichen Leben hinzugefügt werden mögen, daß Ihnen alles Glück verliehen, und die Kraft gegeben werde, Ihr hohes Werk so zu vollenden, wie es bis jetzt vorgeschritten ist, gleich einem Sterne „sonder Hast, aber ohne Rast".

Von neunzehn englischen Freunden.

936. Jenny von Pappenheim mit einem Paar gestickter Pantoffeln als Geburtstagsgeschenk:

Zum 28. August 1831.

Nur ganz bescheiden nah' ich heute mich,
Wo so viel schön're Gaben Dich umringen,
Doch, Herr, Bedeutung hab' auch ich,
Denn Liebe und Verehrung soll ich bringen;
Drum, wenn auch Höh're, Meister, Dich begrüßen,
Mir gönne nur den Platz zu Deinen Füßen.

„Zwar Engeln kann ich nicht Befehle geben,
„Daß seine Schritte sie mit Liebe führen;
„Doch will ich weich mit Seide euch umweben,
„Daß ihn kein Steinchen möge hart berühren."
So sprach die Herrin, und so laß mich schließen,
Und gönn' auch ihr den Platz zu Deinen Füßen.

937. Aufzeichnungen des Berginspektors Johann Christian Mahr in Ilmenau:

Am 26. August 1831 gegen Abend traf Goethe mit seinen beiden Enkeln und Bedienung im Gasthofe Zum Löwen hier ein. Der

reinſte, von Wolken ungetrübte Himmel gewährte die trefflichſte Witterung. Er hatte mir ſeine Ankunft gleich melden und mich, ihn zu beſuchen, bitten laſſen; doch kam ich erſt ſpät Abend aus dem Kammerberger Steinkohlenbergwerk nach Hauſe. Alſo beſuchte ich ihn am 27. morgens, wo er ſchon ſeit früh 4 Uhr an ſeinem Tiſche beſchäftigt war. Seine Freude war, wie er ſagte, ſehr groß, die hieſige Gegend, welche er ſeit 30 Jahren nicht wieder beſucht hatte, da er doch ſonſt ſo oft und ſo viel hier geweſen, wiederzuſehen. Seine beiden Enkel ſeien ſchon in Begleitung des Kammerdieners in die Berge gegangen und würden bis Mittag ausbleiben. Nach mehreren Erkundigungen, ob nicht wieder etwas in geognoſtiſcher Beziehung Merkwürdiges vorgekommen ſei, fragte er dann, ob man wohl bequem zu Wagen auf den Kickelhahn fahren könne. Er wünſche das auf dem Kickelhahn befindliche, ihm von früherer Zeit her ſehr merkwürdige Jagdhäuschen zu ſehen, und daß ich ihn auf dieſer Fahrt begleiten möge. Alſo fuhren wir beim heiterſten Wetter auf der Waldſtraße über Gabelbach. Unterwegs ergötzte ihn der beim Chauſſeebau tief ausgehauene Melaphyr-Fels, ſowohl wegen ſeines merkwürdigen Vorkommens mitten im Feldſteinporphyr als wegen des ſchönen Anblicks von der Straße aus. Weiterhin ſetzten ihn die nach Anordnung des Oberforſtrats König in den Großherzoglichen Waldungen angelegten Alleen und geebneten Wege in ein freudiges Erſtaunen, indem er ſie mit den früher äußerſt ſchlechten, ihm ſehr wohl bekannten Fahrſtraßen auf den Wald verglich.

Ganz bequem waren wir ſo bis auf den höchſten Punkt des Kickelhahns gelangt, als er ausſtieg, ſich erſt an der koſtbaren Ausſicht auf dem Rondel ergötzte, dann über die herrliche Waldung freute und dabei ausrief: „Ach! hätte doch dieſes Schöne mein guter Großherzog Carl Auguſt noch einmal ſehen können!“ Hierauf fragte er: „Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe ſein? Ich kann zu Fuß dahin gehen und die Chaiſe ſoll hier ſo lange warten, bis wir zurückkommen.“ Wirklich ſchritt er rüſtig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hochſtehenden Heidelbeerſträuche hindurch, bis zu dem wohlbekannten zweiſtöckigen Jagdhauſe, welches aus Zimmerholz und Bretterbeſchlag beſteht. Eine ſteile Treppe führt in den oberen Teil desſelben. Ich erbot mich, ihn zu führen; er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich Tags darauf ſeinen 82. Geburtstag feierte, mit den Worten: „Glauben Sie ja nicht, daß ich die Treppe nicht ſteigen könnte; das geht mit mir noch recht ſehr gut.“

Beim Eintritt in das obere Zimmer sagte er: „Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen, und wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte, mir solchen aufzuzeichnen.“ Sogleich führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

D. 7. September 1780.

Goethe.

Goethe überlas diese wenigen Verse, und Tränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Tränen und sprach in sanftem, wehmütigem Ton: „Ja warte nur, balde ruhest du auch!“ schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald und wendete sich darauf zu mir mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehen.“

Ich bot ihm auf der steilen Treppe meine Hülfe an, doch erwiderte er: „Glauben Sie, daß ich diese Treppe nicht hinabsteigen könnte? Dies geht noch sehr gut. Aber gehen Sie voraus, damit ich nicht hinuntersehen kann.“ Wieder erwähnte er in dieser wehmütigen Stimmung den Verlust „seines guten Großherzogs Carl August“. Auf dem Rückwege nach der Allee, wo der Wagen wartete, fragte er, ob auf der Kuppe des Kickelhahns auch das Vorkommen des verschmolzenen Quarzes, wie auf der Hohen Tanne bei Stützerbach stattfinde? worauf ich erwiderte, daß derselbe sehr zerklüftete bleiche Quarzporphyr ebenso wie dort auf jener Höhe vorkomme und solches fast allen höchsten Punkten des nordwestlichen Teiles des Thüringer Waldes eigentümlich sei. Er sagte darauf: „Dies ist eine sonderbare und merkwürdige Erscheinung und kann vielleicht künftig zu bedeutenderen Schlüssen in der Geognosie Veranlassung geben. Wir sind

überhaupt bloß da, um die Natur zu beobachten; erfinden können wir in derselben nichts. Daher können auch die meteorologischen Beobachtungen, wenn solche unermüdet fortgesetzt werden, gewiß noch zu bedeutenden Resultaten führen." Beim Wagen angelangt, ergötzte er sich nochmals an der herrlichen Aussicht und der köstlichen Umgebung, deren Anblick bei so reinem Himmel ein besonders günstiger war, setzte sich wieder in den Wagen und nötigte mich, mich zu ihm zu setzen. So begleitete ich ihn wieder bis in den Gasthof zum Löwen, auf welchem Wege mir noch manche köstliche Belehrung in seiner Kraftsprache zuteil wurde. Bei seiner Ankunft waren die beiden Enkel bereits aus dem Gebirge zurückgekehrt. Goethe unterhielt sich mit ihnen über das, was sie gesehen, und hatte eine innige Freude an ihren Antworten und bisweilen wirklich recht scharfsinnigen Bemerkungen. Es war 2 Uhr, und ich mußte zur Tafel bei ihm bleiben, wo die Gespräche fortgesetzt und von den beiden Enkeln die abenteuerlichen Wege durch die Fichtenwälder, da sie bisweilen die steilsten Abhänge hinauf und hinunter gegangen waren, sehr malerisch geschildert wurden. Der erhabene Apappa (so nannten ihn seine Enkel) hatte seine herzliche Freude darüber, wie seine freundlichen Gesichtszüge verrieten.

Nachmittags war der Geh. Rat und Oberjägermeister von Fritsch eingetroffen, da er in Weimar vernommen hatte, daß Goethe hierher gereist sei, um seinen Geburtstag hier zu feiern: zu welchem Tage er ihn zur Tafel lud.

Am 28. August früh 5 Uhr wurde im Gasthof zum Löwen vor dem Zimmer, welches Goethe bewohnte, vom hiesigen Stadtmusikus Merten mit einem Musikchor auf Blasinstrumenten der Choral: „Nun danket alle Gott" angestimmt, zu seiner großen Freude und Überraschung. Nachdem noch einige Musikstücke vorgetragen waren, überreichten hiesige Jungfrauen ein Gedicht des Herrn Superintendenten Schmidt. Mittags vereinigte das Mahl bei dem Herrn Geh. Rat v. Fritsch die hiesigen Geistlichen und Beamten zur gemeinschaftlichen Feier. Auf Goethes Gesicht malte sich die größte Heiterkeit, und die froheste Laune hatte ihn begleitet. Nach der Tafel bemerkte er das dem Forsthause gegenüberliegende alte Schlößchen und erinnerte sich des darin noch wohnenden alten Freundes, des Kaufmanns Hetzer, welcher in gleichem Alter mit ihm war. Er ging also zu Fuß hinüber, um ihn zu besuchen, bei welcher Gelegenheit er sich mit großer Lebhaftigkeit der frühesten Jugendjahre mit ihm erinnerte, wie sie sich beide in Frankfurt a. M. kennen gelernt hatten.

Nachmittags wurde in Begleitung des Herrn Geh. Rat v. Fritsch nach Elgersburg gefahren, um die herrliche Felsengruppe des Kornbaches zu sehen. Eigenhändig schrieb er seinen Namen in das in der Porzellanmanufakturmühle ausgelegte Stammbuch für Fremde und fuhr darauf wieder zurück nach Ilmenau. Abends ließ ich mit Janitscharenmusik die ganze Kammerberger Bergknappschaft mit ihren Grubenlichtern aufziehen und ihm eine Abendmusik vor dem Gasthof zum Löwen bringen, wobei die Bergknappen auch „den Bergmann und den Bauer" dramatisch aufführten. Das erfreute ihn ganz besonders, hauptsächlich wegen seiner beiden Enkel. Mit Vergnügen erinnerte er sich des Stückes aus früherer Zeit, da er noch mit dem Geh. Rat v. Voigt die Immediatkommission des hiesigen Silber- und Kupferbergbaues bildete. Auch in seinem Wilhelm Meister ist auf dieses Bergmannsspiel Bezug genommen.

Da er mir die Versicherung gegeben hatte, mein Besuch werde ihm angenehm sein, so oft es meine Geschäfte erlaubten, auch könne ich mit dem Frühesten kommen, da er früh um 4 Uhr aufstehe, so besuchte ich ihn während seines sechstägigen Aufenthalts jeden Morgen und fand ihn fast jedesmal, auch um 5 Uhr, am Arbeitstisch, entweder mit der Bleifeder schreibend oder lesend. Als ich ihn am 29. August in gleicher Beschäftigung antraf, bemerkte er, daß ihm sein Freund v. Knebel aus Jena die Übersetzung eines älteren römischen Geschichtsschreibers zugeschickt habe, aus welcher er sehe, daß sich die Gesinnungen der lebenden Menschheit stets wiederholen. Er habe gefunden, daß vor sechshundert Jahren fast derselbe Geist unter dem Volke geherrscht habe, wie jetzt: mit Beziehung auf die kurz vorher erfolgten revolutionären Bewegungen. Als ich mir darauf die Frage erlaubte, was er von diesen Bewegungen halte, gab er mir die Frage zurück: „Ist's dadurch besser geworden?" Besser glaubte ich nicht, aber manches anders, worauf er erwiderte: „Durch Stolpern kommt man bisweilen weiter, man muß nur nicht fallen und liegen bleiben."

Auch fragte mich Goethe: „ob das kleine Haus auf dem Schwalbenstein noch stände?" Leider mußte ich ihm bemerken, daß solches nicht mehr existiere, doch konnte ich ihm eine Zeichnung davon vorlegen. Er bemerkte darauf, daß ihm in diesem kleinen Hause, in welchem er sich sonst oft aufgehalten habe, die erste Idee zur Iphigenie auf Tauris gekommen sei. Das kleine Jagdhaus stand am Hangeberg zwischen Ilmenau und Manebach und gewährte auf seinem hohen

Felsen in der düstern Fichtenwaldung die herrlichste Aussicht in das Manebacher Gebirgstal.

Goethe verließ darauf Ilmenau mit der Versicherung, im künftigen Jahre seinen Geburtstag wo möglich wieder hier feiern zu wollen.

938. Eckermann:

Der zweite Teil von Goethes Faust ist meistens zu einer Zeit geschrieben, in der ich selber in Weimar anwesend war und im täglichen Verkehr mit Goethe mich sehr wohl als Augenzeuge betrachten darf. Die Periode des Niederschreibens dieser Dichtung fällt hauptsächlich in das Jahr 1823, in welchem ich nach Weimar kam, und setzt sich fort bis in den März 1832, wo der Faust abgeschlossen dalag und Goethe ihn als vollendet ansehen konnte. Es war das letzte Werk, was Goethe geschrieben und das den Stempel der hohen Weisheit seines Alters trägt. Die Anfänge gehen noch bis zu Schillers Zeiten zurück, und Goethe rühmte noch spät, daß ihm das Glück zuteil geworden, ein große Stelle der Helena Schillern noch vorlesen zu können.

Sowie nun Goethe das Glück anerkannte, seine Dichtung Schillern vorlesen zu können, so wird es in noch erhöhtem Grade bei Schillern und jedem anderen der Fall gewesen sein, denn Goethe war der Mann dazu, sich als Vorlesender bewundern zu lassen, besonders in Dingen wie der Faust, welches als ein Stück seiner eigenen Seele zu betrachten ist. Schon der Ton seiner Stimme war im hohen Grade merkwürdig; bald wie ein Gelispel, bald wie das Rollen eines Donners durch alle denkbaren Naturlaute gehend und dann wieder ging sie plötzlich zu ganz anderen Dingen über, wie zum Beispiel bei dem Schnarchen der Greifen, welches er genau nachzuahmen versuchte, wobei gewöhnlich lauter garstige Töne zum Vorschein kamen, die gequetscht und mit sichtbarer Anstrengung aus der Kehle sich vernehmen ließen; und da war es wiederum, wo er sich groß zeigte, wenn er in dem Ton der griechischen Tragödie mächtig erschütternde Dinge hervorbrachte. Am liebsten hörte man ihn jedoch, wenn seine Stimme durch keine Leidenschaftlichkeit gehoben, im ruhigen Gang der Rede dahinrollte, wie zum Beispiel in der Helena, wo das Geschrei der Kraniche zur Sprache kam, deren Getön von hoher Luft herab den zuhörenden Wanderer heraufzublicken anlockt.

So wie der Klang der Stimme eines Menschen zu seinen vorzüglichen Eigentümlichkeiten zu zählen ist, so ist seine Handschrift nicht weniger merkwürdig und zu beachten. Den ersten Teil des Faust schrieb Goethe, wie er mir vor Jahren erzählte, auf Postpapier; und zwar hütete er sich, darin die geringste Korrektur zu machen, so daß das Manuskript als ein Muster von Reinheit anzusehen war. Diese saubere Handschrift Goethes hat sich sein Lebelang erhalten. Ohne Pedanterie, ohne steif zu erscheinen, wie bei einem, der nach Akkuratesse strebt und dann diesem Ziel ein solches Gepräge aufdrückt, daß man es jedem Worte ansieht: es ist darauf abgesehen, eine große Nettigkeit und Sauberkeit zu zeigen und so, wie man zu sagen pflegt, stets im Sonntagsanzug einherzugehen, weit entfernt von diesem, bewegte sich seine Handschrift durchaus frei und ungezwungen.

939. Pauline Hase an Elwine Härtel:

19. März 1832.

Wir setzten uns in einen Einspänner und hatten unterwegs noch tausend Witze, wie wir aber in Weimar ankamen, nur gerade Zeit, die Locken aufzumachen; es schlug zwölf, die Zeit, wo Goethe Besuche annimmt, wenn er dazu gestimmt ist. Wir konnten uns nicht mehr besinnen, ob wir noch wollten, ob nicht. Wir standen endlich in seinem Hause; ich fragte den Kammerdiener in Todesangst zitternd, ob wir den Herrn Geheimen Rat einen Augenblick sehen könnten; er ging hinein. Ich kann Dir das Gefühl nicht beschreiben, was ich hatte: jetzt war keine Rückkehr möglich; wir lachten immer noch, aber es vergingen mir immer so die Gedanken, daß ich ohnmächtig zu werden fürchtete. Der Kammerdiener kam: Es würde sehr angenehm sein — und führte uns in eine Stube indes. Es war eine fürchterliche Glut darin; drei Stühle standen wie für uns hingesetzt an einem kleinen runden Tisch am Fenster; einer hatte ein schönes Schlafkissen, seinen Platz zu bezeichnen. An den Wänden hingen Handzeichnungen, unter dem Spiegel standen niedliche Arbeiten und mancherlei Spielzeug seiner Enkel, die viel bei ihm sind.

Nach ungefähr drei Minuten kam er. Wie viele sagen: es ist einem, als wenn man in den Boden geschlagen würde — so war es uns nicht, aber als er so ruhig und langsam hereintrat und so freundlich auf uns zukam, war es überaus ergreifend, und ich mußte mich ungeheuer zusammennehmen, ihn anreden zu können.

Das Gespräch konnte sich natürlich nicht sehr aus den Gegenständen eines ersten Zusammenkommens herausbewegen, doch war die ganze, unbeschreiblich ruhig freundliche Weise, die er hatte, so rührend von dem großen Manne, so vertrauenerweckend, daß sich die frühere Angst ganz verlor. Er sprach: von seinem früheren öfteren Aufenthalt in Jena, wie jetzt all' die Beziehungen dort für ihn aufgehört hätten, als einen alten Mann, dem viele vorausgehen; von den Unruhen überall, insbesondere von Leipzig; flüchtig über englische und italienische Sprache und über unsere Vorliebe für eine derselben usw. Wunderlich seltsam kam es mir vor, wie er fragte, wie es Frommanns ging, was Alwine machte und ob ich die junge Froriep noch gekannt hätte. Es war mir wunderbar, daß er nach Bekannten, über Bekannte von mir fragte. Du kannst der Froriep, wenn Du sie siehst, sagen, daß er von ihr sagte: Es wäre eine hübsche Frau, ein liebenswürdiges, natürliches Kind.

Als ich aufstand, gab er uns beiden freundlich die Hand und sagte: Meine lieben Damen, ich habe mich sehr gefreut, daß Sie sich meiner hier erinnert haben. Er ging mit uns bis zur Tür und wir entzückt in den Gasthof zurück, denn ein Besuch bei der jungen Frau von Goethe, den wir, im Fall es uns verunglückte, machen wollten, damit sie ein Wort zu ihm noch sagen möchte, war ganz unnötig und wir hatten mehr Lust, uns darüber auszusprechen, über das, was wir vollbracht.

940. Aufzeichnungen des Oberbaudirektors Coudray:

Den 10ten März ward mir zum letztenmal die Freude, einige Abendstunden mit Goethe in traulicher Unterhaltung zu verleben, wie dieses seit vielen Jahren wöchentlich ein auch zweimal zu geschehen pflegte. Bei diesen Besuchen hatte er gewöhnlich die Güte, die aus dem Gebiete der Kunst und Technik eingegangenen Novitäten mir zur Ansicht mitzutheilen, und bot sich somit nicht selten Stoff zu einer höchst interessanten und für mich belehrenden Unterhaltung dar; oder er lies sich auch gerne von meiner Geschäftsthätigkeit erzählen, wo er dann an jedem Unternehmen von einiger Wichtigkeit lebhaften Antheil nahm. Bei Durchsicht der Risse, die ich ihm von allen unsern größeren Bauten zu zeigen pflegte, forschte er jedesmal zunächst nach dem vorliegenden Zweck und dann lies er sich erklären, wie wir solchen mit den vorhandenen Mitteln zu erreichen gesucht. Diese

seine rege Theilnahme erstreckte sich aber nicht allein auf die Werke der schönen Baukunst, nein, alles Gemeinnützige umfaßte er mit gleicher Wärme, daher denn auch unsre neuen Chaussee-Anlagen ihn sehr interessirten. Noch neuerlich lies er sich die Risse der dermalen im Bau begriffenen Kunststraße von Weimar über Blankenhayn nach Rudolstadt mittheilen, und versprach er, nächstens von dem ihm lieben Berka aus, unsern Bauplatz ohnweit Blankenhayn zu besuchen, wo mit Beseitigung großer Local-Schwierigkeiten im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kunststraßenbau ausgeführt und zur Verbindung zweyer Anhöhen in einer Länge von 300 Fuß ein in der Mitte 36 Fuß hoher Erddamm aufgetrieben wird.

Seinem Verlangen gemäß hatte ich an diesem Abend einen kleinen Kegel von Holz mitgebracht, der sich zerlegen läßt, so daß die durch die fünf Schnitte entstehenden Figuren: das Dreyeck, der Cirkel, die Ellipse, die Parabel und Hyperbel anschaulich werden. Ich mußte ihm erklären, wie diese Curven mittelst Projectionen in Grund- und Aufrissen dargestellt werden, wobei er bemerkte, daß er sich in früherer Zeit zwar nicht viel mit Mathematik, jedoch mit der Reißkunst gerne beschäftiget habe. Besondere Theilnahme schenkte er daher auch den ohnlängst ausgestellten Arbeiten der Zöglinge in unsrer Gewerkschule, und erfreute mich mit Zusendung eines ansehnlichen Geschenkes im Namen der Frau Großherzogin Kaiserlichen Hoheit, zum Ankauf von Vorbildern, Reißzeugen und Zeichenmaterialien als Prämien für die verdientesten Schüler. Nach dem vorgedachten Modell meines Kegels verlangte Goethe, daß ich ihm einen ähnlichen verfertigen lassen möchte, jedoch sollte dessen Basis das Doppelte seiner Höhe erhalten, so daß er nicht in einen spitzen, sondern in einen rechten Winkel auslaufe; wobei er äußerte, daß er diesen Kegel so für seine Zwecke brauche.

941. Opernsänger Friedrich Werner an den Bankier Christian Gottlob Frege in Leipzig:

Weimar, den 14. März 1832.

Ich kann den heutigen Tag nicht würdiger beschließen, als Ihnen Nachricht von einem für mich und meinen Sohn wichtigen Ereignis zu geben. Wir erhielten heute morgen die Anzeige, daß Goethe uns um 12 Uhr heute empfangen wolle. Mit welchen Empfindungen

ich das Haus wieder betrat, wie freundlich mir das Salve an der Schwelle des Zimmers entgegenleuchtete, in welchem ich seit fünfundzwanzig Jahren (so lange ist es, daß ich das Weimarische Hoftheater verlassen) nicht wieder gewesen war, können Sie sich denken. Seine ehrwürdige Gestalt erschien, mit freundlicher Würde empfing er mich, und mit sichtlichem Wohlgefallen nahm er den Enkel seiner von ihm durch Gedicht und Denkmal verewigten Lieblingsschülerin Christiane Neumann, nachmalige Becker, auf. Nachdem er sich in Kenntnis gesetzt, daß Karl seine reinen architektonischen Studien in Leipzig unter des würdigen Schnorr von Carolsfeld Leitung begonnen, hierauf sich seit vier Jahren in München der Architekturmalerei gewidmet hatte, betrachtete er das auf der Staffelei aufgestellte Ölgemälde, den Brückenturm von Prag, für den Baron Rothschild in Wien bestimmt, mit Aufmerksamkeit. . . . Als er uns entließ, sagte er: „Ich hoffe Sie noch einmal bei mir zu sehen." Eine ganze Stunde waren wir bei ihm gewesen.

16. März.

Als wir uns heute um 12 Uhr beurlauben wollten, ward uns der Bescheid, daß der Geheimrat von Goethe sich unwohl befände und noch zu Bett läge. Nachmittags 4 Uhr kam der vierzehnjährige Enkel Walther von Goethe zu uns, dankte im Namen seines Großvaters noch einmal für den Genuß, den ihm die Bilder und Zeichnungen gemacht hätten und ließ es nochmals bedauern, daß er uns nicht hätte noch einmal sprechen können.

942. Bericht von Goethes Leibarzt Dr. Carl Vogel:

Da wurde ich am 16ten März zu ungewöhnlich früher Stunde, schon um 8 Uhr morgens, zu Goethe beschieden. — In der Regel sah ich ihn in ärztlicher und amtlicher Beziehung jeden Vormittag erst um 9 Uhr und hatte am vorigen Tage, nach langer Unterhaltung, ihn sehr heiter und wohl um diese Zeit verlassen. — Ich fand ihn im Bette schlummernd. Bald erwachte er, konnte sich indessen nicht sogleich völlig ermuntern und klagte, er habe sich bereits gestern, während der Rückfahrt von einer, in sehr windigem, kaltem Wetter zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags unternommenen Spazierfahrt unbehaglich gefühlt, darauf nur wenig und ohne rechten Appetit

essen mögen, das Bette zeitig gesucht und in demselben eine, zum größten Teile schlaflose Nacht, unter öfters wiederkehrendem, trocknem, kurzem Husten, mit Frösteln abwechselnder Hitze, und unter Schmerzen in den äußeren Teilen der Brust unangenehm genug verbracht. Am wahrscheinlichsten sei eine Erkältung, die er sich vor dem Ausfahren bei dem Herübergehen aus seinem sehr stark geheizten Arbeitszimmer über den kalten Flur in die nach der Straße zu gelegenen Gesellschaftszimmer leicht zugezogen haben könne, Ursache der gegenwärtigen Leiden. Er schien einigermaßen verstört, vor allem aber frappierte mich der matte Blick und die Trägheit der sonst immer hellen und mit eigentümlicher Lebhaftigkeit beweglichen Augen, so wie die ziemlich starke, ins Livide fallende Röte der Bindehaut der untern Augenlider, vornehmlich des rechten. Der Atem war fast ruhig, nur durch trocknen Husten und tiefe Seufzer — letztere eine gewöhnliche Erscheinung in allen Krankheiten Goethes — öfters unterbrochen, die Stimme etwas heiser. . . . Ferner: Wüstheit des Kopfes, Unaufgelegtheit zum Denken, auffallend vermehrte Schwerhörigkeit, Unruhe bei Zerschlagenheit der Glieder und das ganz eigne resignierte Wesen, welches bei Goethe während der letzten Jahre seines Lebens in allen Krankheiten an die Stelle eines in ähnlichen Fällen früher gewöhnlichen aufbrausenden Unmutes getreten war und sich häufig in den Worten aussprach: „Wenn man kein Recht mehr hat zu leben, so muß man sich gefallen lassen, wie man lebt." . . .

Bereits am Abend zeigte das Übel eine bessere Gestalt. . . . Es wurden Pulver von Goldschwefel und Zucker verschrieben. . . .

Sonnabend früh [17.]: Der Kranke hatte ziemlich geschlafen; der Kopf war noch freier, das Gemüt teilnehmender, das Gehör feiner, der Blick heller und beweglicher, der Husten mäßiger, lockerer, das Seufzen seltener als am gestrigen Tage. Die Stimme hatte ihre Heiserkeit, die Röte an den Augenlidern ihr Schmutziges verloren. . . .

Beim Abendbesuch unbedeutendes Fieber, Neigung zu leichter Konversation, welche der Kranke schon wieder auf die in gesunden Tagen gewohnte Art mit Scherzen würzte.

In der Nacht zum Sonntag [18.] siebenstündiger ruhiger Schlaf, heilsame Transpiration. . . . Der Kranke blieb etliche Stunden außerhalb des Bettes. Die Heiterkeit seines Geistes war ungetrübt. Medizin wurde nicht verordnet, wohl aber, auf Verlangen, der mäßige Genuß des gewöhnlichen Würzburger Tischweins und für den Mittagstisch

etwas Fisch und Braten verwilligt. Als ich ihn abends besuchte, lobte Goethe sein Befinden und war sehr gesprächig, besonders aber pries er in einem langen launigen Sermon den Goldschwefel, nach dessen Herkommen, Bereitungsart und ärztlichem Gebrauche er sich umständlich erkundigte.

Die Nacht zum Montag wiederum ruhig; während des Schlafes immer noch ziemlich starke Transpiration.

Am Morgen [19.] traf ich den Kranken neben dem Bette sitzend, sehr aufgeräumt und nur noch körperlich etwas schwach. Er hatte in einem französischen Heft gelesen, fragte gewohntermaßen nach mancherlei Vorfällen und zeigte großes Begehren nach dem zum Frühstück seit einigen Jahren herkömmlichen Glase Madeira. Ich fand keinen Grund, seiner Neigung entgegen zu sein, und er trank und aß mit vielem Behagen, blieb auch fast den ganzen Tag über auf. Gegen Abend traf ich ihn bei der Musterung von Kupferstichen, sprach mit ihm durch, was sich während seiner Krankheit in dem ihm untergebenen Departement ereignet hatte, zeigte ihm die Berliner Choleramedaille, über welche er sich in sehr witzigen Bemerkungen ausließ, spaßhafte Entwürfe zur Darstellung desselben Gegenstandes vorbrachte und sich vorzüglich darüber sehr vergnügt äußerte, daß er am folgenden Morgen imstande sein würde, sein gewohntes Tagewerk wieder vorzunehmen:

„Doch zwischen heut und morgen
liegt eine lange Frist." —

Die ersten Stunden der folgenden Nacht, vom 19ten auf den 20sten März, schlief der Kranke sanft, bei vermehrter Hautausdünstung. Gegen Mitternacht wachte er auf, empfand zuerst an den Händen, welche bloß gelegen hatten, und von ihnen aus später dann auch am übrigen Körper von Minute zu Minute höher steigende Kälte. Zum Frost gesellte sich bald herumziehender, reißender Schmerz, der, in den Gliedmaßen seinen Anfang nehmend, binnen kurzer Zeit die äußern Teile der Brust gleichfalls ergriff, und Beklemmung des Atems sowie große Angst und Unruhe herbeiführte. . . . Die Zufälle wurden immer heftiger; dennoch erlaubte der sonst bei den geringsten Krankheitsbeschwerden nach ärztlicher Hilfe stets so dringend verlangende Kranke dem besorgten Bedienten nicht, mich zu benachrichtigen, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei". Erst den anderen Morgen um halb neun Uhr wurde ich herbei-

geholt. Ein jammervoller Anblick erwartete mich! Fürchterlichste Angst und Unruhe trieben den seit lange nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten, hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu erlangen vergeblich suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre livide Höhlen gesunken, matt, trübe; der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper triefte von Schweiß, den ungemein häufigen, schnellen und härtlichen Puls konnte man kaum fühlen; der Unterleib war sehr aufgetrieben: der Durst qualvoll. Mühsam einzeln ausgestoßene Worte gaben die Besorgnis zu erkennen, es möchte wieder ein Lungenblutsturz auf dem Wege sein.

Hier galt es schnelles und kräftiges Einschreiten. . . . Den bequemen Lehnstuhl, in welchem sich die große Angst und Unruhe zuerst gelegt hatte, vertauschte der Kranke nicht wieder mit dem Bette.

Gegen Abend war kein besonders lästiger Zufall mehr vorhanden. Goethe sprach einiges mit Ruhe und Besonnenheit, und es machte ihm sichtbare Freude, als ich ihm erzählte, daß im Laufe des Tages ein höchstes Reskript eingegangen sei, welches eine Remuneration, für deren Erteilung er sich angelegentlich verwendet hatte, gebetenermaßen verwillige.

Ich ließ einen ziemlich kräftigen Baldrianaufguß . . . als Arznei nehmen. Dabei schlummerte Goethe während der Nacht zuweilen. . . . Die Besserung nahm bis eilf Uhr vormittags deutlich zu. Um zwei Uhr nachmittags erschien der Kranke hinfällig, mit triefendem Schweiße bedeckt, mit sehr kleinem, häufigem, weichem Pulse und kühlen Fingerspitzen. Die äußern Sinne versagten zuweilen ihren Dienst, es stellten sich Momente von Unbesinnlichkeit ein. . . .

Bald aber gewannen alle Erscheinungen von neuem ein sehr bedenkliches Ansehen. . . . In seinem Lehnstuhl sitzend, das Haupt nach der linken Seite geneigt, antwortete Goethe noch zuweilen und immer deutlich auf die an ihn gerichteten Fragen, deren ich indessen, um jede, bloß die Sanftheit des unvermeidlichen Scheidens störende Aufregung zu verhüten, nur wenige zuließ.

Er schien von den Beschwerden der Krankheit kaum noch etwas zu empfinden, sonst würde er, bei der ihm eigentümlichen Unfähigkeit,

körperliche Übel mit Geduld zu ertragen, mindeſtens durch unwillkürliche Äußerungen ſeine Leiden zu erkennen gegeben haben. Äußere Eindrücke wirkten auf das mit den Sinnen des Geſichts und des Gehörs gewiſſermaßen iſoliert fortlebende Gehirn noch lange und zum Teil lebhaft und angemeſſen, ſo wie die eigentliche Geiſtestätigkeit vielleicht erſt mit dem Leben ſelbſt erloſch. Die Phantaſie ſpielte beinahe und mit angenehmen Bildern.

Schwerlich hatte Goethe in dieſen Momenten ein Vorgefühl ſeiner nahen Auflöſung. Wenigſtens entſprachen die Zeichen, welche man auf das Vorhandenſein eines ſolchen Vorgefühls beziehen möchte, denjenigen nicht, deren er ſich wohl früher bediente, um anzudeuten, wie er hinſichtlich der mutmaßlichen Dauer des ihm noch beſchiedenen Lebensreſtes einer Täuſchung ſich nicht überlaſſe. Vielmehr gab er in ſeinen letzten Stunden mehrmals deutliche Beweiſe von Hoffnung auf Geneſung, und zwar unter Umſtänden — namentlich bei faſt völlig abweſender Beſinnlichkeit —, welche die Vermutung, er habe nur die Seinigen zu beruhigen beabſichtigt, als ganz unwahrſcheinlich darſtellen müſſen.

Die Sprache wurde immer mühſamer und undeutlicher. „Mehr Licht" ſollen, während ich das Sterbezimmer auf einen Moment verlaſſen hatte, die letzten Worte des Mannes geweſen ſein, dem Finſternis in jeder Beziehung ſtets verhaßt war. Als ſpäter die Zunge den Gedanken ihren Dienſt verſagte, malte er, wie auch wohl früher, wenn irgend ein Gegenſtand ſeinen Geiſt lebhaft beſchäftigte, mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erſt höher, mit den abnehmenden Kräften immer tiefer, endlich auf die über ſeinen Schoß gebreitete Decke. Mit Beſtimmtheit unterſchied ich einige Mal den Buchſtaben W. und Interpunktionszeichen.

Um halb zwölf Uhr mittags drückte ſich der Sterbende bequem in die linke Ecke des Lehnſtuhls, und es währte lange, ehe den Umſtehenden einleuchten wollte, daß Goethe ihnen entriſſen ſei.

So machte ein ungemein ſanfter Tod das Glücksmaß eines reich begabten Daſeins voll.

943. Karl Wilhelm Müller:

21. März 1832.

Gegen 11 Uhr nachts bat er ſeine Schwiegertochter, ſich zu Bett zu begeben und auch die Kinder zur Ruhe zu bringen. Er fragte nach den Hausfreunden, von denen er ganz richtig vorausſetzte, daß

sie in der Nähe wären, und äußerte, es wäre durchaus nicht nötig, daß jemand anders als der Bediente und der Copist John bei ihm wache. Zugleich verlangte er die aufgezeichneten Namen derjenigen zu sehen, welche sich an diesem Tage nach seinem Gesundheitszustande erkundigt hatten, verweilte bei dem Durchlesen derselben bei einzelnen länger und erinnerte, man müsse die bewiesene Teilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund wäre. Er forderte dann die Familienglieder noch einmal auf, sich zur Ruhe zu begeben, indem durch dieses Nachtwachen unnütz die Kraft verschwendet würde. Seinem Bedienten merkte er an, daß er von Nachtwachen sehr erschöpft sei; aber er fühlte auch, daß ein Fall eintreten könnte, wo ihm dessen schleunigste Hilfe unentbehrlich wäre. Daher befahl er ihm sich durch Schlaf zu erquicken, und zwar nicht in dem Bette, das in der nur wenig entfernen Bedientenstube stand, sondern in seinem eignen Bette, welches leer war, da er die ganze Nacht im Lehnstuhle zubrachte. Den Copist John dagegen forderte er zum Wachen auf, indem er ihm sagte: „Sie bleiben bei mir und sind aufmerksam, damit ich nicht etwa vorwärts falle, wenn ich einschlafe." Gegen 12 Uhr schlummerte er etwa drei Viertelstunden ganz ruhig, dann mitunter noch minutenlang und fühlte sich durch Drang zum Husten und Schwierigkeit des Schleimauswurfs mitunter beklommen. Während der Nacht sagte er einigemal zum Copisten John: „Halten Sie nur treulich bei mir aus! Es kann doch nur noch ein paar Tage dauern". . . .

22. März 1832

Morgens gegen 6 Uhr ließ er sich im Lehnstuhl aufrichten und ging aus seinem Schlafkabinette einige Schritte in sein Arbeitszimmer. Hier, wo sie sich die Nacht hindurch verborgen gehalten, traf er seine Schwiegertochter an, zu welcher er freundlich scherzend sagte: „Ei, ei! Frauenzimmerchen, bist du denn auch schon wieder herumtergekommen?" Er ging jedoch, sich sehr matt fühlend, sogleich wieder auf den Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer zurück.

. . . Obgleich der Arzt bestimmt erklärt hatte, daß keine Hoffnung vorhanden sei, ihn von dem zurückgetretenen Katarrhalfieber zu retten, so wollten doch nicht alle in dem vorderen Zimmer anwesenden Freunde dieser schmerzlichen Mitteilung Glauben beimessen, zumal da das Barometer seit gestern bedeutend gestiegen war und sie aus Erfahrung wußten, welchen starken Einfluß der Zustand der Luft auf Goethes

Gesundheit ausübe. Auch der Kranke selbst sprach am Morgen gegen seine Schwiegertochter die Hoffnung auf Wiedererlangung seiner Gesundheit und Kräfte aus, indem er sagte, der April brächte zwar Stürme, aber auch schöne Tage, an denen er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken wolle; ja, den Arzt bat er, er möchte ihm keine Arznei mehr geben; es gehe ja so gut. Gegen Sonnenaufgang verschlimmerte — wie der Arzt vorausgesagt — der Zustand sich bedeutend, und die Kräfte sanken mehr und mehr. Man hatte das Zimmer ganz dunkel gelassen, um den Kranken dadurch ruhiger zu erhalten, allein er sagte: „Gebt mir Licht, die Dunkelheit ist unangenehm." Bald aber schienen seine Augen zu leiden, denn er hielt wiederholt die Hand, wie einen Schirm, über dieselben, als wenn er sie schützen oder etwas in der Ferne sehen wollte, so daß man ihm den grünen Schirm gab, welchen er abends bei dem Lesen zu tragen pflegte. Er forderte dann seine Schwiegertochter auf, sich neben ihn zu setzen, ergriff ihre Hand und hielt sie lange in der seinigen.

Gegen 9 Uhr verlangte Goethe Wasser mit Wein vermischt zu trinken, und als ihm dieses gebracht wurde, richtete er sich im Lehnstuhle auf, ergriff das Glas mit fester Hand und trank es aus, jedoch erst nach der Frage: „Es wird doch nicht zu viel Wein darunter sein?" Dann rief er John herbei, und unterstützt von diesem und seinem Bedienten stand er vom Stuhle ganz auf. Vor demselben stehend, fragte er, welchen Tag im Monat man habe, und auf die Antwort, daß es der zweiundzwanzigste sei, erwiderte er: „Also hat der Frühling begonnen, und wir können uns um so eher erholen." Er setzte sich dann wieder in den Armstuhl und verfiel in einen sanften Schlaf mit angenehmen Träumen; denn er sprach unter andern: „Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Kolorit — auf dunklem Hintergrunde." Überhaupt schien ihn ganz und gar die Kunst zu beschäftigen; denn er äußerte kurz darauf: „Friedrich, gib mir die dort stehende Mappe mit Zeichnungen." Da keine Mappe, sondern ein Buch an der bezeichneten Stelle stand, reichte ihm der Bediente dieses, allein der Kranke versetzte darauf: „Nicht das Buch, sondern das Portefeuille." Der Diener versicherte, es sei kein Portefeuille, sondern nur ein Buch da, und nun ermunterte sich Goethe ganz aus dem Halbschlaf und sagte scherzend: „Nun, so war es ja wohl ein Gespenst."

Kurz darauf verlangte er kaltes Geflügel zum Frühstück. Man brachte ihm dieses, er nahm etwas davon in den Mund und wünschte

zu trinken. Friedrich reichte ihm ein Glas mit Wasser und Wein, von welchem er aber nur wenig trank und die Frage an den Bedienten richtete: „Du hast mir doch keinen Zucker in den Wein getan, der mir schadet?“ Er bestellte darauf, was er zu Mittag essen wollte und überdies für den Sonnabend, an welchem Tage der Hofrat Vogel bei ihm speisen sollte, ein Lieblingsgericht desselben. So war er bis zum letzten Augenblicke liebend für seine Freunde besorgt. Gegen 10 Uhr kam Se. Königliche Hoheit der Großherzog, tief bewegt, doch voll des Wunsches, Goethen noch einmal zu sehen. Da man dies, des erschütternden Eindrucks für beide Teile wegen, standhaft ablehnte, so entfernte sich Se. Königliche Hoheit im innigsten Schmerzgefühle und laut bekennend, daß er Goethen wie einen Vater geehrt und geliebt habe. Goethe ließ sich abermals von seinem Copisten John und Friedrich aufrichten, um in sein Arbeitszimmer zu gehen, allein er kam nur bis an den Eingang, wankte und setzte sich bald wieder in den Lehnstuhl. . . .

Sein Geist beschäftigte sich darauf mit seinem vorausgegangenen Freund Schiller. Als er nämlich ein Blatt Papier an dem Boden liegen sah, fragte er, warum man denn Schillers Briefwechsel hier liegen lasse; man möge denselben doch ja aufheben. Gleich darauf rief er Friedrichen zu: „Macht doch den zweiten Fensterladen in der Stube auch auf, damit mehr Licht hereinkomme!“ Dies sollen seine letzten Worte gewesen sein.

Als nun das Sprechen ihm immer schwerer wurde und er doch noch Darstellungs- und Mitteilungsdrang fühlte, zeichnete er erst mit gehobener Hand in die Luft, wie er auch in gesunden Tagen zu tun pflegte; dann schrieb er mit dem Zeigefinger der Rechten in die Luft einige Zeilen. Da die Kraft abnahm und der Arm tiefer sank, so schrieb er etwas tiefer und zuletzt, wie es schien, dasselbe auf dem seine Beine bedeckenden Oberbette zu wiederholten Malen. Man bemerkte, daß er genau Interpunktionszeichen setzte, und den Anfangsbuchstaben erkannte man deutlich für ein großes W. Die übrigen Züge vermochte man nicht zu deuten. . .

Da die Finger anfingen blau zu werden, so nahm man ihm den grünen Arbeitsschirm von den Augen und fand, daß sie schon gebrochen waren. Der Atem wurde von Augenblick zu Augenblick schwerer, ohne jedoch zum Röcheln zu werden, der Sterbende drückte sich, ohne das geringste Zeichen des Schmerzes, bequem in die linke Seite des Lehnstuhls, und die Brust, die eine Welt in sich erschuf und trug und hegte, hatte ausgeatmet.

944. Kanzler von Müller an Caroline Gräfin von Egloffstein:

Weimar, den 24. März 1832.

Wenn Sie diese Zeilen öffnen, Theuerste, so wissen Sie schon unser aller unersetzlichen Verlust, den Ihrigen ganz besonders. —

Er schied so sanft, so heiter, so vollkräftig bis zur letzten Stunde daß es nicht möglich wird zu denken, daß er uns verloren sei. Nein, er lebt für immer und er lebt für immer in uns allen, seinen Getreuen, fort!

Vor wenig Wochen schloß er den 5ten und letzten Act des neuen Faust also ab:

„Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!"

Wie wahr ist es denn nun auf ihn selbst anwendbar!

. . . Sein Sterben war nur ein Ausbleiben des Athems, ohne alles Zucken noch Krampf. Daher auch die selig ruhige Miene im Tode, und noch jetzt!

945. Kanzler von Müller an Bettine von Arnim:

Er starb den seligsten Tod, selbstbewußt, heiter, ohne Todesahnung bis zum letzten Hauch, ganz schmerzlos. Es war ein allmählich sanftes Sinken und Verlöschen der Lebensflamme, ohne Kampf. Licht war seine letzte Forderung, eine halbe Stunde vor dem Ende befahl er: „Die Fensterladen auf, damit mehr Licht eindringe."

946. Eckermann:

23. März 1832.

Am andern Morgen nach Goethes Tode ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Sein treuer Diener Friedrich schloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edlen Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Der Körper

lag nackend in ein weißes Bettuch gehüllet, große Eisstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten so lange als möglich. Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulos; die Füße zierlich und von der reinsten Form; und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz, — es war überall eine tiefe Stille, — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Tranen freien Lauf zu lassen.

947. Ottilie von Goethe an Abeken:

Wien, den 4. Juli 1861.

Ich habe 15 Jahre mit meinem Schwiegervater zusammengelebt, mit einem jungen, warmen — thörichten Herzen, mit einer großen Dosis Phantasie und eben so viel Unvernunft, und nie habe ich auch nur einmal gefunden, er sei kalt oder gar herzlos; und welche Ansprüche macht man doch in der Jugend nicht nur an das Gefühl, sondern selbst an die äußeren Zeichen davon, aber er stellte sich immer auf den Standpunkt des Andern, und so war er mild verstehend, und bei Irrthümern erbarmend. Wie treu war er seinen Erinnerungen, wie davon beschäftigt und ergriffen, als er eine Enkelin von Lili gesehen und von einer Dame, die den früheren weimarischen Kreisen angehörte und, ich weis nicht wo, Lili später gesehen, Nachrichten, ja gleichsam einen Dank von ihr brachte. . . .

Unendlich interessiert hat mich und ich danke Ihnen besonders, daß Sie es hervorgehoben, ich meine die Stelle wo der Vater sich über Möser mit so viel Wärme ausspricht, und dies eigentlich, wie Sie wohl mit Recht behaupten, den Ausschlag gab, ihn nicht nur als Mann des Gedankens, sondern als Mann des deutschen Staates und des deutschen Volkes zu bezeichnen. Der Vater war ein Mann des Volkes, das weis der, der in Weimar auf keine Schule, auf keine Anstalt irgend einer Art die dem Volk im Allgemeinen zu Gute kommt stoßen kann, ohne in ihrem ersten Ursprung den Namen

des Vaters nennen zu hören, — das weis der, der ihn einmal, nicht nur mit Leuten in untergeordneter Stellung reden, nein zuhören sah, mit dem lebendigsten Interesse in Alles eingehend. Auf unsren Spazierfahrten habe ich das oft erlebt, und ich muß ehrlich gestehen zu meiner Langenweile. . . .

Ein Hauptzug meines Vaters war, daß er ganz neidlos, auch nicht vorübergehend, nie sah ich eine Spur davon, nur reine Freude und Anerkennung empfand er wo ihm Großartiges entgegentrat, ja die Thränen traten ihm vor Bewunderung in die Augen. So habe ich ihn auch von Christus sprechen sehen, — wollen Sie es Andacht nennen, Verehrung, Anbetung, ich kann hinzufügen wenigstens hat wohl Niemand je der Erfüllung seiner Lehre mehr nachgestrebt, wie war sein Handeln ächt christlich, fromm und mild, vergebend, wohlthätig, stets für Andre wirkend, dem Höchsten nachstrebend.

948. Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar:

Wartburg, Anfang August 1899.

Am 28. August d. J. sind 150 Jahre verflossen seit Goethes Geburt. Ich will gern an diesen Gedenktag diejenigen Erinnerungen anknüpfen, die ich von jenem größten unserer deutschen Dichter habe und die für mich so teuere Bilder der Vergangenheit sind.

Sie sind nur Erinnerungen wie ein Kind sie haben kann, denn ich war noch ein Knabe, als Goethe starb. Sein ältester Enkel, Walter von Goethe, war mir mein liebster Spielgefährte, ihn sah ich am meisten, und der Verkehr mit ihm und seinem Bruder vermittelte von Zeit zu Zeit meine Begegnung mit ihrem Großvater, dem Staatsminister und Geheimrath von Goethe.

So sehe ich ihn noch deutlich vor mir, als er mit meinem Erzieher, Herrn Soret, in dem Zimmer aufrechtstehend sprach, wo die aldobrandinische Hochzeit hängt, während ich mit seinen Enkeln an einem Tisch in dem Urbino-Zimmer daneben spielte. Ein anderes Mal sah ich Goethe in den Gemächern meiner Mutter in dem Cedernzimmer, neben der großen Vase von violettem Jaspis stehen, die sich damals vor dem mittelsten Fenster dieses Raumes befand.

Es war das erste Mal, glaube ich, daß mir sein Anblick einen tiefen Eindruck machte. Er war aber auch dazu angetan, um in der Erinnerung aller derer zu bleiben, die ihn gesehen haben. Etwas

über Mittelgröße, schien er größer als er war, weil er sich sehr gerade hielt. Seine Bewegungen waren gemessen, seine Haltung sehr vornehm, aber nicht steif, die Züge bis ins hohe Alter sehr edel, der Mund sehr schön geschnitten, die Augen merkwürdig groß, die Pupillen braun. Sie schienen Blitze zu strahlen, wenn er sprach, nie habe ich bei einem menschlichen Wesen, welchen Geschlechtes es auch war, solche Augen wieder gesehen. Sein Organ war sehr angenehm. So sehe ich ihn noch, so glaube ich ihn noch zu hören, jene Vase bewundernd, im schwarzen Frack, den Stern des Falkenordens auf der Brust, was ihm sehr gut stand. . . .

Sehr gleichmäßig freundlich war Goethe unausgesetzt für mich. . . .

Untrennbar von ihm ist und bleibt die Verehrung, die von meiner frühesten Kindheit an an die Erinnerung an ihn für mich sich heftet. Sie wurde genährt durch alle, mit denen ich in Berührung kam, besonders durch meine Mutter, die ihn aufs höchste schätzte.

Ich war bei ihr in jenem Cedern-Zimmer, als ihr die Nachricht von dem Hinscheiden Goethes überbracht wurde. Sie brach in Tränen aus. Noch sehe ich sie in diesem Anblick. Soret brachte mich kurz darauf in das Sterbezimmer Goethes. Er lag in seinem Bett, unverändert in seiner Schönheit, wie er unverändert bleibt und bleiben wird in dem Reiche der Bildung.

Wie die Sonne alles durchdringt, was entsteht, lebt, wirkt, wie auf sie das Meiste sich bezieht, nach ihr das Meiste strebt, das da wirkt, wie jedes lebende, wirkende Element ihr immer bedarf — so schildert sich am Wahrsten, also am Richtigsten, die Stellung die Goethe — in dem Weimarer Lande einnahm. Er war der Mittelpunkt des geistigen Lebens. Sein Einfluß ließ sich überall fühlen wie die wohltuenden Strahlen des leuchtenden Elementes — der Sonne. Wenn je seine ganze Thätigkeit ganz bekannt werden wird, wird sich dies klar und bestimmt beweisen. Der hohe und freie Geist Carl Augusts, meines Großvaters, hatte den Geist Goethes nach Kenntnisnahme des Götz von Berlichingen und des Werther in früher Jugend geahnet. Gottes Fügung war es weiter, daß der Erstere den Verfasser kennen zu lernen wünschte, daß sie sich beide zusagten, als sie auf des Ersteren Reise nach Karlsruhe und Paris sich trafen, daß sie sich gar bald in Freundschaft verbanden und bald auch aus dieser Freundschaft ein Vertrauen, ein gegenseitiges, sich entwickelte, das nie eine Unterbrechung, nie einen Wechsel in dem mehr als einem halben Jahrhundert erlitt, das dieses Verhältnis dauerte. Dies erklärt die

große Ausdehnung, die frühzeitig schon die Tätigkeit Goethes nahm, erklärt im besondern seinen Einfluß auf alles, das Größte wie das Kleinste. Das Vertrauen Carl Augusts rief Goethen, den erst einige zwanzig Jahre zählenden, zum Erstaunen der Welt, ja Erschrecken der Minister, in das Ministerium. In dieser Stellung scheute Goethe nicht vor ihm selbst heterogenster Tätigkeit z. B. derjenigen der Militärcommission, die ihn nicht abhielt, in aller Freiheit seiner geistigen Freiheit treu zu bleiben. Knebel erzählt, er habe ihn, als er ihn in Buttstedt besuchte, an einem Tisch sitzend gefunden, vor welchem die ausgehobenen Rekruten standen, während das angefangene Manuscript der Iphigenia aufgeschlagen auf diesem Tische lag. Das finanzielle Interesse des Landes ließ Goethe die Leitung des Ilmenauer Bergbaues in die Hand nehmen; sein Hang, die Natur zu beobachten und zu erforschen, begleitet von gleicher Neigung Carl Augusts, ließen den weimarischen Park entstehen; der Wiederaufbau des abgebrannten weimarischen Schlosses fand in Goethe den kunstsinnigen Leiter, endlich die Universität Jena an ihm den erleuchtetsten, unermüdetsten Lenker und Förderer. Die Bühne wurde zur Arena seines nur Wahrheit und Schönheit atmenden Geistes. Die sich steigernde Bedeutung der politischen Ereignisse wie die Entwickelung der inneren Interessen des Hauses wie des Landes riefen Goethe durch das Vertrauen Carl Augusts an die verschiedenartigsten Einzelheiten heran. So erscheint Goethe als Geheimsecretair in den Angelegenheiten des Grafen von Görz, des Präsidenten von Kalb, des Fürstenbundes, des Prinzen Constantin, dabei selbst leitend wie ausführend. Letztere Angelegenheit ist ein Teil seines wohltuend wirkenden Einflusses auf die innersten Angelegenheiten des Lebens Carl Augusts. Ich erinnere mich mehr als ein Mal von meiner Frau Mutter mir erzählt gehört zu haben: daß als Goethe eines Tages, bei Hof, an einer Gruppe von Personen vorbei gegangen sei, Wieland sich zu diesen gewandt und gesagt habe: „Ihr wißt nicht, was wir diesem Mann zu verdanken haben, denn er ist derjenige gewesen, der unsere Herrschaften wieder zusammengebracht hat". Dieser wohltuende Einfluß Goethes auf das regierende Haus fand denn auch zu allen Zeiten und bei allen Gliedern desselben das treuste Echo in dem dankbaren Vertrauen, das sie ihm entgegenbrachten. Die Briefe der Herzogin Anna Amalia, die des Großherzogs Carl August, der Herzogin Luise, der Prinzessin Caroline, der Großfürstin, meiner Mutter, der Kaiserin, meiner Schwester, sind davon Zeugen. Die Aufzeichnungen Sorets,

meines Erziehers, Eckermanns, meines Lehrers, nicht zu vergessen. Alle bezeugen die Einwirkung Goethes in das Leben und Werden von uns Allen. Und was seit Goethes Emporsteigen zu neuer Tätigkeit in dem Lande und Hause Weimar entstanden ist und wirkt, erzählt besser wie Worte, daß Gott den Geist Goethes fortleben läßt im Großen wie im Kleinen, den Geist der Wahrheit und Schönheit. Der Allmächtige wolle es so bleiben lassen.

949. Bruchstücke eines Tagebuchs von L. Melzer:

Weimar, den 4. August 1838.

Unser erster Ausgang war nach Goethes Hause, wo uns sein Sekretär Kaiser (Kräuter) herumführte. Wie der große Dichter all seine Umgebung zauberisch an sich gefesselt hat, so auch diesen Famulus, der recht mit Lust und recht lebendig das Tun und Treiben seines Meisters beschrieb. Er rühmte, wie Goethe so immer den besten Ausdruck für den Gedanken getroffen; wie es ihm selbst nie möglich gewesen, einen besseren zu finden, wenn er sich auch stundenlang darum bemüht habe. Oft, sagte er, habe ein Satz, den Goethe ihm diktiert, ihn dergestalt ergriffen, daß er die Feder weglegen mußte, und er sei dann nicht eher wieder zu sich gekommen, bis Goethe abgelenkt und ihn an etwas anderes erinnert hätte.

Ich hatte mir Goethes Haus ganz anders vorgestellt, als wir es fanden. Alle Zimmer, die wir sahen, sind klein, niedrig und einfach, altmodisch möbliert. Man hat dem großen Manne so oft seine Rücksicht aufs Äußere, seine Vorliebe für fürstliche Umgebung, seine Teilnahmlosigkeit für die vaterländischen Regungen im Befreiungskriege vorgeworfen, der Dichter von Hermann und Dorothea hatte aber gewiß ein Gefühl fürs Vaterland, und wer von jenen Vorurteilen ganz geheilt sein will, der besuche das einfache Asyl des Dichterfürsten und lerne hier erkennen, wie ihm die Umgebung nie mehr als Kleid, als Schale des süßen Kernes gewesen, wie er sie aber als solche höchst wert gehalten hat.

Quellen und Anmerkungen

748. (S. 5.) Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 bis 1832. Von Johann Peter Eckermann. Leipzig, F. A. Brockhaus 1836. — Hier zitiert nach der Neuausgabe von Eduard Castle. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. I, 27 ff.

749. (S. 7.) Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig 1853. S. 130 f.

750. (S. 8.) Ansichten und Umrisse aus den Reisemappen zweier Freunde, von F. von Elsholtz. Berlin 1831. S. 14.

751. (S. 10.) Der Wanderer. Jahrgang 1864, Nr. 78: „Eine Römerfahrt zu Goethe. Aus den Memoiren von Braun von Braunthal."

752. (S. 12.) Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 17 und 18: Goethe und Österreich. Hg. von August Sauer. Weimar 1902/3. Bd. 18, S. 409 f.

753. (S. 13.) Neue Freie Presse (Wien), 23. März 1898. Morgenblatt.

754. (S. 13.) Goethe-Jahrbuch. Band 6 (1885), 347 ff. Mitgeteilt von Wilhelm Scherer.

755. (S. 15.) Goethe-Jahrbuch. Band 22 (1901), S. 113 ff. Mitgeteilt von Otto Harnack. — Goethe war vom 15. bis zum 20. Mai 1778 in Berlin.

756. (S. 27.) Aus dem Leben Theodor von Bernhardis. 1. Teil. Leipzig 1893. S. 197.

757/8. (S. 28 f.) Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Hg. von Anna von Sydow. Berlin, Mittler, 1905/16. VII, 152 f., 166.

759. (S. 29.) Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer aus den Jahren 1800 bis 1831. Leipzig 1856.

760. (S. 31.) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Hg. von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart 1870.

761. (S. 31.) W. Buchner: Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. I, 364 f.

762. (S. 32.) Quelle wie Nr. 760.

763. (S. 35.) Quelle wie Nr. 748. I, 39 ff.

764. (S. 36.) Quelle wie Nr. 760.

765. (S. 36.) Quelle wie Nr. 748. I, 43 ff.

766. (S. 39.) Ludwig Rellstab: Aus meinem Leben. Berlin 1861. II, 197.

767. (S. 40.) Quelle wie Nr. 757. VII, 169.

768. (S. 40.) Quelle wie Nr. 760.

769. (S. 41. Quelle wie Nr. 748. I, 51. Goethe war in der Nacht vom 5. zum 6. November, also nach dem Abschied von Frau Szymanowska, an einem heftigen Husten mit Brustfieber erkrankt.

770/76. (S. 41ff. Quelle wie Nr. 757. VII, 170f., 171ff., 182ff., 185ff., 190, 193, 196f.

777. (S. 49. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Hg. von F. W. Riemer. Berlin 1833/4. III, 379ff.

778/9. S. 50. Quelle wie Nr. 757. VII, 201, 203.

780. (S. 51. Katalog der Sammlung Kippenberg. Leipzig, Insel-Verlag 1913. S. 226. Nr. 2884. — Der Briefschreiber hieß Zauper (nicht Zeuper), er war Professor in Pilsen.

781. (S. 51.) Goethe-Jahrbuch. Band 1 (1880), S. 344.

782. (S. 51. Quelle wie Nr. 780. Nr. 3038.

783. (S. 52.) Quelle wie Nr. 748. I, 84.

784. (S. 52.) Quelle wie Nr. 760.

785. (S. 52.) Goethe-Jahrbuch. Band 24 (1903), S. 106f. Mitgeteilt von L. Bobé.

786. (S. 53. Deutsche Rundschau. 24. Jahrgang. Band 96. Juli 1898, S. 50ff.

787. (S. 54.) Karl Eggers: Rauch und Goethe. Urkundliche Mitteilungen. Berlin 1889. S. 72.

788. (S. 55.) Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz. Leipzig 1853. S. 311.

789. (S. 55.) Bisher ungedruckter Brief aus der Sammlung Varnhagen in der Staatsbibliothek zu Berlin.

790. (S. 55.) Briefe an Ludwig Tieck. Hg. von Karl von Holtei. Berlin 1864. II, 320.

791. (S. 56.) Stunden mit Goethe. Hg. von Wilhelm Bode. Berlin, Mittler, II, 53f.: Kersting und Goethe. Von Julius Gensel.

792. (S. 57.) Goethe-Jahrbuch. Band 6 (1885), S. 142.

793. (S. 57.) Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1839. Hg. von Th. Hell. S. 330ff.

794. (S. 59.) Bettinas Briefwechsel mit Goethe. Hg. von Reinhold Steig. Leipzig, Insel-Verlag, 1922. S. 266ff.

795. (S. 60.) Heinrich Heines Briefwechsel. Hg. von Friedrich Hirth. München 1914 (jetzt Berlin, Propyläen-Verlag). I, 360f.

796. (S. 62.) Ferdinand Hiller: Briefe an eine Ungenannte. Köln 1877. S. 16f. — Vgl. dazu Nr. 815 (S. 102) und 833 (S. 119).

797. (S. 62.) Quelle wie Nr. 748. I, 105, 109ff., II, 39f.

798. (S. 64. Erinnerungen eines deutschen Arztes. Von Louis Stromeyer. Hannover 1875. I, 169ff. — Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Band 1 (1914), S. 146ff.

799. (S. 66.) Fragments et Souvenirs par M. Victor Cousin. IIIme éd. Paris 1857. p. 155ff.

800. (S. 67.) Die Firma F. A. Brockhaus von der Begründung bis zum 100jährigen Jubiläum 1805–1905. Von H. E. Brockhaus. Leipzig 1905. S. 79.

801. (S. 68.) Bei Goethe zu Gaſte. Von Karl Theodor Gaedertz. Leipzig 1900. S. 365.
802. (S. 68.) K. L. von Knebels literariſcher Nachlaß und Briefwechſel. Hg. von K. A. Varnhagen von Enſe und Th. Mundt. Leipzig 1835. I, 58f.
803. (S. 69.) Quelle wie Nr. 749. S. 205ff.
804. (S. 70.) Friedrich von Müller: Goethe in ſeiner ethiſchen Eigentümlichkeit. Weimar 1832. S. 22.
805/6. (S. 73/91.) [Friedrich von Müller:] Goethes goldner Jubeltag. Siebenter November 1825. Mit des Gefeierten Bildnis, Seinen Schriftzügen und einer Abbildung des Feſtſaales. Weimar 1826.
807. (S. 92.) Briefwechſel des Herzogs-Großherzogs Carl Auguſt mit Goethe. Hg. von Hans Wahl. Berlin, Mittler, 1915/18. III, 204f.
808. (S. 93.) Illuſtrierte Monatshefte für Unterhaltung und Belehrung. (Die Gartenlaube.) Leipzig 1864. 2. Halbjahr. S. 4ff.
809. (S. 98.) Quelle wie Nr. 780. Nr. 2868.
810. (S. 98.) Quelle wie Nr. 791. III, 56. Mitgeteilt von Karl Kaupp in Caſſel, dem Sohn des Bäckergeſellen.
811. (S. 100.) Carl Robert Leſſings Bücher- und Handſchriftenſammlung. Hg. von Gotthold Leſſing. (Privatdruck.) Berlin 1915. II, 34.
812. (S. 100.) Für die „Gartenlaube" niedergeſchrieben und dort 1876, S. 239f. veröffentlicht. Der Verfaſſer war ein Enkel des berühmten engliſchen Satirikers Jonathan Swift; er lebte vom Januar 1826 bis Juli 1827 in Weimar.
813. (S. 101.) Quelle wie Nr. 798. I, 215. (Jahrbuch der Goethe-Geſellſchaft I, 151.)
814. (S. 102.) Eduard Firmenich-Richartz: Die Brüder Boiſſerée. 1. Band: Sulpiz und Melchior Boiſſerée als Kunſtſammler. Jena 1910. S. 427f.
815. (S. 102.) Quelle wie Nr. 796. S. 18ff.
816. (S. 105.) Europa. Red. von F. Steger. Leipzig 1870. S. 628ff.
817. (S. 107.) Quelle wie Nr. 760. — Müller begab ſich am 9. Juli auf eine längere Reiſe.
818. (S. 107.) Vor den Couliſſen. Originalblätter von Celebritäten des Theaters und der Muſik. Hg. von Joſef Lewinſky. Berlin 1882. (Darin der Aufſatz „Goethe-Reminiscenzen" von Guſtav Moltke, Großherzogl. Hofſchauſpieler in Oldenburg.) II, 160.
819. (S. 107.) Henry E. Dwight: Travels in the North of Germany in the years 1825 and 1826. New York 1829. S. 432f.
820. (S. 108.) Goethe-Jahrbuch. Band 24 (1903), S. 96. — Thereſe Hubers Tochter Luiſe war mit Herders Sohn verheiratet; die Herderſche Familie aber war Goethe nicht günſtig geſinnt.
821. (S. 109.) W. Müller, Diary and Letters. Ed. by Ph. Schuyler Allen and J. T. Hatfield. Chicago 1903. S. 164.
822. (S. 109.) Julius Schwabe: Harmloſe Geſchichten. Erinnerungen eines alten Weimaraners. Frankfurt a. M. 1890. S. 101f.

823. (S. 109.) [Fürst Hermann von Pückler-Muskau:] Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. Stuttgart 1831. III, 135ff.

824. (S. 110.) Schillers Sohn Ernst. Hg. von K. Schmidt. Paderborn 1895. S. 296. — Der „feierliche Akt" war die Überführung von Schillers Schädel in die Weimarische Bibliothek.

825. (S. 110.) Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. I, 488f.

826. (S. 111.) Selbstbiographie in allen Grillparzer-Ausgaben.

827. (S. 115.) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 1. Jahrgang. Wien 1890. S. 106f.

828. (S. 115.) Lily Braun: Im Schatten der Titanen. Ein Erinnerungsbuch an Baronin Jenny von Gustedt. Braunschweig [1908.]. S. 79.

829/31. (S. 116ff.) Quelle wie Nr. 757. VII 300f., 301ff., 313, 316f., 319f.

832. S. 118. Quelle wie Nr. 822. S. 99f.

833. (S. 119.) Quelle wie Nr. 796. S. 24f.

834. (S. 120.) Blätter für literarische Unterhaltung 8./9. Februar 1826. Wiederabgedruckt in den Stunden mit Goethe 1912, S. 212ff.

835/6. (S. 122.) André-Marie Ampère et Jean-Jacques Ampère, Correspondance et souvenirs (de 1805 à 1864). Paris 1875. I, 440ff., 443f., 447.

837. (S. 123.) Handschriftlich in der Sammlung Kippenberg zu Leipzig. Verzeichnet unter Nr. 3160 im Katalog der Sammlung Kippenberg.

838. (S. 124.) Karl von Holtei: Vierzig Jahre. Berlin und Breslau 1843/6. IV, 385ff.

839. (S. 126.) Goethe-Jahrbuch. Band 6 (1885), S. 144.

840. (S. 126.) Quelle wie Nr. 835. I, 449.

841. (S. 126.) Nach der in Privatbesitz befindlichen, bisher ungedruckten Handschrift mitgeteilt von Dr. Carl Polheim, Privatdozent in Graz.

842. (S. 127.) G. Parthey: Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe 1819 und 1827. (Berlin 1862.) 2. Abdruck. Berlin 1883. S. 41ff.

843. (S. 130.) Quelle wie Nr. 828. S. 80.

844. (S. 130.) Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie. Hg. von G. Lotz. 16. Jahrgang. Hamburg 1832. S. 681. — W. war nicht am 30., sondern am 28. August bei Goethe.

845. (S. 131.) Eduard Gans: Rückblicke auf Personen und Zustände. Berlin 1836. S. 312ff.

846. (S. 132.) Quelle wie Nr. 790. IV, 3f.

847. (S. 133.) Quelle wie Nr. 760.

848. (S. 133.) Der russische Dichter Wassilij Andrejewitsch Schukowsky (1784—1852) war damals Erzieher des russischen Thronfolgers. Er hat die deutsche Romantik in Rußland bekannt gemacht, auch Goethes Balladen übertragen.

Das Gedicht schrieb Schukoffsky voller Begeisterung in der Morgenstunde der Abreise nieder und übergab es dem Kanzler von Müller für Goethe. Müller bemerkte am Abend in seinem Tagebuch: „Viel zu kalt, meiner Meinung nach, nahm Goethe Schukoffskys herrliches Abschiedsgedicht auf, wiewohl er etwas Orientalisches, Tiefes, Priesterliches darin anerkannte. Er war heute ein ganz anderer wie vorgestern. Meyers Nähe mochte einwirken, vor dem er sich gleichsam scheut, Gefühl zu zeigen. Dieser kam mir heute recht mephistophelisch vor, so kalt, so weltverachtend, so lieblos."

849. (S. 134.) Der Kulturkämpfer. Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten. Hg. von Otto Glogau. 1. Jahrgang. Berlin 1880. Heft 12, S. 35ff. — Diese Erinnerungen erzählte Zahn im Frühjahr 1864 Otto Glogau, der sie wohl stark bearbeitet hat.

850. (S. 138.) Vossische Zeitung (Berlin), Sonntagsbeilage Nr. 40/41 vom 5. und 12. Oktober 1884: H. Holstein, Zwei Besuche bei Goethe.

851. (S. 143.) Leipziger Neueste Nachrichten. 17. April 1821. Mitgeteilt von H. H. Houben.

852/3. (S. 144.) Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. 1922. S. 247. Mitgeteilt durch Julius Wahle. — Streckfuß war am 27. September 1827 bei Goethe.

854. (S. 144.) Quelle wie Nr. 780. Nr. 2841.

855. (S. 144.) Goethe-Jahrbuch. Band 7 (1886), S. 231ff.: Dr. G. Stickel: Meine Berührungen mit Goethe.

856. (S. 146.) Auguste Bozzi Granville: St. Petersburgh. Journal of travels to and from that capital. London 1828. II, 674ff.

857. (S. 146.) Andreas Oppermann: Ernst Rietschel. 2. Aufl. Leipzig 1873. S. 69f. — Rietschel kam von Nürnberg zurück, wo er in Vertretung seines Meisters Rauch am Dürerfest und an der damit verbundenen Grundsteinlegung des Rauchschen Dürerdenkmals teilgenommen hatte.

858. (S. 147.) Quelle wie Nr. 780. Nr. 2876. — Stieler malte das bekannte Bildnis Goethes für den König Ludwig I. von Bayern; er war in Weimar vom 25. Mai bis 6. Juli 1828.

859. (S. 147.) Quelle wie Nr. 748. I, 217f.

860. (S. 149.) Deutsche Rundschau 1901. S. 240f.

861. (S. 149.) Bernhard Rudolf Abeken: Goethe in meinem Leben. Aus Abekens Nachlaß hg. von A. Heuermann. Weimar 1904. S. 175ff.

862. (S. 151.) K. A. Ch. Sckell: Goethe in Dornburg. Gesehenes, Gehörtes und Erlebtes. Jena 1864. S. 18ff.

863. (S. 153.) F. J. Frommann: Das Frommannsche Haus und seine Freunde. 2. verm. Aufl. Jena 1872. S. 53f.

864. (S. 154.) Goethe-Jahrbuch. Band 2 (1881), S. 320ff.

865. (S. 155.) Goethe-Jahrbuch. Band 7 (1886), S. 276f.

866. (S. 156.) Quelle wie Nr. 748. I, 219ff.

867. (S. 158.) F. und K. Eggers: Christian Daniel Rauch. 2 Bände. Berlin 1873/8. II, 333.

868. (S. 158.) Quelle wie Nr. 748. II, 225ff.

869. (S. 159.) Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst. Hg. von Dr. Konrad Reichard. 6. Jahrgang 1876. II, 908ff. Leipzig 1876.

870. (S. 161.) Quelle wie Nr. 748. I, 233f.

871. (S. 162.) Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. 1922. S. 2–6. Graf. — Mit dem Porträt ist wohl das von Kügelgen gemeint.

872. (S. 163.) Weimarer Sonntagsblatt, 7. Dezember 1856.

873. (S. 164.) Robert Springer: Die klassischen Stätten von Jena und Ilmenau. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Berlin 1869. S. 59: „Ein Besuch bei Goethes letztem Secretair." S. 62f. und 68.

874. (S. 166.) Quelle wie Nr. 748. I, 254.

875. (S. 169.) Quelle wie Nr. 850.

876. (S. 170.) Hans von Perthalers ausgewählte Schriften. Wien 1883. Mitgeteilt von A. Bettelheim im Goethe-Jahrbuch. Band 7 (1886), S. 302. — Der Verfasser war ein Vetter Caroline Perthalers, die 1829 bei ihrem Aufenthalt in Weimar 18 Jahre alt war.

877. (S. 170.) W. von Biedermann: Goethe und Leipzig. 2 Bände. Leipzig 1865. II, 258f.

878. (S. 172.) Goethe-Jahrbuch. Band 1 (1880), S. 352.

879. S. 172.) Quelle wie Nr. 855. S. 97.

880. (S. 172.) Bisher ungedruckt. Originalbrief in der Varnhagen-Sammlung der Staatsbibliothek zu Berlin.

881. (S. 172.) W. von Biedermann: Goethes Gespräche. 5 Bände. 2. Aufl. Leipzig 1911. IV, 132f.

882. (S. 173.) Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Aufzeichnungen Henry Crabb Robinsons; nebst Biographie und Einleitung von Karl Eitner. Weimar 1871. S. 328f.

883. (S. 174.) Zeitschrift für Bücherfreunde. 12. Jahrgang, Heft 5, S. 206: Crabb Robinson und seine Beziehungen in Weimar und Jena. Von L. Gerhardt.

884. (S. 175.) Schriften der Goethe-Gesellschaft. Band 28 (1913): Aus Ottilie von Goethes Nachlaß. S. 237.

885/6. (S. 175.) Goethe-Jahrbuch, Band 23 (1902), S. 225.

887. (S. 176.) Goethe-Jahrbuch. Band 13 (1892), S. 8ff. — S. 177, Z. 20: Die „schönste junge Dame" war die 18jährige Stieftochter des Ministers von Gersdorff, Jenny von Pappenheim.

888. (S. 179.) Erinnerungen von Willibald Alexis. Hg. von Dr. Max Ewert. Berlin 1900. S. 292ff.

889. S. 180.) Zwei Polen in Weimar (1829). Ein Beitrag zur Goetheliteratur, aus polnischen Briefen übersetzt und eingeleitet von F. Th. Bratranek. Wien 1870. S. 51ff. – S. 181, Z. 9: „Adam" = der berühmte polnische Dichter Adam Mieckiewicz; Z. 7: „der Frau E" = Szymanowska; S. 184, Z. 13: „petite-fille de notre Schiller" = in Wahrheit die Tochter Schillers Emilie von Gleichen-Rußwurm.

890. (S. 186.) Catalogue de la precieuse collection d'autographes composante le cabinet de M. Alfred Bovet. Serie VII—X. Paris 1885. p. 574 f.
891. (S. 189.) Eduard von Simſon: Erinnerungen aus ſeinem Leben, zuſammengeſtellt von B. von Simſon. Leipzig 1900. S. 28 ff.
892. (S. 190.) Quelle wie Nr. 889. S. 93 ff.
893. (S. 191.) Die Grenzboten. 28. Jahrgang. 2. Semeſter, 1. Band. S. 208.
894. (S. 191.) Quelle wie Nr. 891. S. 40 f.
895. (S. 192.) Quelle wie Nr. 889. S. 145 ff.
896. (S. 193.) H. Jouin: David d'Angers, sa vie, son oeuvre, ses écrits et ses contemporains. Paris 1878.
897. (S. 194.) Goethe-Jahrbuch. Band 7 (1886), S. 220 ff.: Zwei Beſuche eines Polen bei Goethe, 1829 und 1830. Mitgeteilt von A. Zipper. Überſetzung von Kozmians Bericht in der polniſchen Zeitſchrift Pozyjaciel ludu („Der Volksfreund"), März 1839, Nr. 35/37.
898. (S. 195.) Goethe-Jahrbuch. Band 17 (1896), S. 66 ff.
899. (S. 197.) Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Nach dem franzöſiſchen Texte, als eine bedeutend vermehrte und verbeſſerte Ausgabe des dritten Teiles der Eckermannſchen Geſpräche, hg. von C. A. H. Burkhardt. Weimar 1905. S. 63 f.
900/1. (S. 197 f.) Quelle wie Nr. 748. I 310, 313 f.
902. (S. 199.) Quelle wie Nr. 899. S. 87 f.
903. (S. 199.) Quelle wie Nr. 748. S. 318 f.
904. (S. 201.) Quelle wie Nr. 899. S. 97.
905. (S. 201.) Quelle wie Nr. 849. S. 43.
906. (S. 202.) Quelle wie Nr. 748. I, 324 f.
907. (S. 202.) Quelle wie Nr. 818. II, 161.
908. (S. 203.) Quelle wie Nr. 897.
909. (S. 204.) Reiſebriefe von Felix Mendelsſohn-Bartholdy aus den Jahren 1830 bis 1832. Hg. von Paul Mendelsſohn-Bartholdy. Leipzig 1861. I, 3 ff.
910. (S. 207.) Goethe-Jahrbuch, Band 32 (1911), S. 197 ff. Mitgeteilt von P. W. Wenck.
911. (S. 209.) Auguſte Schwedes: Theodor Schwedes. Leben und Wirken eines kurheſſiſchen Staatsmannes von 1788—1882. Wiesbaden 1899. S. 34 f.
912. (S. 209.) The Hon. Sir Charles Murray, K. C. B. - A. Memoir by the Right Hon. Sir H. Maxwell, Bart. Edinb. u. London 1898. S. 73. — Deutſch mitgeteilt von Georg Herzfeld im Goethe-Jahrbuch, Band 20 (1899), S. 270 ff.
913. (S. 211.) Goethe-Jahrbuch, Band 7 (1886), S. 220.
914. (S. 211.) Frankfurter Zeitung vom 9. Juli 1899. 1. Morgenblatt.
915. (S. 213.) Morgenblatt für gebildete Stände. 9. April 1832, S. 337. Überſetzung aus dem Journal des Débats.

916. (S. 213. Karl von Hase: Annalen meines Lebens. Hg. von K. A. von Hase. Leipzig 1891. Der Gesammelten Werke Band XI, 2. S. 4f.

917. (S. 214.) Aus dem Leben von Johann Diederich Gries 1855. S. 160.

918. (S. 215.) G. H. Lewes: The Life and Works of Goethe. London 1855. II, 444f.

919. (S. 215.) Deinhardstein: Skizzen einer Reise von Wien über Prag, Leplitz, Dresden, Berlin, Weimar, Frankfurt am Main, Darmstadt, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart, München, Salzburg, Linz und von dort nach Wien zurück, in Briefen an einen Freund. Wien 1831. S. 91ff.

920. (S. 217.) Deutsche Blätter aus Thüringen. Nr. 69 vom 28. August 1849. -- Mitgeteilt von Hans Schulz in der Zeitschrift für Bücherfreunde, Dezember 1919.

921. (S. 218. Quelle wie Nr. 884. S. 284f.

922. (S. 219.) Quelle wie Nr. 748. I, 34-f.

923. (S. 220. Quelle wie Nr. 824. S. 3-5.

924. (S. 220.) Quelle wie Nr. 855. S. 23-ff.

925. (S. 222. Quelle wie Nr. 748. S. 389.

926/7. (S. 222f.) Otto Roquette: Friedrich Preller. Ein Lebensbild. Frankfurt a. M. 1883. S. 89f., 96.

928. (S. 223.) Quelle wie Nr. 881. 1. Aufl. VIII, 77ff.

929. (S. 225.) Quelle wie Nr. 828. 140. Aufl. Berlin-Grunewald 1923. S. 97f.

930. (S. 226.) Quelle wie Nr. 881. 2. Aufl. IV, 381.

931. (S. 227.) Quelle wie Nr. 780. Nr. 2829.

932. (S 227.) Goethe-Jahrbuch, Band 6 (1885), S. 173.

933. (S. 228.) Ost und West. Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben. Prag 1837. Nr. 3, S. 20.

934. (S. 228.) Jubiläums-Katalog der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. Stuttgart 1909. S. Lf.

935. (S. 229.) K. W. Müller: Goethes letzte literarische Tätigkeit, Verhältnis zum Ausland und Scheiden. Jena 1832. S. 43f.

936. (S. 230.) Quelle wie Nr. 929. S. 92.

937. (S. 230.) Weimarer Sonntagsblatt. Nr. 29. 15. Juli 1855. S. 123ff.

938. (S. 235.) J. P. Eckermann: Goethes Faust am Hofe des Kaisers. In drei Akten für die Bühne eingerichtet. Hg. von F. Lewes. Berlin 1901. Xff.

939. (S. 236. Quelle wie Nr. 928. VIII, 141ff.

940. (S. 237. Goethes drei letzte Lebenstage. Die Handschrift eines Augenzeugen (C. W. Coudray). Hg. von K. Holsten. Heidelberg 1880. S. 1f.

941. (S. 238. Quelle wie Nr. 928. X, 200ff.

942. (S. 239. Carl Vogel: Die letzte Krankheit Goethes. Aus Hufelands und Osanns Journal für praktische Heilkunde.) Berlin 1833. S. 5ff.

943. S. 243.) Quelle wie Nr. 935. S. 24ff.

944. S. 247.) Die Grenzboten. 1869. Band 2, Heft 32, S. 212f.

945. (S. 247.) Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Von Bettine von Arnim. Neu hg. von Heinz Amelung. Berlin, Bong & Co. 1914. S. 567. — Ausgabe der Werke Bettinens von Waldemar Oehlke, Berlin, Propyläen-Verlag, IV, 181.

946. (S. 247.) Quelle wie Nr. 748. I, 407.

947. (S. 248.) Quelle wie Nr. 861. S. 263ff.

948. (S. 249.) Goethe-Jahrbuch. Band 23 (1902), S. 63ff.: Aus Goethes Schreibtisch. Von Carl Ruland.

949. (S. 252.) Des Knaben Lust und Lehre. Album für das reifere Jugendalter, hg. von Dr. Hermann Marius. 3. Jahrgang. Glogau 1859. S. 308: Goethes Haus im Jahre 1838. Bruchstücke eines Tagebuchs von L. Melzer. — Mitgeteilt in der Zeitschrift für Bücherfreunde 1920/1. Heft 1/2, S. 45.

Gedruckt Anfang 1925 für den Propyläen-Verlag in Berlin in Ungerschen Schriften von der Offizin W. Drugulin in Leipzig. Gebunden von der Leipziger Buchbinderei A. G. vorm. Gustav Fritzsche

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
1891
C09
Ergänz.
Bd.3

Goethe, Johann Wolfgang von
Sämtliche Werke. Ergänzungsbänd